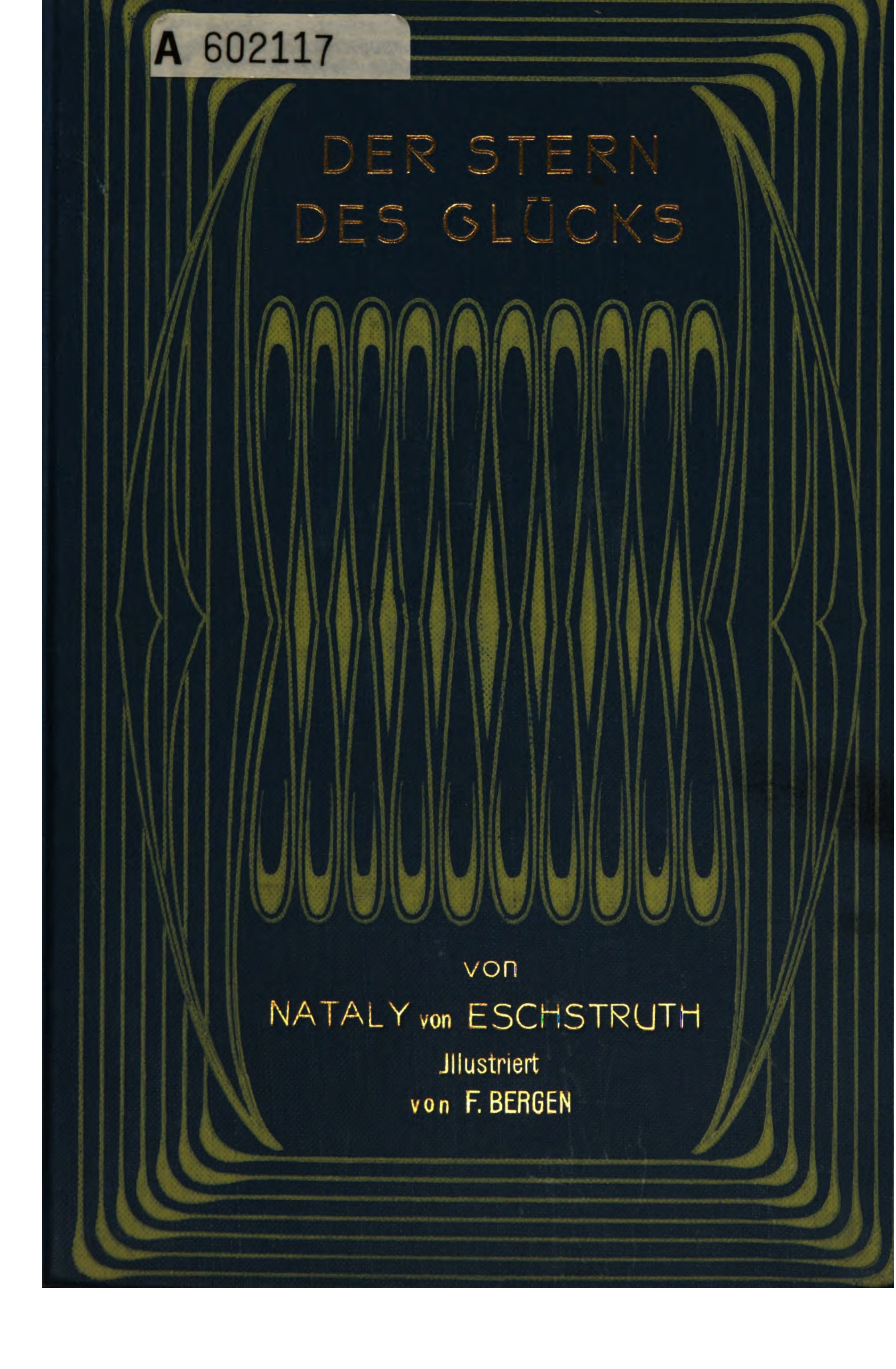


A 602117
DER STERN
DES GLÜCKS
von
NATALY von ESCHSTRUTH
Jllustriert
von F. BERGEN

Mrs. Valiton

Der Stern des Glücks

Roman

von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von Fritz Bergen

I



Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.

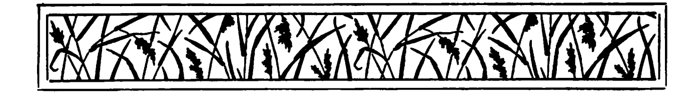
Herrn Generalmajor von Graberg

und Gemahlin

Frau Hedwig von Graberg

in aufrichtigster Verehrung zugeeignet

von der Verfasserin.



I.

Es ist das Glück ein flüchtig Ding
Und war's zu allen Tagen,
Und jagtest du um der Erde Ring,
Du könntest es nicht erjagen!
Leg lieber dich in's Gras voll Duft
Und singe deine Lieder —
Urplötzlich, aus der blauen Luft
Fällt es auf dich hernieder!

Geibel.

„Schängchen . . —! Heerense doch! — Schängchen! — Hier hab' ich Sie ja 'ne Einladung für'n Excellenz!!" —

Jean, der feine, hochbewährte Kammerdiener Seiner Excellenz, welcher es in den Tod haßte, wenn sein thüringischer, sehr minderwertiger Kollege ihn vertraulich „Schängchen" nannte, blickte verweisend von den Büchern, welche er soeben abstäubte, empor, und die Falte zwischen seinen Brauen vertiefte sich.

„Wie oft soll ich Ihnen wiederholen, Pannkeuken, daß ich die Titulatur „Schängchen" hasse! — Ich verstehe dieses Wort nicht, es ist mir unsympathisch, und ich erachte es in Ihrem Munde despektierlich klingend. Sie vergessen stets von neuem, was Sie einem Mann in

meiner Stellung schulden. Ich bin nicht nur der erste Kammerdiener Seiner Excellenz, — ich bin auch sein Faktotum, sein Schatzmeister, sein Sekretär, sein Vertrauter, sein Ratgeber, — ich bin der Mann, welcher die Triebfeder des Ganzen ist — so zu sagen — das Alpha und Omega — das A und das Z — ich bin Herr Jean Baptiste Casimir Sternberg — verstandez vous?"

Und der Sprecher richtete sich in allerimponierendster Pose empor und drückte das spitze Kinn auf die Kravatte.

„Ei nadierlich, mei Kutester!" nickte Pannkeuken voll unverwüstlicher Gutmütigkeit. „Se meenen mit anderen Worden: Sie wären ejendlich Excellenz — und Excellenz wäre ejendlich nischt! — Trifft Sie merschtendeels och zu! — Das alte Herrchen käm' Sie ja gar nicht von der Stelle ohne Sie, mei bestes Schängchen! So e kleenes Luderchen wie Sie is och gar nicht zu entbehren im Schlosse; Alles wissen Se — alles können Se — alles arrangschieren Se — wie gesagt — ich meente gleich am erschten Dage, wie Se damals in Jahre 68 zu uns aufs Schloß kamen — Jemersch, Herr Schängchen — balde sin ser 24 Jahre! Die Zeit hat werklich Fliegel! — also damals sagte ich gleich zu allen andern — hm . . hm . . sagt ich . . das Schängchen is 'n Luder! — Aber wissen Se . . ansehn duht mer Sie die 24 Jahre werklich nich . . ."

Jean Baptiste sah wohl oder übel geschmeichelt aus. Er faltete das Staubtuch graziös zusammen und klatschte lässig gegen die Marmorstatue einer Venus.

„Schon gut — schon gut — ich werde heiser, wenn ich Ihnen zuhöre!“



„I gar? — Sehn Se .. das is nu für mich reene gar nischt, so e bischen gähren — i, das geheert grade für mich zur Gemietlichkeit!“ — — Pannkeuken trat halb neugierig, halb ängstlich näher und starrte auf die Venus. „Man sachte — immer hibsch

sachtechen, mei Kutester!! Wenn Se das Geibelchen zerschlagen, setzt's am Ende doch 'ne Koppnuß von Excellenzen —"

„Das Geibelchen? Was meinen Sie damit?"

„I gar, das wissen Se nicht — Herr Schängchen? Dorthier das nakigte Vorzellanpippchen meen' ich! Das is auch so'n teieres Geibelchen, wo die verstorbene Gnädige so'n Aufhebens von machte!" —

„Geibel? er ist wohl verrückt, Pannkeuken! Wie kommt er auf die verdrehte Idee, daß diese Venus der Dichter Geibel sein soll?" —

„Wie ich dadrauf komme? Na über so was! wenn ich frieher bei der Gnädigen in' Boudoir den Thee servierte, schrie se egal: „Pannkeuken! — nehmen Se sich in Obacht! stoßen Se mir 'n Geibel nicht von der Seile!" — Dadermit meente se och sone Vorzellanfigur, die auf 'n vergoldeten Schtänder bostiert war, — wissen Se . . e Männergesichte . ."

Ein unendlich verächtliches Lächeln kräuselte die Lippen Jean Baptistes. Sein sorglich frisiertes und pomadisiertes Haupt wiegte sich mit schier beleidigendem leisen Zungenschnalzen auf der weißen Kravatte.

„Sie meinen das Standbild des Dichters Geibel — und wie mir scheint haben Sie keine Ahnung von unseren klassischen Dichtern . . . Denn wenn Sie die Venus auch für Emanuel Geibel halten —"

„Na heeren Se — wissen Se, Herr Schängchen . . daß Sie sone Nackfräscherchen och noch großartig mit Vor-

und Zunamen bedibdeliert haben wollen — das gommt mir doch nachgerade e bischen iberdrieben vor! — Ich fier meine Person nenne eens wie's andere, — — Geibelchen! n' kleenes Geibelchen . . . n' großes Geibelchen — so wie die Gnädige ihre Porzellanbubbe och nannte; — verstehen Se? — un hier is die Einladung ibrigens."

Herr Sternberg murmelte achselzuckend ein: „Höchst ungebildet! entsetzlich ungebildet!" Dann griff er mechanisch nach der Einladung und blickte auf die Adresse nieder.

„Bringen Se se lieber gleich zu Excellenzen 'rein, der reidende Bote will Se umgehende Antwort haben!"

„Zu Excellenz bringen? wozu das? — hält ja nur auf!" und Jean Baptiste öffnete gelassen das Couvert, den Inhalt der großen, wappengeschmückten und goldgeränderten Karte zu lesen.

„Hm . . Dinereinladung zu morgen Mittag . . Schloß . . Herzog Hans Friedrich . . . hm . . . Absagen unmöglich . . hm . . . hm . ." und der Leser richtete sich in seiner gelassen bestimmten Weise empor, schob die Rechte über der Brust in den Rock und setzte den einen Fuß auf dem weichen Smyrnateppich vor. — „Excellenz werden die Ehre haben und kommen."

„Och gut. — Ne heeren Se Schängchen . . so was . . gar nicht mal fragen dhun Se . . na ja . . ich sag's ja immer . . Se sin e Luderchen . . e reenes Luderchen!" und fröhlich schmunzelnd machte Pannkeuken kehrt und tappte zur Thür.

Jean Baptiste aber ließ sich in seiner Beschäftigung

absolut nicht stören, sondern räumte in seiner sorgsamen Weise den Schreibtisch Seiner Excellenz, des ehemaligen Finanzministers auf, wie vor dreißig Jahren, als derselbe sich noch im Wirbelsturm der Geschäfte ganz und gar auf seinen getreuen Sternberg verlassen und den Diplomatentisch voll hochgestapelter Papiere, Mappen und Broschüren dem Ordnungssinn seines Kammerdieners überlassen konnte.

Jetzt lagen weder Akten noch Broschüren, noch eilig aufgerissene Briefumschläge auf dem grünen Tuch; die Tinte war längst zu Staub zusammengetrocknet, die Feder verrostet, und die Pendule, von zwei edelsteingeschmückten Mohren getragen, tickte so schläfrig und müde, wie das Herz in der Brust ihres alten, verabschiedeten Herrn.

Die Zeit war abgelaufen für ihn und für sie, — aber Jean Baptiste wollte es nicht Wort haben, er räumte den Schreibtisch auf, — einen Tag wie den anderen — obwohl keine, gar keine Unordnung darauf zu sehen war, obwohl kein Federzug mehr aus dem Tintenfaß geschrieben, kein einziger sekreter Brief mehr in die braunlederne Mappe geschoben ward. Excellenz hatte sich schon lange, lange von Welt und Leben zurückgezogen, hierher in sein stilles, einsames Schloß, welches ehemals nur die erquickende kleine Ruheinsel in dem stürmischen Lebensmeer des Ministers gewesen.

Freiherr von Floringhoven zählte ehemals zu den besten und bevorzugtesten Mitgliedern des Kabinetts. Glückliche, erfolggesegnete Unternehmungen machten seinen

Namen bekannt und beliebt, seine äußerst liebenswürdige, geistreiche und repräsentable Persönlichkeit erwarb ihm die Sympathien aller Gesellschaftskreise, und sein hohes



Wissen sowie seine außerordentliche diplomatische Tüchtigkeit sicherten ihm durch lange Jahre hindurch eine hervorragende Stellung unter den leitenden Vertretern des Staates. Ein Leben voll ununterbrochener geistiger An-

strengung konsumiert. — Auch Freiherr von Floringhoven empfand die Last der Jahre, und die schnell sich folgenden herben Schicksalsschläge, welche seine engste Familie heimsuchten, machten ihn vor der Zeit zum lebensmüden Greis. Seine beiden einzigen Kinder sanken vor ihm in das Grab.

Der Sohn, ein blühender, zu den besten Hoffnungen berechtigender Kavallerieoffizier, verunglückte bei einem Manöverritt in einem Graben, über welchen das Regiment in scharfem Galopp, eingehüllt von schier undurchsichtigen Staubwolken hinwegsetzte.

Das Pferd des Leutnants von Floringhoven sprang zu kurz und brach zusammen, und nachstürzende Reiter begruben den jungen Offizier unter sich, welchem ein Huftritt die Brust zermalmte. Wenige Stunden danach erlag der einzige Sohn des Ministers seiner schweren Verletzung.

Und just, als sei das Unheil gekommen, um nicht wieder von der Schwelle des Hauses zu weichen, folgte die Mutter dem Sohn durch einen ebenso jähen Tod. Eine Herzlähmung raffte die immerhin noch rüstige, allgemein verehrte und geliebte Frau von der Seite ihres Gatten.

Schwer gebeugt zog sich Floringhoven in längerem Urlaub von seinem anstrengenden und verantwortlichen Posten zurück, Kraft und Erholung in dem Hause seiner verheirateten Tochter zu suchen. Dieselbe hatte einem Vetter Floringhoven die Hand zum Bunde gereicht, ein seiner Zeit viel bejubeltes und von der Familie innig ersehntes Ereignis, welches nun doch einen Floringhoven

zum Erben und Nachfolger von Schloß Floringhof machte, nachdem der einzige Sohn des Ministers ohne Nachkommen gestorben war.



Aber der Mensch denkt — und Gott lenkt.

Als ob ein unbarmherziges Schicksal dem alten Herrn alles nehmen wollte, woran sein Herz voll Liebe und Zärtlichkeit hing, entriß es ihm auch die Tochter, sein

letztes und liebstes Kleinod, welches er besaß. Und doch nicht sein letztes!

Ein kleines, rosiges Ebenbild seiner Margarete lächelte ihm durch Thränen aus der Wiege entgegen. Sein Enkelkind, der einzige Überrest von all dem großen, vielbeneideten Glück!

Die Welt war für den ehemals so rastlos thätigen, nimmer müden Staatsmann plötzlich abgestorben. Für wen arbeitete er noch?

Für König und Vaterland.

Er that's, er wollte nach wie vor sein Bestes geben und leisten, aber das Haar auf seinem Haupte ward schneeweiß, und in seinem Innern ward es ebenfalls Winter.

Wenn eine Glocke einen Sprung bekommen, tönt sie wohl noch, — aber sie klingt nicht mehr.

Und das Herz des alten Mannes glich einer solchen Glocke. Es schlug nach wie vor in pflichttreuem Mühen und Arbeiten, aber was in die Welt hinaus hallte, hatte nicht mehr den guten Klang wie früher. Krieg! —

Mehr denn je braucht das Vaterland frische, jugendstarke Männerhände an dem Staatsruder, der Freiherr von Floringhoven aber ist ein Greis an Leib und Seele geworden. Er fühlt es, er kann nicht mehr in dem Sturmschritt der Zeit mit fort. Er ist müde geworden. Soll er gehen?

Ja, er muß es. Vor ihm liegt die kurze, entsetzliche Depesche, welche die Nachricht bringt, daß seine kleine

Enkelin Benedikta eine Waise geworden. Ihr Vater ist vor Metz gefallen.

Nun sind sie beide ganz allein, das kleine hilflose Würmchen in der Wiege und er, der alte, lebensmüde Mann.

Sie darf aber nicht ganz verlassen sein, und er darf noch nicht sterben — um des Kindes willen.

Da sagte er der Welt und ihrem Leben und Treiben Valet und siedelte über in sein schönes, einsames Schloß Floringhof. Benedikta nahm er zu sich, und gleichsam, als klammere sich das morsche alte Lebenspflänzlein an dies jungaufblühende Reis, lebte der Minister nur noch den Interessen des Kindes, wieder jung werdend bei dem innigen Zusammenleben mit diesem frischen Blut.

Als habe der Todesengel eingesehen, daß er die Mitglieder der Familie viel zu früh und voreilig abgeholt, schien er nun doppelt lange zu zögern, den alten Herrn mit seinen Lieben zu vereinen. Der Minister sagte oft selbst mit wehmütigem Kopfschütteln: „Man hat mich vergessen droben!“ Jahr um Jahr verging, immer älter, immer stumpfer und abständiger ward der alte Mann, aber er starb nicht.

Die Vergangenheit verwischte sich mehr und mehr, und Benediktas jugendschöne Lichtgestalt verklärte einzig sein Dasein, wie eine liebe, goldige Sonne, in deren Glanz sich sein kühles Herz wärmte und erquickte.

Nun dachte er nicht mehr an Sterben und Scheiden. Er lebte so still und behaglich in seinem Schlosse dahin, — der gute Jean Baptiste sorgte für alles, und Benedikta

lächelte wie der junge Frühling; wenn sie sang, lauschte er mit gefalteten Händen, als sehe er den Himmel offen, und wenn sie Großväterchen liebkosend um etwas bat, dann hätte eher das ganze Weltall aus den Fugen brechen mögen, ehe er dem Liebling etwas abschlug.

Und die junge Baroneß wuchs immer schöner und imposanter heran, und Jean Baptiste erklärte eines schönen Tages: „Nun ist das Kind groß geworden, Excellenz, — mit den Gouvernanten taugt's nicht mehr, die letzte ist vor acht Tagen abgereist, jetzt muß eine Dame in das Schloß, welche unsere junge Gnädige in die Welt führt!"

Der Minister schaute verblüfft mit seinen matten, ausdruckslosen Augen auf. „Aber Jean — dazu bin ich ja noch da!"

„Das halten Excellenz nicht mehr aus."

Der alte Herr wiegte ärgerlich das Haupt mit den spärlichen weißen Löckchen.

„Warum soll ich es nicht mehr aushalten? Ich habe mehr auf diesen schwachen Schultern zu tragen, als ein paar schlaflose Ballnächte!"

Jean Baptiste sah streng aus; — sein hageres Gesicht mit den intelligenten Augen unter den weißbuschigen Brauen schien aus Stein gemeißelt.

„Bei ein paar Nächten allein bleibt es nicht, Excellenz; das gnädige Fräulein muß regelrecht ausgeführt werden, und dahin wo solche junge, behende Füßchen springen, können wir Grauköpfe nicht mit. — Wenn Gäste hierher zu uns kommen, müssen sich Excellenz selbstverständlich

zeigen, denn das erfordert die Repräsentation und Reputation, — und wenn ein Diner in der Nachbarschaft abgehalten wird, bei Standespersonen oder hohem Adel, dann müssen Excellenz auch hin, — das sind wir der eigenen Stellung und dem guten Namen schuldig. Da werden keine übermäßigen Anforderungen an Ew. Excellenz gestellt. — Essen, trinken, Täßchen Kaffee, und dann bin ich schon wieder zur Stelle und melde den Wagen." —

Freiherr von Floringhoven nickte apathisch vor sich hin. Seine angeregte Stimmung hielt nie mehr lange an und machte bald einer wortkargen Stumpfheit wieder Platz: „Gut, gut — ganz wie du meinst, Jean. Was für das Kind notwendig ist, muß selbstverständlich geschehen. — Richte es nur alles ein."

„Und die Repräsentationsdame, Excellenz?"

Der Minister starrte nachdenklich vor sich hin. Wie hilfeflehend schlang er die welken Hände ineinander. „Ja, du lieber Gott! ich weiß keine, gar keine."

„Ich werde mit Baronesse sprechen und dann fahren wir zusammen zur Frau Gräfin Borken nach Kerptow hinüber, — es wäre gut, wenn eine Dame, wie die Frau Gräfin, diese Angelegenheit in die Hand nähme!"

Wie erlöst atmete der alte Herr auf: „Gut . . . sehr gut . . . Du weißt doch immer Rat, Jean . . . und nun . . nun lies mir nochmal den Zeitungsartikel über die neuen Zollgesetze vor, lieber Jean! . . . ich habe das vorhin doch nicht so ganz erfaßt — — —"

„Darf ich zuvor noch melden, Excellenz, daß wir so-

eben eine Einladung zum Jagddiner erhalten haben. Morgen mittag fünf Uhr im Jagdschloß Altenfähre."

Floringhoven hörte nur mit halbem Ohre. „So, so . . . zu wem denn?" — fragte er gleichgültig, seine Pelzdecke fester um die Knie ziehend.

Zu dem Herrn Herzog Hans Friedrich, Königliche Hoheit. Hochderselbe hat wieder für vierzehn Tage Aufenthalt in Altenfähre genommen, um, wie alljährlich, die Sauhatzen in den königlichen Forsten abzuhalten."

So, so . . . und du meinst, Jean . . . daß ich zusagen muß."

„Fraglos, Excellenz; das erfordert der Respekt und unsere Achtung vor uns selbst."

„Hm . . . hm . . du weißt ja Bescheid Jean. — Wer kommt denn da?"

„Ich bin's Excellenz, — bringe eine Tasse Bouillon. Bei dem kalten Wetter ist's zu brauchen."

„Hm, hm, die Jungfer Riekchen! . . gut . . . sehr schön . . . ah — so etwas Warmes thut gut.

Die alte Haushälterin rührte sorglich in der großen, silbernen Tasse und fischte noch ein letztes Fettauge ab. Ihre kleine, zusammengeschrumpfte Gestalt trug ein winziges Köpfchen, welches eine riesige Haube umrahmte. Silberweiße Haarsträhne lagen glatt an den eingesunkenen Schläfen, und die zahllosen Runen und Fältchen in der pergamentfarbenen Haut ließen auf eine hohe Zahl schließen, wollte man das Alter der Jungfer Riekchen angeben.

Dennoch war sie rüstig, flink und behende wie ein

Backfisch, und jede ihrer Bewegungen zeugte von ungeschwächter Energie und Lebendigkeit.

Und dieweil Mamsell die Fleischbrühe mundgerecht



machte und Jean in den Zeitungen stöberte, öffnete sich die Thür abermals.

Ein uraltes Männchen in der Uniform der Leibjäger stand auf der Schwelle.

„Wollte gehorsamst anfragen, ob Excellenz bei diesem Schneesturm befehlen spazieren zu fahren?"

„Nein, Konrad . . . es ist bitterkalt. Solches Wetter taugt nicht für uns alte Garde."

„Befehl Excellenz."

Wunderlich — in dem behaglichen „Arbeits"zimmer des ehemaligen Ministers trafen sich in diesem Augenblick ein paar Jahrhunderte zusammen.

Vier Menschen mit weißem Haar, alte, greisenhaft alte Menschen, und die, welche in Küche und Keller zu ihnen gehörten, waren nicht viel jünger, waren alle Überbleibsel aus schöner, vergangener Zeit, treuer, dauerhafter Epheu von Fleisch und Blut, welcher unlöslich mit Schloß Floringhof verwachsen war.

Was Wunder, wenn die heitere, jugendliche Außenwelt ihre Betrachtungen darüber anstellte, und scherzweise nicht vom Schloß Floringhof — sondern von dem „Petrefaktenhof" sprach.

Versteinert und verknöchert!

So unrecht hatten die Schelmenzungen nicht. Das ganze Schloß, mit allem was drinnen war, glich trotz seiner tadellos stolzen Mauern doch nur einer Ruine, in welcher versteinerte, uralte Wesen hausten, wie die Bewohner jener Gespensterburg, welche um Mitternacht von ihren Marmor-



postamenten niedersteigen und als steinerne Gäste durch die Hallen schreiten.

Ja, Floringhof war ein Trümmerhaufen wandelnder Grabdenkmäler, und Benedikta das einzig neue Leben, welches dieser Ruine entsproß, — und dennoch gab es kein gemütlicheres, fröhlicheres Völkchen wie diese „Petrefakten" im Hofstaate des alten Ministers. — — —

Der Schnee wirbelte durch die kalte Winterluft, höher und höher deckte er die froststarre Erde, und der Nordwind pfiff um die Türme und Giebelchen, als ärgere er sich des rosigen Lebens hinter den hohen Spiegelscheiben, welches er trotz all seines Grimmes noch nicht hatte zu Tode frieren können.

Ihm zum Hohne hallten und schallten die jugendfrischen Stimmen durch das hohe Gemach, und je glückseliger die Frühlings- und Liebeslieder zu ihm herausjubelten, je zorniger rüttelte er an dem Turmbau, als wolle der König Winter die holden Melodien zerfetzen, welche das liebliche Regiment des Lenzes priesen.

Wo das Feuer im Kamin lodert und die altmodische, aber kostbare und geschmackvolle Pracht des Turmzimmers sich in trauliche Wärme hüllt, saß Baroneß Benedikta am Flügel, mit freudestrahlenden Augen von ihrer liebenswürdigen, jungen Lehrerin zu lernen.

Sie sangen, — Duetts, Solis, Lieder und Arien, alles, was die unerschöpfliche Notenmappe der Marga Daja zu Tage förderte.

„Marga Daja" stand in goldenen Lettern auf der rot-

juchtenen, sehr eleganten Musikmappe gedruckt, und die Trägerin dieses absonderlichen Namens lehnte, ebenso absonderlich und geschmackvoll anzuschauen, neben dem Instrument, just eine neue Arie leidenschaftlichen Empfindens in die winterliche, tief verschneite Einsamkeit hinaus zu jubeln.

Marga Daja war ein Rätsel, seine Auflösung hieß Margarete Dallberg. Aber die Welt kannte diese Lösung nicht, sie wußte nur von einer Marga Daja, deren Namen sie mit besonderer Freude in der Residenz auf dem Theaterzettel las, — vorerst nur hinter den kleineren Nebenrollen, denn Marga Daja war eine Anfängerin, eine junge Sängerin, welche es nur der Protektion des ehemaligen Ministers Floringhoven verdankte, daß sie ihr erstes Engagement bereits an der Hofoper gefunden.

Die frische, klangvolle Stimme der jungen Sängerin entzückte das Publikum ebenso sehr, wie ihre äußerst anmutige, graziöse und madonnenhafte Schönheit, deren einziger Fehler es war, daß sie nicht recht zu dem übermütigen Pagen- und Soubrettenrollen voll Pikanterie und Schalk passen wollte, welche nun doch das Repertoir einsichtslos der Stimme der Künstlerin zuschrieb.

Marga Daja war die Verkörperung lyrischer Zartheit und poesievoller Schwärmerei.

Ihre kleine, elfenhafte Gestalt schwebte wie ein Hauch durch das Leben, und die großen lichtblauen Augen blickten so verklärt und „überirdisch“ aus dem blassen Gesichtchen, wie bei einem kranken Kind, welchem man liebe Märchen erzählt.

Goldblond lockten sich die Haare um das Köpfchen, mit Vorliebe offen und lang niederwallend getragen, mit den weißen Kleidern harmonierend, welche Marga Daja, voll eigenartigen Geschmacks, stets in der Babyfaçon einer Bettina von Arnim trug.

Auch in der Künstlerwelt der Residenz wurde sie nur „das Kind!", genannt und ihr kindlicher Zauber fand viel Anbetung, wie auch eines ihrer meist ausgestellten Bilder durch seine rührende Naivetät Aufsehen erregte.!

Es zeigte das lockenumwallte Köpfchen mit den großen, träumerisch zum Himmel blickenden Augen, das weiche Kinn auf die gefalteten Hände gestützt! Eine berückende Mignon — eine undenkbare Susanne — ein geradezu unmögliches „lustiges Weib von Windsor!" — Die Zahl der für sie geeigneten Opernpartien blieb klein, und das war ein großer Stein im Wege ihrer Bühnencarriere.

Margarete Dallberg war die Nichte des Gutspächters von Floringhof.

Jahrelang verlebte sie, eine Waise, all ihre Ferien und die spätere Urlaubzeit bei den Verwandten, und da die Jugend sich noch schneller und widerstandsloser anzieht als Eisen und Magnet, so hatten sich die beiden einzig jungen Lebewesen des Schlosses schnell gefunden, durch gemeinsame Gesangstudien den Grund für eine treue und aufrichtige Zuneigung und Freundschaft legend.

Keine größeren Gegensätze konnte man verkörpert sehen als in diesen beiden Freundinnen.

Marga Dajas sylphenhaftes Figürchen verschwand neben der wundervollen, junonisch stolzen Erscheinung Benediktas. Stolz, selbstbewußt, vom Scheitel bis zur Sohle die distinguiert vornehme Gestalt der Aristokratin, überragte Baronesse Floringhoven „das Kind", wie eine Edeltanne über das schmiegsame Schilf emporwächst.

Ihr schönes, regelmäßiges Antlitz kannte keinen Ausdruck schwärmerischer Sentimentalität, im Gegenteil, ein Zug herber Resignation ließ es älter als gerechtfertigt erscheinen. Große, leuchtend schwarze Augen, unvergeßlich jedem, der hineingeschaut, belebten als größte und auffallendste Schönheit das zartfarbene Anlitz, und wenn man vor Benedikta von Floringhoven stand, und ließ den Blick über die schlanke Gestalt in dem dunklen Trauergewand gleiten, so schlich ein Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung in das Herz, wie es empfindsame Seelen bei dem Anblick einer geliebten und idealisierten Prinzessin oder Königin empfinden.

Gleich wie bei Jenen, lag auch in der Erscheinung des jungen Mädchens eine hoheitsvolle Würde, welche nie ihre Wirkung auf die Umgebung verfehlte. Eine unbewußte Hoheit, eine ahnungslose Würde. Sie prägte sich ungesucht und ungeübt in jeder Bewegung aus.

Marga Daja hatte oft geseufzt: „Was gäbe ich darum, könnte ich ein einziges Mal so über die Bühne schreiten, wie Sie tagtäglich und stündlich durch Schloß und Park gehen, — könnte ich meine Hände bewegen wie Sie! — könnte ich das Haupt so königlich auf dem

Nacken tragen, wie Baroneß! Wie machen Sie das? — Lehren Sie es mich!"

Aber es ließ sich nicht lehren, — es lag im Blut, es war ein angeborenes „Genie des Vornehmen", welches so unbewußt zu Tage tritt und eine Person durch das Leben geleitet, wie der Blumenduft, als nie künstlich zu erwerbende Gottesgabe, dem Blütenkelche der Königin Rose anhaftet. —

Marga Daja sang, — sang mit strahlenden Augen und herzaufquellender Innigkeit die Arie aus der Gazza Cadra:

„Was ich oft im Traume sah
Wird nun in Erfüllung geh'n,
Vater und Geliebter nah,
Himmelstochter — Wiedersehn!
Hold wie das Morgenlicht
Lächelt die Ferne.
Glückliche Sterne —
Täuschet mich nicht!"

Nachdenklich glitten die schlanken Finger Benediktas von den Tasten, ihr großer, ernster Blick haftete wie in fragendem Staunen auf der Sängerin.

„Diese Arie würde ich niemals, auch nur annähernd so singen können wie Sie, liebe Marga!"

Überrascht ließ die so jählings Unterbrochene das Notenblatt sinken: „So! und warum nicht?"

Eine herbe Falte senkte sich um Benediktas Lippen. „Weil ich nie der Zukunft derart zujubeln, weil ich nie an ein Glück glauben könnte, welches sie mir zu bringen vermöchte!"



Marga warf die Noten bei Seite und trat näher, sie legte leise die Hand auf die Schulter der Sprecherin.

„Welch eine absonderliche Grille! Wem möchte die Zukunft so heiter, so wolkenlos glücklich lächeln wie Ihnen, Sie Glückskind! „Schön, reich und klug genug, um in der Welt zu glänzen" — wahrlich, Benedikta, Sie brauchen doch nur diese marmorweißen Händchen auszustrecken, um das Glück in jeder — selbst in der vollkommensten Gestalt zu greifen."



„Glauben Sie es? Ich nicht!" Ein schwermütiger Blick schweifte in den Schneesturm hinaus. „Zwar weiß ich selber nicht recht, womit ich mein trübes Zweifeln an allem Glück motivieren soll, aber ich empfinde es wie in düsterer Vorahnung, daß ich das Glück so, wie es einzig für mich ein wahres Glück sein würde, nie und nimmer finden werde!"

„Und was deucht Ihnen die wahre Seligkeit?"

„Die Liebe! die echte, durch nichts beeinflußte, große, heilige Liebe!" Benedikta preßte wie in jäher Leidenschaft die Hände gegen die Brust — „und gerade das — was Sie mir soeben als Glück auslegen wollten, „klug und reich genug" — das wird zur Klippe werden, an welchem das einzige Schifflein scheitert, welches mich in ein irdisches Paradies zu bringen vermöchte!"

„Ich verstehe Sie nicht, Sie liebe Pessimistin!"

Marga Daja zog sich ein kleines Tabouret herzu und ließ sich an der Sprecherin Seite nieder, ihre Hände mit innigem Druck zu umschließen. Forschend blickte sie in das schöne Antlitz empor, welches sie mit den leise zuckenden Lippen noch nie so erregt gesehen hatte wie in dieser Stunde. „Haben Sie etwa eine unglückliche Liebe, Benedikta?" flüsterte sie weich.

Fräulein von Floringhoven schüttelte beinahe heftig das Haupt. „Noch nicht!" stieß sie kurz hervor.

Marga lachte. „Mein Gott, das klingt ja, als hätten Sie sich ganz bestimmt und expreß eine solche für die Zukunft bestellt?"

„O nein. Aber die dreizehnte Fee erscheint zumeist ungerufen, um Gevatterin bei einem armen Unglückskind zu stehen."

„Benedikta! welch unbegreifliches Schwarzsehen! Ohne Grund und Ursache kommt man nicht auf so ketzerische Gedanken! Wie können Sie — Sie — die alles besitzt,

was Männerherzen entzückt und gewinnt, derartige Hirngespinste nähren!"

„Ich habe alles! — ganz recht, ich habe zu viel!"

„Ein Überschuß ist nie ein Übel!"

„In manchem Sinne doch."

„Beweise! Ich verlange Beweise."

„Ich bin reich, — Gott sei es geklagt!"

„Ich bin arm, — Gott sei es noch mehr geklagt!"

Benedikta lächelte. „Nicht die Beweise unterbrechen, sonst werden sie in der Knospe erstickt."

„Ich bin ganz und gar schweigende Andacht."

„Ich bin reich! Wissen Sie nicht, Marga, daß die reichsten Mädchen im Grunde genommen die Ärmsten sind? Ich habe es erfahren. Vergangenen Sommer nahm mich Gräfin Borken mit nach Norderney. Ich war anfangs wenig beachtet, während einer ersten Privatreunion tanzte ich so gut wie gar nicht. „Es ist Herrenmangel, wir sind noch gar nicht bekannt in der Gesellschaft", tröstete mich die Gräfin, ich, die keines Trostes bedurfte, denn ich verlangte nicht nach Tänzern und amüsierte mich sehr gut mit den älteren Herren, welche es nicht an Liebenswürdigkeiten fehlen ließen. Wenige Tage darauf war ich der umlagerte, angeschwärmte, ausgezeichnete Anziehungspunkt für die Herrenwelt. Ich begriff diesen Wechsel nicht, aber ich freute mich all der Artigkeiten, welche man mir erwies. Die Gräfin forschte eifrig, welcher meiner Verehrer mir am besten gefalle, welcher die meisten Chancen habe? — Keiner; sollte es vielleicht mit der Zeit sich ändern, war wohl

ein junger Gutsbesitzer der sympathischste, in dessen Augen ich mehr, viel, viel mehr aufrichtige Gefühle zu lesen glaubte, wie in denen der anderen Herren.

Es war eine köstliche Mondscheinnacht. — — Sehr spät noch begleitete ich die Gräfin an die Dünen. Im Schatten eines Strandkorbes saßen wir, schweigsam die wunderbare Schönheit des lichtbeglänzten Meeres genießend. — Schritte, lautes, weinseliges Sprechen. „Nein, nein, cher père — kannst Gift drauf nehmen! Ich bin meiner Sache ganz gewiß! Die Kleine ist ja auf Brautschau hierher geführt . . . haha . . Kein Mensch ahnte anfangs, daß hinter der stolzen Juno ein dukatenfunkelnder Kometenschweif rausche — aber die alte Borken flüsterte selber ein paar alten Herren in das Ohr, daß Benedikta die Erbin des alten Floringhoven ist. Na — das Wettrennen, welches nun begann: Jeder wollte natürlich der zu dieser Juno gehörige Zeus werden, und da man in dieser Beziehung zum Heiden wurde und die Mythologie zur Modereligion machte, florierte der Tanz um das goldene Kalb in einer Art und Weise, welche den Kampf um den Sieg verteufelt heiß machte!"

„Empörend! Wer konnte es wagen, derart frivol und herzlos zu reden, Benedikta?"

„Wer? — ich sah seine elegante Gestalt scharf gegen den Himmel abgezeichnet, ich erkannte jede Linie seines hübschen, sonst so ganz anders dreinschauenden Gesichtes, und ich merkte es auch an dem jähen Zusammenzucken der Gräfin, daß sie genau wußte, wer der Sprecher war.

„Na, dann in Gottes Namen los, lieber Junge! Wenn du glaubst, Chancen zu haben, wäre ja diese Verbindung eine leidlich passende Partie für dich. Vor allen Dingen vergaloppiere dich aber nicht, sondern ziehe noch einmal genaue Erkundigungen über die Höhe ihres Vermögens ein. Wenn du um dieser Erbin Willen Alice vergessen und aus Vernunftsgründen eine Konvenienzehe eingehen willst, muß wenigstens eine sehr glänzende Mitgift das Opfer aufwiegen. Dein altes Familiengut vor dem Ruin zu retten, ist immerhin keine Bagatelle. Man sagt aber Benedikta sei nebenbei recht hübsch?"

„Hm . . . etwas frostige Schönheit, — mehr Statue wie Fleisch und Blut. — Man liebt das im allgemeinen nicht sehr an dem Ewig-Weiblichen. — Aber . . . ein paar hunderttausend Thalerscheine decken ja manches zu . . ."

Die Stimmen entfernten sich langsam und die einzelnen Worte wurden von der stärker anschwellenden Meeresbrandung übertönt. — Es ward still, sehr, sehr still am Strande. Thränen rinnen lautlos, und ein Herz verblutet unhörbar an solch moralischem Todesstoß. Endlich erhob sich die Gräfin, legte jählings den Arm um mich und flüsterte erbittert: „Armes, beklagenswertes Kind! — Ich denke, jener Freier wird sich einen Korb bei dir holen!"

„Er wird nicht dazu kommen, anzuhalten!" antwortete ich.

Die Sterne funkelten über uns, wie Augen der Liebe, welche zornig aufblitzen, weil man einem Herzen wehe ge-

than, — und das Meer rauschte näher und näher, lockend und schmeichlerisch seine weißen Wellenarme nach mir ausbreitend, als wollte es sagen: „Komm herab zu mir, du armes, reiches Kind, dessen Geld ja doch für ewig der Liebe den Weg zu deinem Herzen versperren wird! — —

„O, Benedikta, welch unglücklicher Wahn! Weil ein Einziger sein freveles, selbstsüchtiges Spiel mit Ihnen getrieben, wollen Sie an dem Glück Ihrer ganzen Zukunft verzagen? Noch hat Ihnen die Liebe ja durchaus keine Wunde geschlagen, — oder . . . oder —" die Stimme Margas sank zu bangem Flüsterlaut herab — „oder liebten Sie jenen Falschen etwa doch?"

Baroneß Floringhoven lehnte das schöne Haupt zurück und starrte mit weit offenen Augen in den wirbelnden Schnee hinaus. „Nein, — ich liebte ihn nicht, — Gott sei Lob und Dank dafür!" antwortete sie mit fester Stimme; „ich werde mich überhaupt nicht langsam — allmählich . . . nach und nach in einen Mann verlieben, niemals. Das nenne ich überhaupt keine Liebe, das ist lediglich ein „sich an einander gewöhnen." Sollte aber der Liebe wahrer, heiliger Götterfunken jemals in mein Herz fallen, so ist's ein Blitz, — schnell, ungeahnt, plötzlich, wie ein Stern jählings erstrahlend die Wolken durchbricht, — der Stern des Glücks! Ein einziger Blick, ein einziges tiefes Lesen in dem Antlitz des Betreffenden — und mein Herz wird aufflammen in einer Liebe, welche über Zeit und Ewigkeit währt. Ich ahne das — und ich fürchte mich davor.

Glücklich kann und wird eine solche Liebe niemals sein, jede Regung der Vernunft spricht dagegen."

Marga nickte betroffen! „Ich würde es wenigstens auch für äußerst gefährlich und riskant halten, sich lediglich in ein schönes Gesicht — in die trügerische Enveloppe einer vielleicht sehr wenig edlen Seele zu verlieben!"

Benedikta wandte jählings das Haupt, ein flammender Blick senkte sich in der Sprecherin Auge. Dann lächelte sie, ein beinahe schmerzliches Lächeln. „Sich für ein schönes Gesicht begeistern — ja, das kann man; sich in das schöne Gesicht einer fremden Person verlieben — das kann man meiner Ansicht nach nicht. Sie haben mich mißverstanden, liebe Marga. Eine solch sinnlose Schwärmerin vermuten Sie wohl selber nicht in mir. Schönheit oder äußere Vorzüge würden mein Herz niemals allein gewinnen, wenn nicht jenes gewisse, namenlose, nie erklärte Etwas damit verbunden wäre, welches mir sympathisch, so sympathisch sein würde, daß es beim ersten Sehen mein ganzes Ich zu eigen nehmen könnte, das muß so viel Tiefinneres ausdrücken, daß man alles, vielleicht das häßlichste Äußere, darüber vergißt. Der Ausdruck eines Gesichts würde diese geheimnisvolle Gewalt auf mich ausüben — ein Ausdruck, welcher sich nicht mit Worten beschreiben läßt. Er wird mein Verhängnis sein — und weil ich Fatalistin bin und daran glaube, fürchte ich mich davor, ihn in einem Menschengesicht zu schauen." —

„Wenn es der liebe Gott verhütet, daß es das Antlitz eines verheirateten Mannes oder eines solchen ist, welcher

durch unüberwindliche Hindernisse anderer Art von Ihnen geschieden sein müßte, so wäre wohl der Augenblick eines solchen Begegnens der Anfang und Inbegriff alles Glückes für Sie! — Wunderlich wie verschieden wir Mädchen doch beanlagt sind. Als ich meinen Herzliebsten zuerst sah . . ."

„Marga!!" —

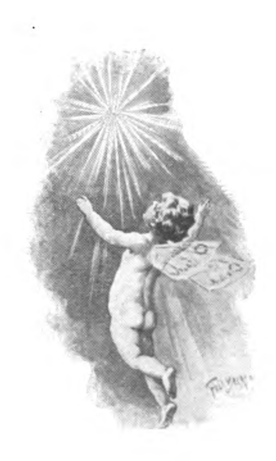
Die Sprecherin verstummte jäh erschrocken und sprang empor, ihr heiß erglühendes Gesichtchen abzuwenden. Benedikta aber ergriff stürmisch ihre beiden Hände und erzwang sich mit einem strahlenden Lächeln einen Blick in die ausweichenden Blauaugen.

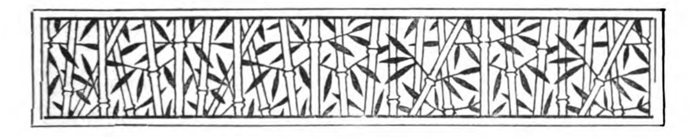
„Das nenne ich Verrat an sich selber!" jubelte sie. „Marga! liebe Marga — nun lassen Sie mich bitte alles wissen!"

Die junge Sängerin strich tief aufatmend die Locken aus dem heißen Antlitz. Sie lachte auf wie ein eigensinniges und doch glückseliges Kind. „Gewiß sollen Sie es wissen, Benedikta! wenn Sie mich nur danach fragen wollen! — Wie er heißt? — Roman Ermönyi! — Was er ist? Komponist einer vielgenannten Oper! Ob ich ihn liebe? Nachdem ich ihn haßte bis auf Gift und Dolch — nachdem ich ihm am liebsten die Augen ausgekratzt, die schwarzen Locken einzeln ausgerauft hätte — ja — da liebte ich ihn bis zur Raserei. — Ob er mich wieder liebt? Er thut so. — Er schwört es. — Er überschüttet mich mit Blumen, er küßt meine Füße — er ist wie von Sinnen. Noch eine Oper will er schreiben, — die Titelrolle für mich, — und dann heiraten wir. — Er sagt

es, — ob es geschehen wird? . . ." — Und Marga Daja griff mit bebenden Händen zu dem Notenblatt zurück und jauchzte mit ihrer silberhellen Stimme aufs neue die Worte, welche Benedikta soeben unterbrochen:

„Hold wie das Morgenlicht
Lächelt die Ferne.
Glückliche Sterne —
Täuschet mich nicht!"





II.

Die Fröhlichkeit wirkt ansteckend, und da Benedikta auf verschiedentliche, dringende Fragen doch nur den einen übermütigen gesungenen Refrain: „Hold wie das Morgenlicht lächelt die Ferne“ zur Antwort erhielt, lachte sie schließlich mit und that ihrer glückseligen Lehrerin gern den Gefallen, in die liebejauchzenden Weisen einzustimmen.

Die Thür öffnete sich leise.

Pannkeuken erschien auf den Fußspitzen und durchschritt — die Lautlosigkeit zu erhöhen, mit möglichst einwärts gesetzten Füßen — den Salon.

Sein rundes Gesicht mit den glänzend roten, wie lackiert erscheinenden Bäckchen, mit den ebenso runden, pfiffig vergnügt blinkernden Äuglein und dem breitgezogenen, bartlosen Mund wandte sich währenddessen gleich einer Sonnenblume dem Licht zu, dem gar zu angenehmen Licht, welches die beiden anmutigen, jungen Gestalten verklärte.

Pannkeuken liebte die Musik und die Jugend, und wenn sein Blick, wonneglänzend, von einem der jungen Mädchen zu dem anderen hinübereilte, dann beschlich ihn ahnungslos dasselbe Gefühl wie einst den Dichter Heinrich Heine, — auch er erachtete sich gleich dem Esel zwischen zwei Heubündeln.

Heute deuchte ihm die Baroneß bei weitem schöner, morgen thaten es ihm Margas schwärmerische Augen wiederum an; in diesem Augenblick hätte er, ohne zu zaudern, die Palme des Sieges nur Benedikta überreicht, um sie im nächsten Moment der Elfengestalt im weißen Kinderkleidchen zu Füßen zu legen. Pannkeukens Haar war auch schon grau, wie sich das für einen Bediensteten des Schlosses Floringhof gehörte, aber unter der Asche seines Herzens glühte dennoch ein Funken, welchen die Zeit noch nicht zu löschen vermochte.

Mit breitem Schmunzeln, langsam, sehr langsam durchmaß der Alte den Salon, um sich möglichst lange an dem Kaminfeuer schaffen zu machen. Die beiden Kinderchen sangen derweil so schön, daß ihm das Herz lachte, und weil Pannkeuken nebenbei noch eine Bestellung auszurichten hatte, so verweilte er so lange vor dem Feuer, bis das „hibsche Stickchen" fertig gesungen war.

„Heizen Sie tüchtig ein, Alterchen!" winkte ihm Marga lustig zu, „damit sich unsere Seele, welche wir in den Liedern aushauchen, keinen Schnupfen holt!"

Pannkeuken grinste: „Jemersch! das wäre e schlechter Spaß! — Nachher müssen de Dämchen aber dichtig Ob-

acht geben, daß Jede och ihre richtige Seele wieder erwischt, wenn Se se wieder einfangen woll'n!"

„Haha! vielleicht wäre es ganz dienlich, wenn Baroneß einmal mit mir austauschen wollte —" lachte Marga mit neckischem Seitenblick: „Der meinen sind rosige Schwingen gewachsen, welche voll freudiger Zuversicht in lachende Fernen hinausstreben, — Benediktas Seele aber ist vorläufig noch „matt wie Luises Limonade", sie wagt keinen glückseligen Aufflug, sondern bindet sich selber ihre schillernden Flügelchen mit Trauerflor."

Pannkeuken starrte die Sprecherin voll freundlicher Neugierde an: „Wie meenen Se denn das ejendlich, Freilein Dallberg? — Das habe ich Sie nämlich ganz und gar nicht gapiert!"

„Ich muß hinaus! ich muß zu dir!" trällerte Marga mit ausgebreiteten Armen.

„Nu eben! das wollte ich Sie nämlich och grade den gnädigen Freileinchen vorschlagen! Konrad ließ nämlich gehorsamst anfragen — ob'r vielleicht e bischen mit'n Schlitten komm' sollte? — Dorthier in' königlichen Forste is Sie nämlich heit ne' Saujagd . . . und da meente Konrad, wär's für die jungen Dämchen doch sehr hibsch, wenn se die Reitersch in den roten Röcken vorbeireiten sehn!"

„Richtig! Herzog Hans Friedrich hält in Altenfähre die Jagden ab!"

„Es sollen viele auswärtige Gäste da sein, verschiedene Prinzen und Fürstlichkeiten!"

„Es wäre sehr nett, könnten wir die Jagdgesellschaft vorüber reiten sehen! — Würde es Ihnen Vergnügen machen, liebe Marga?“

„Fraglos! ich sah im Leben noch keine Jäger zu Pferd!“

„Weiß Konrad, nach welcher Gegend sich die Jagd hinziehen wird, Pannkeuken?“

„Na aber nadierlich! Heite jagen se auf'n Dohlenkamp bis nunter nach'n Pfaffengraben! Wenn mer mit'n Schlitten so sacht'chen bis an' Kulm fahren, sehen mer'sche grad über de Hude reiten!“

„Und das Wetter ist herrlich! Ein wenig Schnee erhöht die Poesie!“

„Buddeln Se sich aber dicht'g ein, gnädge Freileins! — es geht Eenen doch ludermäß'gt kalt an de Beene, wenn mer so e Weilchen in Schnee romlatscht!“

„Selbstredend, Pannkeuken! Wir wickeln uns in Watte!“

„Am Ende och'n Tichelchen um de Ohren? un'ne heeße Flasche in' Beenebeitel!“

„Eine Wärmflasche? Hahaha! Wenn wir fünfzig Jahre älter sind, Pannkeuken!“

„Schnickschnack, Baroneßchen! De Jugend muß och — un erscht recht — hibsch warm in' Neste sitzen! Na — das woll' mer allens schon herrichten! — Un' wie wärsch denn mit Gummischiechen?“

„Gewiß, gewiß! Wir wickeln uns dreifach in Flanell! Eilen Sie sich nur, Alterchen, und lassen Sie Konrad rechtzeitig anspannen, damit wir auch etwas von der Jagd zu sehen bekommen!“

—

„Nadierlich! ich spute mich ja reene wie närrsch!" — versicherte Pannkeuken in seiner unverwüstlichen Gutmütigkeit und schlurrte langsam, ganz langsam durch das Zimmer zurück, dieweil die beiden jungen Damen eilig die Noten zusammenpackten und den Flügel schlossen.

Marga war wieder völlig „das Kind!" — klatschte in die Hände und freute sich mit einer Naivetät, von welcher die Residenzler behaupteten: sie sei bei einer Bühnensängerin doch etwas allzu selten, um echt zu sein!

Sie war aber dennoch echt. Benedikta kannte die Freundin seit Jahren bereits, kannte sie in einem Alter, wo jegliches Kokettieren dem einfachen Landkind noch ein absolut unbekannter Begriff war. Marga würde niemals Sängerin geworden sein, wenn ihre Mittellosigkeit sie nicht gezwungen hätte, einen Beruf zu ergreifen, wenn ihr sehr musikalischer Vormund und Onkel nicht die entzückende Stimme erkannt und ihren Wert geschätzt hätte. Daß Marga sich gern ein wenig absonderlich nach dem vergilbten Geschmack einer Bettina kleidete, war eine harmlose Schwärmerei, welche auf einem Kostümfest den Anfang genommen, und von den sensationslustigen Verehrern und Freunden der jungen Künstlerin eifrig kultiviert worden war. Margas Eigenart forderte ganz unwillkürlich zu einem originellen Relief für ihr Wesen heraus, und in einer Welt, wo so viel Unnatur, so viel Schein und Reklame vorherrscht, in einer Welt der Launen, Capricen und Schminke war es verzeihlich, wenn das noch so junge Mädchen unwillkürlich in ein Fahrwasser gedrängt

wurde, auf welchem die meisten ihrer Kolleginnen der Gunst und dem brennenden Interesse des Publikums entgegen schwammen.

Eine betagte Sängerin versicherte der Anfängerin voll wohlgemeinten Spottes: „Die Leute sind viel zu engherzig, gleichgültig oder neidisch, um selber aus einem Künstler etwas Besonderes zu machen! Man ist in der Welt nur das, wozu man sich selber macht. Das Alltägliche reizt nicht; ein Künstler ist ein Ausnahmemensch und soll das beweisen. Der Begriff ‚Genialität‘ verbindet in den Augen der meisten Menschen eine gewisse Verrücktheit. Etwas nie Dagewesenes, nie Geschautes, Grenzenloses und scharf in die Augen Stechendes ist die Außenseite des Genius — für die Allgemeinheit. Sie mögen singen wie ein Engel, — Sie mögen aussehen wie eine Venus — — wenn Sie aber während Ihrer Mußestunden im grauen Regenmantel spazieren gehen, oder daheim sitzen, kochen und Strümpfe stopfen — wird die Welt gleichgültig über Sie hinwegsehen und hören, — die große Menge wenigstens, welche das Renommee der Künstler ausmacht. — Und Sie mögen häßlich sein und nur gerade so viel Klang auf den Lippen haben, daß man Sie nicht auszischt — und Sie verstehen es, Ihre Persönlichkeit mit einem interessanten Nimbus zu umgeben, werden Sie aufsteigen wie mit Adlerschwingen, — hoch, sehr hoch, — desto höher, je vollkommener Sie die Welt verblüffen und fascinieren können!“

Und diese moderne Priesterin des Erfolges hatte nicht

umsonst in die unschuldsvollen kleinen Ohren der Anfängerin die Saat ihrer Lehre gestreut.

Marga blieb ein gutes, unverdorbenes Gemüt, über welchem treue Augen wachten, — sie blieb das „Kind“, welches sie stets gewesen, aber sie blieb es nicht nur innerlich, sondern ward es auch äußerlich, so daß die Welt es auch ohne Studium ihres Herzens und ihrer Seele erkannte — — an der Façon! —

Und man jubelte dem Kind zu, applaudierte der Bettina rediviva, und manch eitles Dichterhirn träumte von dem originellen Aufsehen, welches es machen würde, wenn diese neue Bettina einen neuen Goethe finden würde.

Aber Marga Daja hatte es leider noch zu keiner diesbezüglichen Zeitungsnotiz kommen lassen, und man zuckte lächelnd die Achseln über das „Kind“, welches noch nicht einmal sein Herz entdeckt hatte.

Dieweil die junge Sängerin voll fröhlicher Hast in ihre Zimmer eilte, sich für ihre Fahrt zu rüsten, trat Benedikta noch einmal zu dem Fenster und schaute in die stille Winterlandschaft hinaus.

Vor ihr, weit gedehnt, lag der Park mit seinen beschneiten Wipfeln, den graziös überhauchten kahlen Eichen-, Linden- und Ahornzweigen und Tannen, welche sich in mächtig weiße Schneedecken gehüllt.

Fleckenlos dehnten sich die Wiesen und Wege. Kein Schritt hatte sich auf die blendenden Flächen gezeichnet, still, einsam, wie verzaubert in tiefem Schlaf lag die Welt vor den Blicken des jungen Mädchens. Milliarden von

Flocken wirbelten durch die Luft, höher und höher wuchsen die phantastischen Hauben, welche König Winter auf das Haupt der alten Steinbilder drückte.

Grau und nebeldunstig dräute der Himmel.

Ein paar Dohlen krächzten von dem Eichwipfel herüber und hielten melancholische Zwiesprache mit ihren Genossen auf dem Schloßturm.

Die Fensterscheiben liefen an; höher und dichter zog sich das Gewirr der Eisblumen darüber hin. Schlanke Palmenwedel, bizarr gezackte Blätter und kleines, krauses Moos — — Benediktas Blick folgt mechanisch der Zeichnung, welche die Natur mit Künstlerhand über das Glas zaubert.

Und dann seufzt sie tief auf.

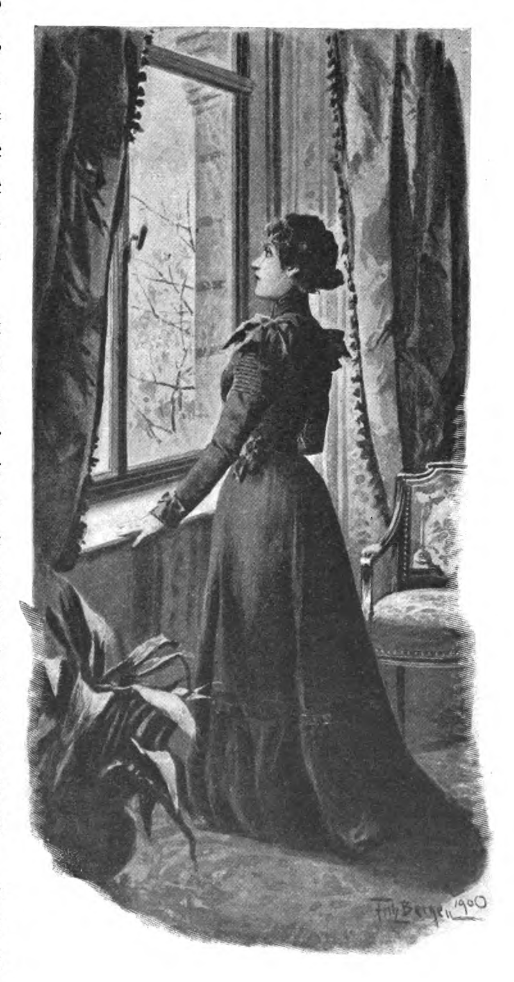
Sie weiß es selber nicht, warum sie just heute so ernst und trübsinnig ist. Sie hatte sich so innig gefreut, als Marga sich für etliche Tage zum „verspäteten Weihnachtsurlaub" anmeldete, und nun — anstatt glücklich und vergnügt diese schöne Zeit zu genießen, lag es über ihr wie schattende, unheimliche Schleier einer unbegreiflich trüben Vorahnung.

Was mochte das bedeuten?

Sophie, die Kammerjungfer, — natürlich auch schon grau und betagt, weil sie ihr als Erbstück der Großmutter überkommen, — wunderte sich schon während des Frisierens, wie ernst und nachdenklich ihre junge Herrin heute sei.

Kein böser Traum? — keine Schmerzen? — kein

fataler Brief? — Nein, nichts von alledem. Benedikta versichert, daß sie sich die trübe Stimmung selber nicht erklären könne.



„Ja, ja, oft liegt es einem so auf den Nerven! Weiß das noch von der seligen Gnädigen, — die weinte oft ganz aus dem Stegreif, auch ohne alle Veranlassung, zum Herzbrechen, — und wenn sie sich dann tüchtig ausgeschluchzt hatte, atmete sie hoch auf und sagte: „So, nun

ist's mir wieder leichter!" — Das sind die Nerven, lediglich die alten, dummen Nerven!"

Die Alte hatte wohl recht.

Zwar wußte Fräulein von Floringhoven bisher nicht viel von diesen Plagegeistern, aber einmal mußten sie doch wohl den Anfang machen, um ihre abscheuliche Existenz zu melden.

Vielleicht hatte auch das böse Wetter daran Schuld.

Es liegt so schwer und grau in der Luft, — der Wind erhebt sich und saust um das Schloß, — wie gefrorene Thränen prasselt ein Hagel feiner Eiskörnchen gegen die Scheibe.

Eigentlich ist es Thorheit, bei solcher Kälte und solchem Schneesturm auszufahren.

Schneesturm! — je nun, noch klingt es nicht allzu schlimm.

Und Marga freut sich auf den Anblick der Jagd. Auch Benedikta liebt ein solch ritterliches Schauspiel. Am liebsten säße sie selber im Sattel und ritte mit. — Sie streicht über die Stirn und wendet sich hastig, ihr Ankleidezimmer zu erreichen.

Sophie legt ihr den warmen Pelzmantel um die Schultern und bittet und fleht so lange, bis ihre junge Herrin den weichen, weißseidenen Shawl anstatt des leichten Hütchens über die dunklen, hochfrisierten Haare legte.

Die Pelzschuhe aber verweigerte Benedikta um jeden Preis, — ein mächtiger Fußsack füllt ja den Schlitten

aus, und Pannkeuken hat fraglos mehrere Wärmflaschen hineinlegen lassen. —

Schon klingeln die Rappen ungeduldig mit dem eleganten Geläut, als die beiden jungen Damen auf der Freitreppe des Schlosses erscheinen.

Konrad und Pannkeuken sitzen bereits auf ihren Plätzen, so dick und übermäßig in Pelz gewickelt, daß sie sich kaum regen können.

Jean bedient die Damen beim Einsteigen, und Pannkeuken dreht den Kopf so seitlich, wie es ihm möglich ist, und knurrt mißbilligend ein paar Worte über den viel zu leichten Anzug. Marga klappt ihm mit dem Muff auf den Mund. „Räsonnier Er nicht, Alter! Ein Gottesglück, daß uns Wind und Schnee von oben abkühlen, dieweil wir von unten auf glühenden Marterrosten braten! Grundgütiger! wieviel Wärmsteine liegen den eigentlich hier drin? —“

„Schticker finfe, gnäd'ges Fräulein!“ grinzt der Getreue freundlich wie immer. „Die Schteenerchen sind mir alle vom Herzen gefallen, wie ich heerte, daß mer um Uhre drei schon wieder derheeme sein soll'n!“

„Na, dann heizt Ihr Herz für seine Jahre ja noch ganz manierlich!“ — lachte die Sängerin mit einer leichten Grimasse, und zog die Füßchen empor, um sich nicht die Sohlen zu versengen.

Und dann fliegt der Schlitten wie auf Sturmesflügeln dahin durch die winterliche Pracht.

Wie ein Märchenbild, von weißem Duft überhaucht, liegt der Wald zu beiden Seiten.

Die bereiften Zweige neigen sich graziös unter der blendend hellen Last des immer höher und höher fallenden Schnees; von den kleinen Fichten- und den niederen Tannenbäumchen sind nur noch formlose, weiß umhüllte Klumpen zu sehen, und auf dem Erdboden türmen sich die flimmernden Massen, als wollten sie jedwedem Leben Weg und Steg in die traumhaft stille Einöde versperren.

Kein Laut nah und fern.

Nur der Wind fährt leise klagend durch das Gezweig und schüttet einen Sprühregen dicht wirbelnder Sternchen auf das einsame Gefährt hernieder, — nur das Schellengeläute und zeitweise Aufschnaufen der Pferde unterbricht die grabestiefe Ruhe.

Benedikta hat mit großen, ernsten Augen geradeaus geschaut, sie schrickt leise zusammen, als Marga plötzlich ihren Arm an sich preßt und mit unterdrücktem Jubel sagt: „Wenn ich einmal eine Hochzeitsreise mache, so muß es im Schlitten durch solch einen verschneiten Märchenwald sein, wie dieser hier! Können Sie sich ein solches Glück ausmalen, Benedikta, mit dem Herzallerliebsten Arm in Arm durch dieses menschenleere Paradies — im warmen, bequemen Pelz dahin zu fliegen!“

Fräulein von Floringhoven lächelte: „Nein, ich kann mir eine solche Seligkeit nicht ausmalen, kleine Schwärmerin, denn dazu gehört in erster Linie das Bild eines geliebten



Mannes, welchen man an seine Seite wünschen möchte. Da ich aber keinen, keinen auf Gottes weiter Welt wüßte, den ich momentan anstatt Ihrer hier neben mir sehen möchte, so versteigt sich auch meine Phantasie zu keinen Traumbildern, welche sich ja doch niemals verwirklichen werden. Aber es ist gut, daß Sie unser interessantes Thema wieder berühren. Glauben Sie, mich mit ein paar flüchtigen Stichworten abspeisen zu können, wenn es sich um Ihr ganzes Lebensglück handelt? Gewiß nicht. Es ist keine neugierige Indiskretion von mir, sondern das warme, aufrichtige Interesse der Jugendgespielin, welches eine ausführliche Beichte verlangt. Wer Roman Ermönyi ist, weiß ich, denn der Name des genialen, feuerblütigen Komponisten, sowie Auszüge seiner Werke sind mir rühmlichst bekannt, wie man aber einen Mann auf das Erbittertste hassen, und ihn kurze Zeit darnach leidenschaftlich lieben kann, das ist mir vorläufig noch ein Rätsel, welches Sie mir lösen müssen, Marga!"

„Das Kind" lachte und wickelte sich fester in den Pelz, sodaß das rosig überhauchte Gesichtchen beinahe hinter dem goldgelben, langmähnigen Löwenfell ihres eleganten Mantels untertauchte.

„Es ist eine wunderliche Welt!" kicherte sie, „ebenso verrückt wie die verliebten Menschen, welche sie bewohnen! Warum ich Roman haßte? Sehr einfach. Er studierte seine neue Oper persönlich mit uns ein. Für mich hatte er die kleinste, jämmerlichste, undankbarste Rolle ausgesucht, welche darin vorhanden war. Er behauptete, ich

hätte nicht das Temperament, um eine heißblütige, rache-glühende Südländerin verständnisvoll zu verkörpern. — Das Kind sei nicht Weib genug, um wie eine teuflische Sirene die Männer zu bethören."

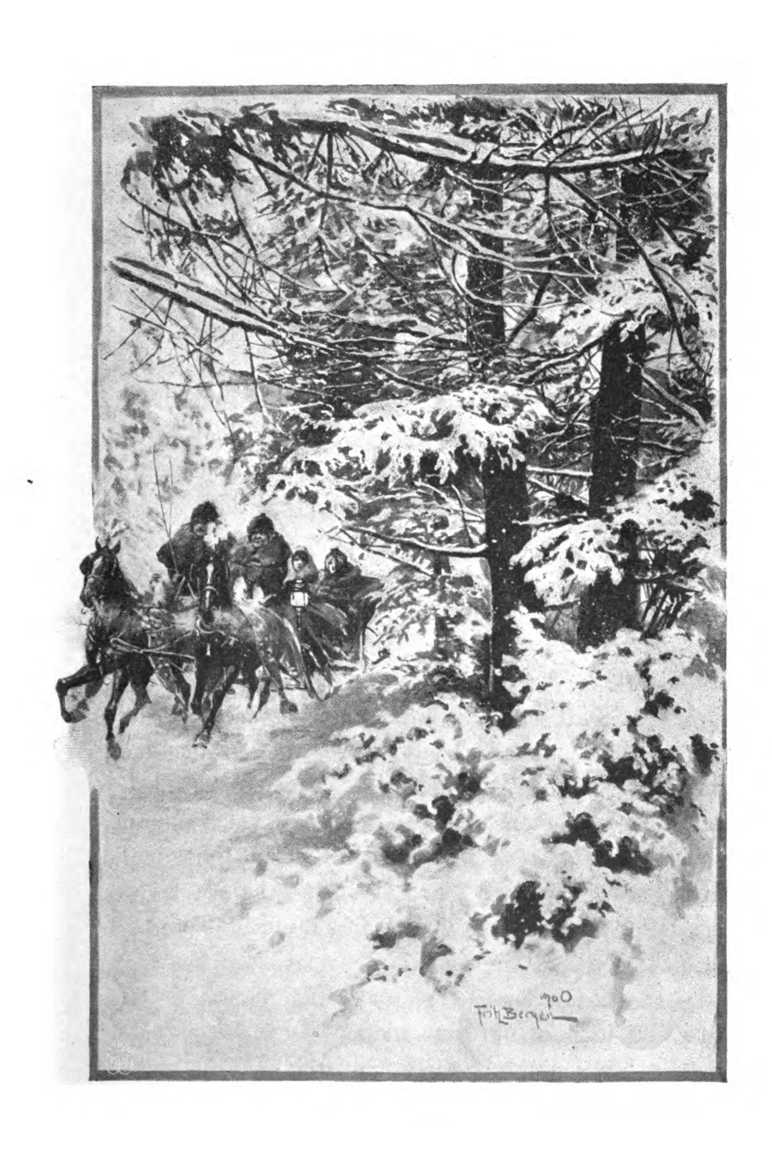
„Das war viel eher eine Schmeichelei wie eine Unart, welche er Ihnen sagte!"

„Vielleicht; — vielleicht auch nicht. — Später dachte und glaubte ich es auch, aber anfänglich erbitterte und verletzte es meinen Künstlerstolz auf das peinlichste. Als er mir vorgestellt wurde, drehte ich mich auf dem Hacken um und würdigte ihn keines Blickes. Darauf sollte — — sollte er spottend zu den Umstehenden gesagt haben: „Fräulein Daja präsentiert sich doch stets von ihrer vorteilhaftesten Seite!" — Das war in meinen Augen eine tödliche Beleidigung welche mich vor allen Kollegen lächerlich machte. — Ich haßte ihn darum und ich zeigte es ihm, ich ballte die Hände, — und er lachte. — Ich sang in den Proben unter aller Kritik. „Ich dachte es mir gleich, daß sie nichts kann!" spottete er abermals, daß ich es hören mußte, „wie gut, daß ich ihr keine bedeutende Rolle anvertraute." — — Ich schäumte! — Nun sang ich gut. „Sie lernt etwas bei mir", mokierte er sich. Ich hätte ihn morden können. — — Das Kostüm bei der Aufführung stand mir besonders gut. — Sie kennen mein Bild darin, Benedikta! — Ich hatte mir vorgenommen, so schlecht, so schlecht zu singen, daß seine ganze Musik zu Schanden wurde, gleichviel, ob ich mir selber dadurch die Zukunft verderben würde oder nicht.

Mit haßsprühenden Augen erwartete ich ihn. Er trat aus den Coulissen, sein Blick schweifte suchend über die Bühne, er traf auch mich. Wie ein Blitz flammte es durch sein Auge. Er starrte mich ein paar Sekunden an — aber er trat mir weder entgegen, noch grüßte er mich. Das Blut kochte in meinen Adern, und ein fremdes, ganz wunderliches Gefühl preßte mein Herz zusammen. Thränen zornigen Wehs schossen mir in die Augen. Wie schön, wie schön war er! Ich wollte es nicht zugestehen, aber ich mußte es. Die Augen flammten wie große, schwarze Sonnen in dem bleichen Antlitz, die Lippen wölbten sich so stolz wie bei einem Gott — aber ein feiner, sarkastischer Zug gab dem Gesicht ein Gepräge, welches mir in jenem Augenblick noch viel teuflischer wie göttlich vorkam. Die Erregung des Premierenfiebers schien ihm fremd, er war äußerlich dieselbe Marmorstatue — der „steinerne Gast", wie ich ihn genannt — wie alle Tage vorher, aber in seinem Blick, da brannte ein Funken — der verriet dennoch, welch ein Feuer tief unter dieser Maske von Gleichgültigkeit loderte. — Und wie er mich ansah mit diesem seelenmordenden Blick, da hätte ich ihn töten mögen. Er trug einen Strauß roter Rosen in der Hand. — Für wen? — Natürlich für die Diva! Die Heldin! Das Weib, welches ihm feuerblütig und leidenschaftlich genug zur Verkörperung seiner Titelrolle gewesen! — Ich biß die Zähne zusammen und wandte mich trotzig ab, — ich wollte — ich konnte es nicht ansehen, wie er jener anderen die Rosen in die Hände drückte.

Ich trat hinter die Coulissen, — dorthin, wo niemand mehr etwas zu suchen hatte, — ich wollte allein sein mit meinem Haß und meinen Thränen. — Und wie ich ein paar Minuten dort auf einem umgeworfenen Pfeiler aus Iphigenias Tempel sitze und mit zitterndem Herzen die schauerlichsten Rachepläne ersinne, — da steht er plötzlich vor mir, — er! — wirklich er. Und nicht etwa aus Zufall. „Ich suchte Sie, Fräulein Daja", sagte er mit einer Verneigung, die mir outriert, mit einer Stimme, die mir ironischer wie je klang: „Da ich weiß, daß Sie dem Komponisten heute abend Ihr Bestes geben werden, — so gestatten Sie ihm einen bescheidenen, vorläufigen Dank!" — Und damit reichte er mir die Rosen! — er mir!! — Ich sprang auf: „Ich denke gar nicht daran, Ihnen mein Bestes zu geben!" rief ich mit zornblitzenden Augen — „ich hasse meine Rolle und werde das beweisen!" Sprach's, schleuderte die Rosen zur Erde und lief davon. — Und als ich hochatmend zwischen all den Coulissenschiebern und Choristen stand, ward es mir so unbeschreiblich weh um das Herz, daß ich am liebsten hätte sterben mögen. Warum nahm ich seine Rosen nicht? ich fühlte es — ich hätte mein Herzblut für diese Rosen gegeben — das heißt — ich haßte die Blumen um seinetwillen, es that mir leid, daß ich nicht noch mit den Füßen darauf herumgetreten hatte. Konnte ich's nicht noch? — Leise, atemlos huschte ich zurück. Drunten im Orchester erklangen die ersten Töne der Ouverture — Roman Ermönyi saß wohl in der Loge des Intendanten und hob spöttisch die

Lippen bei dem Gedanken an das „kindische Kind!“ — Ich eilte zu den Rosen zurück — ich stand vor ihnen und wollte sie mit dem Hacken meines Atlasschuhes zerstampfen — aber ich that es nicht — ich raffte sie jählings empor und preßte sie wie eine Sinnlose an mein brennendes Gesicht, an meine fieberheißen Lippen. Und dann haßte ich ihn nicht mehr, denn er stand neben mir, zog mich ungestüm in seine Arme und küßte — küßte — küßte mich — — — — Warum lachen Sie, Benedikta? Meine Geschichte ist furchtbar ernst. Sie haben noch nie einen Mann geküßt, thuen Sie es auch niemals, Männerlippen sind giftig und man stirbt an ihnen! Und ich starb auch in jenem Augenblick — aus Liebe! — — Roman sah mich an und lachte, wie nur ein Mann lachen kann, der sehr glücklich ist. „Nun hast du mir doch dein Bestes gegeben, Trotzköpfchen, dein Allerbestes — dich selbst!“ — — Und die Musik, *seine* Musik, brauste zu uns herüber, — das Publikum raste Beifall — er fragte nichts danach, er küßte mich. — Ich habe an jenem Abend gesungen. — In der Kritik stand: „Fräulein Daja schuf aus ihrer kleinen, an und für sich undankbaren, aber dennoch musikalisch sehr wichtigen Rolle ein wahres Meisterstück. Wir haben die junge Sängerin noch nie mit derartiger Leidenschaft eine Aufgabe lösen sehen. Die tiefe Innerlichkeit der Musik kam voll zur Geltung, und der Komponist kann mit äußerster Zufriedenheit auf die Premiere zurückblicken, an welcher jegliche Rolle in unvergleichlich vollendeter Weise kreiert wurde.“ So stand in



der Zeitung, — und andern Tags war ich Romans Braut!“

„Noch ward die Verlobung nicht veröffentlicht?“ sagte Fräulein von Floringhoven leise, — es lag wie ein feiner, kaum merklicher Ausdruck der Sorge in den priesterlich reinen Zügen.

„Nein, noch nicht!“ lachte Marga harmlos. „In erster Linie fehlen uns beiden noch die Mittel, — in zweiter will Roman zuvor noch ein neues Werk vollenden, und drittens hat er sich in den Kopf gesetzt, mich zuvor noch zu einer Berühmtheit zu machen! Auf seinen Wunsch studiere ich noch bei unseren ersten Sangesgrößen — der Reklame wegen — und wenn ich in der neuen Oper die Titelrolle, welche wie geschaffen für mich ist, recht vortrefflich und herzstürmend verkörpert habe, hofft Roman auf eine glänzende Carriere und sehr günstiges Engagement für mich!“

„Gebe Gott, daß sich diese glücklichen Zukunftsträume verwirklichen!“ nickte Benedikta nachdenklich, es wollte ihr nicht recht gelingen, daran zu glauben, als Marga ihr ein Medaillon mit dem Bilde Roman Ermönyis entgegenhielt. — Sie herzte und küßte es in ihrer überschwänglich begeisterten Weise, und war mit allen Gedanken bei dem Erwählten ihres Herzens, so daß sie ganz vergaß zu fragen, ob Benedikta das Bildchen ebenso bezaubernd fände, wie sie. — Vielleicht hielt sie es für selbstverständlich. Aber Benedikta fand es durchaus nicht.

Sie blickte sinnend auf den allerdings recht genialen

Männerkopf hernieder, dessen Gesichtsausdruck ihr jedoch durchaus unsympathisch war. Etwas Kaltherziges, egoistisch Berechnendes, — ja sogar etwas Cynisches lag darin, — etwas, was auf Benedikta direkt abstoßend wirkte. — Sie entsann sich auch verschiedener Zeitungsnotizen über den jungen Komponisten, dessen grenzenloser Ehrgeiz, dessen krankhafte Sucht nach Ruhm und Erfolg leider die Veranlassung zu einer zu sehr gesuchten und effekthaschenden Musik sei, welche schon jetzt das edle, großangelegte Talent auf falsche Bahnen dränge. Man tadelte wiederholt, daß Roman Ermönyi mit allen möglichen erlaubten und unerlaubten Mitteln arbeite, um einen Erfolg zu erzwingen.

Pannkeuken wandte den Kopf. „Mer missen e bischen seitwärts an' Graben fahren, Baroneß, — Herr Eckert kommt uns akkrad auf der schmalsten Stelle vo'n ganzen Wege entgegen!"

„Herr Eckert!" — Marga barg das Bildchen hastig in der Hand und Fräulein von Floringhoven atmete unwillkürlich auf, einer längeren Auslassung über die Photographie enthoben zu sein.

„Was hat denn der langweilige Philister hier in unserem Zauberhain zu suchen?" grollte die Sängerin mit ungnädigem Blick nach dem massiven Apfelschimmel, welcher vor ihnen an der Wegbiegung erschien. „Schon genug daß er mich jeden Mittag und Abend im Pachthaus anödet, — muß er mir auch hier noch die schöne Natur verunglimpfen!"

„Aber Marga, wie kann man so räsonnieren, wenn

man den ganzen Himmel voller Geigen hängen sieht!" lächelte ihre Nachbarin gutmütig. „Schelten Sie mir nicht auf Eckert! Er ist ein braver, vortrefflicher Mann, der treueste, aufopferndste Vater, welchen man sich denken kann!"

„Das ist seine Pflicht und Schuldigkeit."

„Eine Pflicht, welche herzlich selten geübt wird. Pst . . er kommt."

Der Apfelschimmel ward neben dem Schlitten pariert. Militärisch grüßend legte Inspektor Eckert die Hand an die Pelzmütze. „Wollen die Damen noch weit waldein fahren?" — fragte er mit tief tönender Stimme, den Blick wie gebannt auf Marga heftend, „es kommt ein bedenklicher Schneesturm herauf, und die Kälte dürfte in ein bis zwei Stunden recht empfindlich sein!"

„So leichte Ware sind wir ja nicht, daß uns ein bißchen Schneesturm wegpustet!" entgegnete Marga schnippisch, das Köpfchen in das Löwenfell ihres Pelzes zurückbiegend; Benedikta aber sah freundlich zu dem Sprecher auf und nickte ihm gütig zu. „Besten Dank für ihre Warnung, Herr Eckert, welche wir leichtsinnigerweise heute ganz und gar nicht befolgen werden! Der Anblick einer königlichen Parforcejagd lockt uns an die Hude! Sehr lange werden wir uns aber nicht aufhalten und hoffen noch vor der schlimmsten Kälte zurückzukommen."

Der Inspektor verneigte sich respektvoll. Sein frisches, rotwangiges Gesicht mit dem blonden Vollbart lächelte. „Da darf man viel Vergnügen wünschen, denn für ge-

wöhnlich ist wenig Vergnügen für die Zuschauer dabei." — Wieder traf sein Blick Marga. „Befehlen die Damen, daß ich den Schlitten zum Schutz eskortiere?"

„Danke! Danke! Bemühen Sie sich um Gottes=willen nicht!" wehrte Marga voll beinahe unhöflicher Hast ab. „Ihr kleiner Willy möchte aus seinem Mittags=schlaf erwachen und uns blutige Fehde schwören, wenn sein Papa nicht gehorsamst mit der Milchflasche bereit steht!"

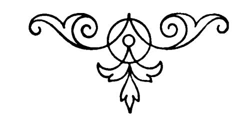
Benedikta zog errötend die Brauen zusammen, und auch über das ehrliche Gesicht Eckerts flog momentan glühende Röte, welche einem wehmütigen, beinahe schmerz=lichen Ernst wich. Er starrte nach wie vor in das spottende Mädchengesicht, dessen Besitzerin sich mit den Allüren eines Prinzeßchens in die eleganten Polster schmiegte.

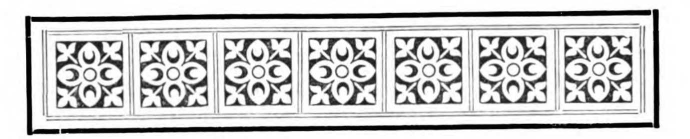
„Ich bedaure, Fräulein Dallberg, meine Dienste ver=schmäht zu sehen!" antwortete er, sich mit kurzem Ruck zu soldatischer Strammheit im Sattel aufrichtend, „aber ich werde andererseits glücklich sein, dieselben meinen Kindern widmen zu dürfen. Arme, hilflose, kleine Wesen, welchen der liebe Gott so früh die Mutter genommen, bedürfen leider doppelter Vaterliebe, welche sich nicht scheut — selbst mit der Milchflasche bereit zu stehen."

Er hob abermals die Hand an die Mütze, grüßte die junge Baroneß mit großer Hochachtung und spornte sein Pferd an, — erst im Abreiten wiederholte er den Gruß von Marga, und es schien, als wende er gewaltsam das Haupt, um den Blick von ihr loszureißen.


Fritz Bergen 1900

Der Apfelschimmel griff aus, und Eckert mußte seine markige Gestalt tief herniederbeugen, um den Zweigen auszuweichen, welche ihm in das Antlitz schlugen. Sie schütteten den Schnee über ihn, als wollten sie mit weißem Bahrtuch ein sterbend Herz bedecken.





III.



Die ungeduldigen Pferde, welche nur mit Mühe von Konrad gezügelt worden waren, hoben aufschnaubend die federgeschmückten Köpfe, um mit lautem Schellenklingeln aufs neue den einsamen Weg entlang zu stürmen.

Ein Schatten lag auf Benediktas Antlitz. „Warum behandeln Sie den armen Eckert mit solch ausgesuchter Unhöflichkeit, Marga?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Weil er mich mit allzu ausgesuchter Höflichkeit behandelt!"

„Ist das ein Vergehen?“

„Ja, ich hasse es, wenn ein Mann dasitzt, wie die verkörperte Anbetung und nichts Besseres weiß, als einen anzustarren, gleich wie ein Mops den Fleischerladen. Wer gab ihm ein Recht dazu? — ich wahrlich nicht!“

„Ob ich dich liebe, — was geht's dich an!“

„Viel, sehr viel geht es mich an, denn es geniert mich im höchsten Grade. Lächerlich, wenn dieser Unteroffizier in Civil sich mit lyrischen Gedanken tragen wollte! Seine Kinder sind sehr niedliche, allerliebste Dinger, und weil ich aus Langerweile ein paarmal mit ihnen spielte, leidet ihr Vater plötzlich an dem Größenwahn, Marga Daja könnte ihre zweite Mutter werden!“

„Nein, Marga, das thut er nicht!“

„Thut er nicht?“ — — ihr eben noch so hochmütiges Gesichtchen sah überrascht aus. „Woraus schließen Sie das?“

„Aus mancherlei Beobachtungen. Eckert schwärmt Sie an wie einen Stern, den man nicht begehrt. Er ist viel zu vernünftig und praktisch denkend, um es sich je zu wünschen, eine verwöhnte und anspruchsvolle Sängerin unter sein bescheidenes Dach führen zu dürfen —“

„Weil die verwöhnte Sängerin au fond ein armes Mädchen ist und nicht die nötigen Mittel mitbringt, um dem Gatten zu ermöglichen, selbständig ein Gut zu pachten!“ — — Ein scharfer Klang lag in der Stimme der Sprecherin. „Glauben Sie etwa, Benedikta, Herr Eckert rechnet und spekuliert nicht? Wo sitzt der Geld=

teufel sicherer und fester im Nest, als wie hinter einer Bauernstirn?"

„Eckert ist kein Bauer. Er stammt aus sehr respektabler, wohlhabender Beamtenfamilie, und hätte nicht sein Schwiegervater Bankerott gemacht, säße er nach wie vor als vielbeneideter Gutsbesitzer auf dem schönen Gartlau."

„Tempi passati! — jetzt ackert und pflügt er, wie — nun wie jeder andere untergeordnete Gutsinspektor!"

„Er findet sich mit bewundernswerter Ruhe und Selbstverleugnung in diesen herben Umschwung!"

„Und überlegt sehr klug und weise, daß eine Opernsängerin von Ruf, glänzend honoriert und — bei einiger Sparsamkeit in wenig Jahren eine höchst gute Partie ist!"

„Sollten andere Männer das nicht auch überlegen?"

Marga lachte. „Gewiß! leider viel zu viel! Was für Heiraten haben unsere großen Divas zumeist geschlossen!"

„Und wie manch verfehlte Spekulation ist nicht an solch eine Künstlerin geknüpft worden! Hörten Sie noch nie von Sängerinnen, welche über Nacht ihre Stimme verloren, und von der Höhe einer Königin in die tiefste Armut gestürzt wurden? — Warum halten Sie sich so entsetzt die Ohren zu, liebe Marga? — Gott im Himmel behüte Sie vor einem solch entsetzlichen Schicksal. Ich will Ihnen nur diese Thatsache nennen, um mittelst derselben für Eckert in die Schranken treten zu können. Isi er thatsächlich ein solcher Spekulant und Geldmensch, wie Sie annehmen, so hat er auch diese Möglichkeit eines Mißerfolges in Ihrer Carriere erwogen. Dennoch bin ich

überzeugt, daß er —“ Benedikta betonte dieses Wort, und feine Röte stieg in ihre Wangen —: „nie die Heirat hinauszögern würde, bis ihr Ruf ihm eine Garantie gäbe, sondern daß er in ehrlicher Treue auch das arme, zukunftslose Mädchen zu der Seinen machen würde!“

Marga schüttelte mit ungeduldigem, etwas ärgerlichem Lächeln das Köpfchen: „Ich begreife Sie gar nicht, Benedikta, warum Sie sich plötzlich so sehr zu dem beredten Anwalt jenes blonden Riesen machen! Als ob ich Ihnen nie das Geständnis gemacht hätte, daß ich in Roman all mein Glück und den seligsten Inbegriff meiner Zukunft gefunden hätte. Ihr gutes Herz erträgt die Toggenburgmiene des Papa Adalbert nicht, — und das Mitleid macht Sie zur Verräterin an meinem herrlichen Ermönyi! Wehe Ihnen, wenn er's erfährt! Er würde Sie mit seinen Feueraugen zu Tode brennen!“

Fräulein von Floringhoven hielt den Muff vor das Antlitz — und Marga that das Gleiche. Der Schlitten verließ den Wald und fuhr eine kleine Anhöhe auf freiem Feld empor.

Der Sturm pfiff eisig über die Blöße und peitschte einen Schauer feiner Hagel- und Schneemassen in die frostgeröteten Gesichter, — der Himmel verdunkelte sich mehr und mehr, die grauen Wolken zogen so tief, als müßten sie ihre Dunstschleier an den kahlen Eichwipfeln des Waldes zerfetzen.

Pannkeuken schlug die Arme gegen den Körper und Konrad trampelte mit den Füßen. Der Schlitten hielt

auf der Anhöhe und die Pferde stampften ärgerlich den Schnee.

„Wenn die Herren nur werklich bei dem ludermäß'gen Schnee un' der Mordskälte reiten werden! — philosophierte Pannkeuken in pessimistischer Anwandlung. „Über die Schneise riber sin se noch nich, mer mißte es sonst am aufgebaddelten Schnee sehn!"

Benedikta hatte sich aufgerichtet und überflog mit dem Blick die schmale Ebene, welche sich zwischen den mächtigen Waldungen thalabwärts zog. Neugierig hob auch Marga das Näschen aus dem Pelz und schaute lebhaft um sich.

„Wenn die Jagd thatsächlich hier vorüber kommt, können wir sie vortrefflich sehen!" jubelte sie, wieder ganz und gar kindliche Naivetät und Übermut. „O Himmel, wenn sie nur nicht so nahe bei uns schießen wollten — das kann ich um die Welt nicht hören!"

„Schießen? Herrjemersch, heite wird ja reene gar nicht geschossen! heite ramenten se je blus höngerdorch bei'n Schweine!"

„Still! — Hört ihr nicht Hundegebell?"

Pannkeuken lüftete hastig die dicke Pelzmütze etwas von dem Ohr und streckte lauschend den Kopf vor.

„Nee, nich'n Fippschen! — 's is ja alles muttermeischenstille!! —" schüttelte er vergnügt das pelzumstarrte Haupt.

„Doch! — doch!! — ganz fern aus dem Walde drüben!"

„Richtig! ein Signal! — Die Wasserfanfare! — Sie werden den See umreiten!"

„Radierlich! abgepritscht!! Se missen um See rum!“ —

„Wieder ein Signal — bedeutend näher schon — Ich höre auch die Meute dort unten in dem Hochwald!“

„Mer mißte am Ende noch e bißchen dort runter fahr'n!“

„Daß se uns in Dreck reiten!“ wehrte Konrad, sein Schweigen unterbrechend, lakonisch ab.

„Nein, nein! hier sehen wir's am besten!“

„Da unten jagen ein paar Hunde — ein Piqueur hinter ihnen! — Sie kommen!!“

„Hm — den Biggör seh' ich och — wo aber de andern stecken — Potz Deitchen! ich globe gar, se hocken so sachte oben beim Pfaffengraben rom'! Der Biggör verkriemelt sich och wieder in' Holze!“

„Das Geläut der Meute und das Signal klingt ja plötzlich ganz fern dort drüben!“

„Der Piqueur macht kehrt und jagt hierher!“

„Es ist ja gar kein Piqueur! Ich erkenne den roten Rock der Parforcereiter!“

„Jetzt saust er durch die Tannen —“

„Alle Wetter! Der is wohl reene närrsch? Was karjohlt'n der ejal von eener Seite uff die andere?!“

Hochaufgerichtet stand Fräulein von Floringhoven und schaute dem Reiter mit starrem Blick entgegen. Sie, die selbst eine vorzüglich geschulte Reiterin war, erkannte, daß die Bewegungen des Pferdes keine beeinflußten, sondern vollkommen willkürliche waren. — Auch der Sitz des Jägers war kein regelrechter.

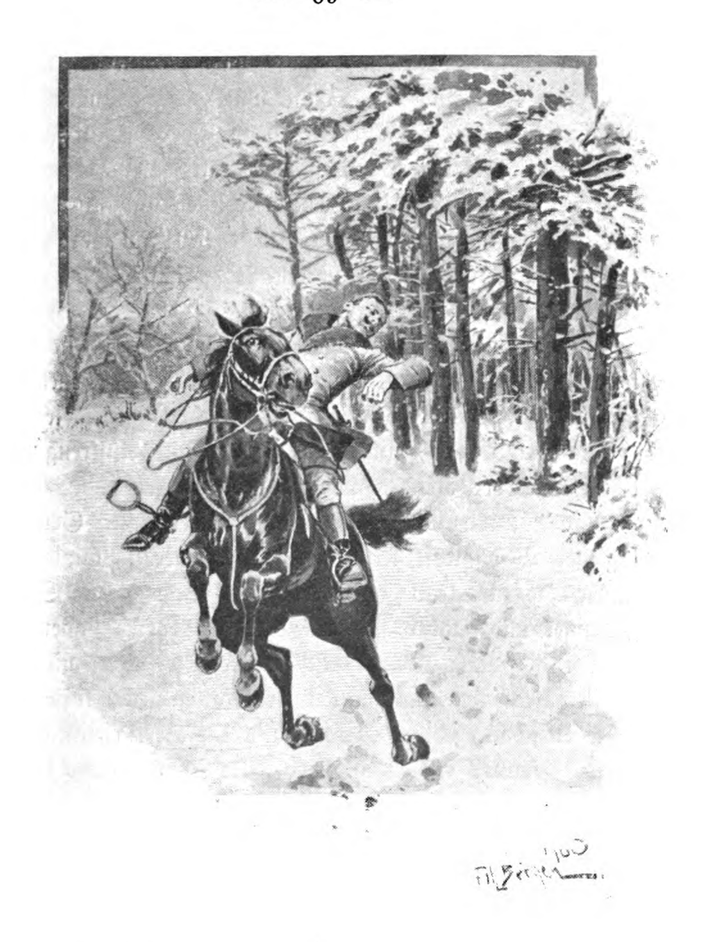
Pannkeuken grinste. „Der Musje hängt och wie e Heischen Unglick in' Sattel! — Na, na, keen Porzlament nich! — Ich seh's schon kommen, daß 'r die scheenste Friehlingslerche mitten in Jann'ware schlägt!"

Ein leiser zitternder Aufschrei von Benediktas Lippen. „Herr des Himmels! Er hat ja die Zügel verloren! Da ist ein Unglück passiert! Seht doch, seht, — er sinkt ganz vornüber!" —

Das Pferd kam mit allen Zeichen wilder Flucht dem Schlitten entgegen gerast. Sein scheues Aufschnaufen und zielloses Hin- und Herschleudern ließen erkennen, daß keine kraftvolle Hand es mehr bändigte. Wie angelockt von dem Anblick der Schlittenpferde verließ es seine Bahn längs des Waldes und jagte schnurgerade auf den Schlitten los. Konrad griff mit eisernen Fäusten die Zügel und Pannkeuken sprang hastig zur Erde.

Leichenblaß stand Benedikta und verfolgte mit stierem Blick jede Bewegung des Reiters, während Marga mit leisem Angstschrei das Antlitz auf den Muff drückte.

„Er sinkt! Er sinkt seitlich vom Pferd!" schrie Benedikta auf. „Barmherziger Gott! — Helft, helft, daß er nicht geschleift wird!" — Schneller als der Gedanke, ehe nur Pannkeuken Hilfe leisten konnte, schwang sich die junge Dame aus dem Schlitten und stürmte dem Pferd entgegen, welches durch die jählings veränderte Last des Reiters und durch die Wucht seines Niedersinkens nieder gerissen wurde. Mit wildgeblähten Nüstern brach es auf die Vorderbeine nieder, wollte wieder empor, strauchelte



und sank abermals in einer tiefen Schneerinne des Ackers zusammen.

Ehe es zum zweitenmal empor konnte, packten zwei kraftvolle Mädchenhände die Trensenzügel und zwangen das aufbäumende Tier mit schier übermenschlicher Gewalt zurück.

Pannkeuken folgte in atemloser Hast seiner Herrin, er hielt den Durchgänger mit beiden Fäusten und schrie ihm sein beschwichtigendes „Hu! jo! heu — heu!“ in die Ohren. Schaum trat vor das Gebiß, der Rappe zitterte an allen Gliedern und sprang auf die Füße.

„Halt ihn! halt ihn um Himmelswillen fest, Pannkeuken, der Fuß hängt noch im Bügel!“ rief Benedikta mit dunkelgerötetem Antlitz, wandte sich schnell wie der Gedanke und löste, nicht ohne Mühe und Anstrengung, den Stiefel des Reiters aus dem Steigbügel.

Ein Aufatmen der Erlösung aus Todesangst. Gerettet lag der Bewußtlose in dem tiefen Schnee. Pannkeuken führte das schreckende Pferd ein paar Schritte zur Seite. „Donner und Doria, Baroneßchen, das arme Luderchen wäre raddegal zu Marmelade gewercht, wenn Se nich de Geistesjäjenwart gehabt hätten, den Racker hier zu fassen!!“ lobte er schmunzelnd. „Was hat'n der Herr ejentlich in' Sinne gehabt? — Ei du mei Jesses — ich globe werklich s' Blut leift'n an Koppe runter!“ —

Benedikta hörte es nicht. Sie kniete neben dem Verunglückten und bettete voll zitternder Angst sein Haupt in ihren Schoß. So gut es ging, trocknete sie das rinnende Blut von seiner Stirn.

„Binde das Pferd an einen Baum und hilf mir, Pannkeuken!“ rief sie leise.

Und dieweil der Getreue ihrem Befehl Folge leistete, winkte sie nach dem Schlitten zurück: „Bitte bring mir dein Taschentuch, Marga, meins reicht nicht aus!"

Voll schaudernder Abwehr hob „das Kind" die Arme. „Ich kann kein Blut sehen!" schluchzte sie und warf sich weinend auf die Pelzdecken nieder.

Fräulein von Floringhoven biß die Zähne zusammen. Sie versuchte, so gut es ging, ihr Taschentuch um den Kopf des Verletzten zu schlingen, die Wunde vor der grimmigen Kälte zu schützen. Das kleine Stückchen spitzenbesetzten Battistes reichte nicht dazu aus. Ohne Besinnen riß sie den seidenen Shawl von ihren Kopf und schlang ihn um das Haupt des Fremden. Ihr Blick ruhte wie gebannt an dem leblos stillen Antlitz auf ihren Knien, und wie sie in diese bleichen, blutüberströmten Züge sah, da krampfte sich ihr Herz zusammen wie unter Todesqualen. Wie eine glühende, übergewaltige Flamme loderte es von diesem Herzen auf und füllte ihre ganze Seele, ihren ganzen Körper mit Feuergluten.

Welch eine wundersame Gewalt ging von diesem todesstarren Antlitz aus? — Die rätselhafte, unbegreifliche und göttliche Allgewalt jener Sympathie, welche geheimnisvoll und rettungslos ein Herz in den Zauberkreis des anderen zieht.

Benedikta hatte es vorempfunden, daß dieser Augenblick der Entscheidung für ihr Leben kommen mußte, sie hatte gezittert vor ihm, wie vor einem drohenden Unglück, und nun, da er seine unheimliche Macht auf sie ausübte,

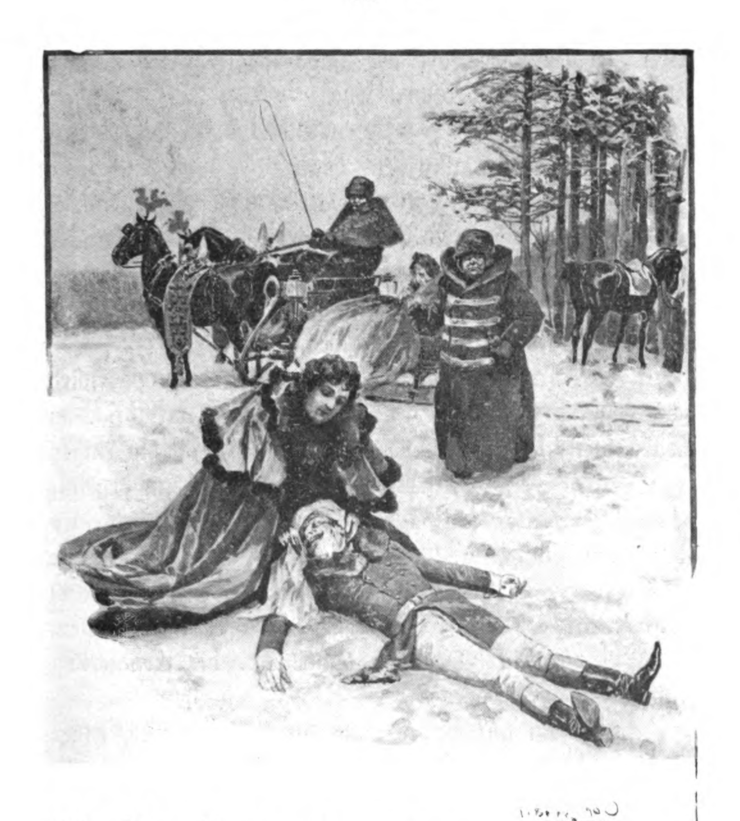
war es, als löse sich ihre Seele auf in einem Jubelschrei unaussprechlichen Entzückens, eines Entzückens, in welches sich dennoch die Todesangst der Verzweiflung mischt.

Während ihre bebenden Hände des Bewußtlosen warteten, hing ihr Blick wie in unersättlichem Schauen an dem Antlitz des Fremden, welches still und ernst, selbst in der starren Ruhe der Ohnmacht, unvergleichlich edel und hoheitsvoll in ihrem Schoße ruhte. — Bleiche, schmalgeschnittene Züge, Lippen, um welche Wohlwollen, Liebenswürdigkeit und ein Ausdruck beinahe keuscher Reinheit ihre unverkennbaren Linien zogen.

Mochte es der momentane Blutverlust sein, daß das Gesicht leidend und eingefallen aussah — oder wichen die tiefen, bläulichen Schatten unter den Augen, wenn Leben und Bewußtsein zurückkehrten? Ein dunkelblonder Schnurrbart harmonierte mit dem Haupthaar, welches sonst wohl glatt und schlicht, in diesem Augenblick aber blutverklebt und wirr in die Stirn hing, und die Hand, welche gekrampft und leicht zuckend niederhängt, ist selbst unter dem Reithandschuh schlank und schmal wie die Rechte einer vornehmen Frau. Will er immer — immer noch nicht die Augen aufschlagen?

Voll hilfeflehender Angst blickte Fräulein von Floringhoven auf Pannkeuken, welcher heraneilt und mit seinen ewig freundlich und gutmütigen Augen prüfend auf den Verunglückten blickte.

„Hätten wir doch irgend eine belebende Essenz, Pannkeuken, daß wir ihn zum Bewußtsein bringen könnten!



Die Kälte ist zu groß — er schwebt in äußerster Gefahr, Pannkeuken!"

Der Alte greift schmunzelnd in die Rocktasche: „Nur gemietlich bleiben, Baroneßchen! Alles Verzweefeln hilft da reene gar nischt! Ans Leben geht's noch bei Leibe

nich. — Du Jemersch! Da habe ich se bei'n Dippler Schanzen schlimmer bluten sehen! — Da hier . . . was hätt' mer den hier? — So'n Schnäpschen duht's och schon!" — und Pannkeuken neigte sich, hielt eine kleine Feldflasche an die Lippen des Reiters und goß ohne Umstände, etwas zwangsweise nachschiebend, den Nordhäuser in seinen Mund. Ein Zusammenzucken und tiefes Aufatmen. Die Hände greifen wehrend in die Luft, und das Haupt regt sich wie im Schauder.

„So . . nochemal, Musjöchen! Prosit! . . Das wird Sie schon uff de Beene bringen! — Na, Gottlob . . da wärn mer ja!!" Der Gestürzte riß jählings die Augen auf, sein irrer, ausdrucksloser Blick traf das geneigte Antlitz Benediktas. Mit leisem Aufstöhnen gab er sich einen Ruck und stützte sich, wild um sich schauend, auf den Ellenbogen. Er sah sein Pferd, sah die weitverschneite Ebene, sah in geringer Entfernung den Schlitten halten. Das Bewußtsein schien zurückzukehren, die Erinnerung kam blitzartig wieder.

Ein leiser, gurgelnder Laut, — er tastet nach seiner Stirn und blickt auf das Blut, welches seinen Handschuh färbt.

Dann sinkt sein Haupt abermals zurück auf die Knie des jungen Mädchens, und sein umschattetes Auge schlägt sich voll auf. Benedikta neigt sich über ihn, Blick ruht in Blick, so tief, so fest und unauslöschlich, als wolle er zwei Seelen für ewige Zeit verschmelzen.

Dann schauert die junge Samariterin leicht zusammen

und zwingt die Gedanken, welche so hohen, fernen Flug genommen, gewaltsam zu der traurigen Wirklichkeit zurück.

„Wo dürfen wir sie hinbringen?“ flüstert sie weich.

Er will sprechen. „Altenfähre“, lallte er, — Blutstropfen perlen über seine Lippen, und mit leisem Schreckensschrei schlingt Benedikta die Arme um ihn. „Schnell, Pannkeuken! Um Gotteswillen schnell! Marga soll den Schlitten verlassen . . . Der Verwundete muß so bequem als nur möglich gebettet werden!“

„Daß auch keene Menschenseele von der ganzen Jagdgesellschaft sich herbemüht!“ grollte der Alte mit sorgendem Ausblick über die todesstille Ebene. „Können Sie denn den schweren Herrn tragen helfen, Baroneßchen?“

Sie nickt hastig; wie gebannt hängt ihr Blick an seinem Auge. Er möchte sich verständlich machen, erhebt die Hand und strebt mit dem Oberkörper empor. „Gehen . . . gehen . . .“ stammelt er. Aufs Neue sickert Blut über die Lippen.

„Unmöglich . . . . Sie dürfen nicht gehen . . . . Ihre Brust — —“ er deutet mit dem Finger nach dem Mund . . „Nur Zunge . . . Nicht schlimm . . .“ Und als er dazu beruhigend den Kopf schütteln will, umfloren sich seine Augen abermals, das Haupt sinkt schwer zurück, und der Fremde ruht in erneuter Bewußtlosigkeit in dem Arm seiner Retterin.

Pannkeuken ist während dessen zum Schlitten gelaufen, er hebt die schluchzende Marga heraus und breitet die Pelze und Decken sorglich über die Polster aus. —

„Wenn Baroneß die Pferde halten wollen, kann ich ja den Herrn tragen helfen!“ sagte Konrad.

Pannkeuken überfliegt mit schnellem Blick die morsche, gebrechliche Gestalt des Alten. „Nee, nee — kenn mer ganz alleene, Kunnrädchen!“ Spricht's und stampft eilig durch den Schnee zurück.

Benediktas schlanke Arme scheinen von Eisen.

Sie hebt den verwundeten an dem Oberkörper, dieweil Pannkeuken seine Füße faßt, und trägt ihn keuchend bis zu dem Schlitten. Die ungewohnte Anstrengung treibt pochende Glut in die Schläfen des jungen Mädchens. Schweißperlen rinnen von der Stirn — und dazu pfeift der eisige Schneesturm um ihr ungeschütztes Köpfchen. Niemand achtet darauf, Fräulein von Floringhoven am wenigsten. Eine schwere Mühe verursacht es noch, den hilflosen, wuchtigen Körper des Ohnmächtigen in den Schlitten zu heben. Dann hüllt ihn Benedikta voll zarter Sorge warm und sicher ein, dieweil Pannkeuken auf ihren Befehl das Pferd des Jägers holt und dem Schlitten ankoppelt.

„So — nun in Gottes Namen so schnell wie möglich nach Altenfähre, Konrad! Pannkeuken fährt mit Ihnen, falls Sie unterwegs irgend welche Hilfe brauchen.“

Der Getreue schüttelt bedenklich den Kopf. „Und was soll aus den Damen derweil werden?“

„Wir gehen zu Fuß den Waldweg voraus. Ihr bringt den Herrn zum Jagdschloß und folgt uns so schnell wie irgend möglich, um uns wieder aufzunehmen.“ Sie neigt

sich näher zu Pannkeuken: „Wenn möglich, bring mir meinen Kopfshawl wieder mit, Alter.“

„Jemersch und du mei Herrgott! Se haben reene gar nischt ums Kepschen, Baroneß!“ — entsetzte sich der Genannte. „Wollen Se nich mei Pelzkäppchen nehmen?“

„Damit du betagter Mann dir den Tod holst!“ — sie wehrt ihn energisch ab. Der Jugend schadet so etwas nicht, — — ich will ja den Shawl auch nicht der Wärme wegen!“ und ihre Verlegenheit bezwingend gibt sie Konrad noch einmal hastigen Befehl —; „schnell — schnell! fahr zu, was die Pferde zu laufen vermögen, der Schnee liegt hoch, und das schnelle Fahren erschüttert nicht!

Der Kutscher schnalzt leise mit der Zunge an, und der Schlitten fliegt wie ein Schattenbild über die breite, weißverschneite Thalfläche dem Jagdschloß entgegen.

Still ringsum — totenstill. Der Lärm der Jagd ist verklungen, tiefer Frieden liegt über der graudunstigen Welt, und die Stimme des Windes schrillt allein wie bange Klage durch den laublosen Wald.

Hochaufatmend steht Benedikta und streicht über die feuchtperlende Stirn. Eisiger Schauder rieselt ihr durch die Glieder, ihre Zähne schlagen zusammen vor Kälte, sie achtet es nicht. Ihr Blick schweift wie verklärt über die Welt, als wolle er Himmel und Erde in unendlicher, grenzenloser Liebe umfassen.

Margas Hand legte sich auf ihren Arm und weckte sie aus dem träumerischen Sinnen.

„Was fangen wir denn nun an, Benedikta!“ grollt

sie mit weinerlicher Stimme: „Es ist ja ein entsetzlicher Gedanke, daß wir nun womöglich eine Stunde lang durch diesen kniehohen Schnee waten sollen! Ich zittere schon jetzt wie Espenlaub vor Kälte, wie soll das nun erst in einer Stunde werden!"

„Wir schreiten tüchtig aus und erwärmen uns im Gehen!"

„Sie werden sich eine schöne Erkältung holen! Bei diesem grausigen Schneesturm nichts auf dem Kopf! Das ist ja eine rasende Idee! Das Wasser läuft Ihnen schon jetzt aus den Haaren, und nicht mal ein trockenes Taschen-tuch, um es Ihnen um die Ohren zu binden!"

„Ich schlage den Pelzkragen so hoch wie möglich! Auch bin ich sehr abgehärtet und reibe den Kopf tüchtig ab, wenn wir nach Hause kommen!"

„Entsetzlich! — ein solches Mißgeschick! Warum konnte nur das einfältige Kamel von einem Pferd nicht nach einer anderen Gegend laufen!"

Ein jäher, leidenschaftlicher Blitz in Benediktas Augen. „Damit er einsam, hilflos fernab im Walde läge und womöglich seinen Wunden und der Kälte erläge, ehe Rettung käme? Schämen Sie sich, Marga! für eine solche herzlose Egoistin hätte ich Sie nicht gehalten!"

Das „Kind" schluchzt leise auf; ob aus Reue oder Ärger, ist nicht zu konstatieren. „Mein Gott, so schlimm meine ich es ja nicht, es hätte ihn sicher jemand anders gefunden! O, ich bin ganz elend von der Aufregung, ich kann kein Blut sehen, und obwohl ich gern den armen

Menschen angesehen hätte, hatte ich doch nicht den Mut dazu! War er noch jung?"

„Das läßt sich schwer sagen, — ich glaube, ja!"

„War er hübsch?"

„Das läßt sich noch schwerer sagen, aber ich glaube — ja!"

„Das würde noch ein Trost sein! Für einen jungen, hübschen Mann bringt man schon leichter ein Opfer! O Himmel, Ihr ganzes Kleid, der ganze Mantel ist ja naß zum Ausringen! — woher kommt das?"

„Ich kniete ein Weilchen im Schnee."

„Schauerlich! Sie sind eine geborene barmherzige Schwester, ich für meine Person würde nie Talent für derartige Samariterdienste haben!"

Benedikta widersprach nicht, sie kämpfte sich schweigend durch den immer stärker daher brausenden Sturm. Ein paar Minuten schritten die beiden jungen Mädchen schweigend nebeneinander her. Plötzlich blieb Marga stehen und stampfte mit den Füßen wie ein ungezogenes Baby.

„Ich kann nicht weiter!" weinte sie, „ich bin todmüde! Man versinkt ja in dem Schnee und kommt nicht vorwärts! O Himmel, wie soll das enden!"

„Es würde sehr gut gewesen sein, hätte Eckert uns begleitet!"

„Inwiefern?" brauste die Kleine eigensinnig auf.

„Er würde Sie jetzt auf sein Pferd nehmen und Sie im Galopp nach Hause bringen!"

„Und Sie? — wo blieben Sie?"

„Ich komme wohl noch aus eigenen Kräften heim!“

„Ja, wenn man so groß und stark ist, wie Sie!“ klagte das Elfchen wehleidig, „aber ich armer Liliput! Ich werde ja demnächst selber fortgepustet wie eine Schneeflocke!“

„Geben Sie mir Ihren Arm, hängen Sie sich fest ein, ich nehme Sie gern in das Schlepptau.“

„Ach wie gut, wie gut Sie sind! Ja, Benedikta, Sie sind in allen Dingen so gut wie ein Engel, und ich? o ich bin ein abscheuliches, nichtsnutziges Ding! Ja, hätte ich Eckert mitreiten lassen!!“

Und wieder schritten die beiden einsamen, sturmumtobten Mädchengestalten durch den hochverschneiten Wald. Es brauste und heulte im Geäst, hohe Schneewehen hemmten ununterbrochen den Weg, niederbrechendes Gezweig tönte unheimlich durch den dunkler und dunkler werdenden Forst.

Die Zeit verging.

Zitternd schmiegte sich Marga an ihre Begleiterin und versteckte das Gesicht in ihrem Ärmel: „Ich fürchte mich so, wir sind so allein . . . ach und es wird schon so furchtbar dämmerig!“

„Der Schlitten muß uns ja jeden Augenblick einholen!“

„Ich höre noch nichts — noch nicht eine einzige Schelle!“

„Doch . . . da . . . da vor uns . . . da klingt etwas —“

„Richtig — aber das ist nicht der Schlitten, — es kommt uns entgegen.“

Marga sank vor Schreck beinahe in die Knie. „Benedikta, wenn es Räuber wären!“

„Narrheit! wie kann ein großes, vernünftiges Mädchen so kindisch sein! Da kommt es schon . . durch die Tannen . . sehen Sie? Ein Reiter — —“

„Eckert! — Eckert!!“ — wie ein Jubelschrei klang es.

„Wahrlich, es ist der getreue Ekkehard!“

Marga riß sich los und lief dem „Unteroffizier in Civil“ mit ausgebreiteten Armen entgegen: „Herr Eckert! Ach helfen Sie! retten Sie uns!“

Überrascht parierte der Gerufene seinen Apfelschimmel vor den jungen Damen.

„Allgütiger Gott! — wie kommen Sie zu Fuß hierher? Bei diesem Unwetter . . . ganz allein?!“

Atemlos, sich übersprudelnd in Erregung, erzählte die junge Sängerin ihr Erlebnis — „wie ‚wir‘ den Reiter retteten, wie ‚wir‘ ihn in den Schlitten schafften, wie ‚wir‘ ohne Besinnen selber zu Fuß gingen . .“

Fräulein von Floringhoven stand schweigend daneben und hörte lächelnd, welche Heldenthaten „wir“ vollbracht hatten. Dann schnitt sie den Wortschwall schnell ab.

„Die kleine Sängerin von Gottes Gnaden verzweifelt vor Angst, Müdigkeit und Frost! Haben Sie die Güte, Herr Eckert, Fräulein Dallberg zu sich in den Sattel zu heben und sie so schnell und sicher wie möglich nach Hause zu bringen!“

Namenlose Verlegenheit malte sich auf dem ehrlichen Gesicht. Aber er verneigte sich voll gehorsamen Respekts!

„Wie danke ich Gott, daß mich eine unbestimmte Ahnung den Damen folgen ließ!“ — Und sich zu Marga wendend, lächelte er: „Willy schlief noch, und die Flasche war noch nicht warm genug, da konnte ich es schon wagen, dem Schlitten nach zu reiten!“

Sie biß sich auf die Lippe und wandte das Köpfchen verlegen ab, Eckert aber riß hastig seinen Halsshawl ab, und reichte ihn Benedikta: „Baroneß sind ohne jede Kopfbedeckung, bei diesem Wetter ein mehr als waghalsiges Beginnen!“

Zögernd griff Fräulein von Floringhoven danach. „Ich friere allerdings gewaltig — aber ich fürchte, daß Sie sich um meinetwillen erkälten werden —“

„Durchaus nicht, — mein Taschentuch ist reichlich ebenso warm!“ Er zog das große, buntgemusterte Seidentuch aus der Tasche, dessen sich in der Regel nur ein Schnupfer bedient. Marga erblickte es, nicht ohne ein heimliches Zucken des Spottes um den Mundwinkel, aber sie ließ es sich nicht im mindesten merken.

„Wenn es Baroneß beruhigt, lege ich dieses Tuch anstatt des Shawls um, obwohl es bei dem Pelzkragen kaum nötig ist. Was aber soll aus Ihnen werden, gnädiges Fräulein, wenn ich Fräulein Dallberg nach Hause bringe? Sie können doch unmöglich allein hier im Walde zurückbleiben?“

„Und warum nicht?“ lächelte Benedikta, „ich fürchte mich nicht. Außerdem muß der Schlitten ja bald kommen und mich aufnehmen. Ich bitte Sie dringend, Marga schleunigst in Sicherheit zu bringen!“

„Ach ja, schnell, schnell! ich friere so!“ bat das Elfchen, welches im dicken Pelz und der warmen Kapotte gar nicht so aussah, als ob das möglich sein könne.

„Auf jeden Fall schicke ich sofort noch einen Wagen hierher!“ richtete sich Eckert stramm auf. „Wir wissen ja, wo Baroneß zu finden sind; irregehen ist auf diesem Wege nicht möglich . . .“

„Gewiß nicht —! und nun Glück zur Fahrt.“

Der Inspektor neigte sich, um die zierliche Gestalt der Sängerin zu sich empor zu heben.

Es deuchte Benedikta, als ob die Hände unsicher zugriffen, als ob ein Beben die Gestalt des markigen Mannes erschütterte.

Daß sein Gesicht sich dunkelrot färbte, lag wohl an der momentanen Anstrengung, — die Kälte legte heute wohl ihren Zinnober auf jegliche Wange.

Marga fürchtete sich noch einen Augenblick.

„Können Sie mich auch fest und sicher halten, Herr Eckert?“ fragte sie mit angstvoll abwehrenden Händchen.

„So sicher wie in Gottes Schoß!“

„Geht Ihr Pferd nicht etwa auch durch, wie dasjenige des Parforcejägers?“

„Nein gewiß nicht. Die Blanca ist lammfromm.“

„Schlägt sie auch nicht aus?“

„Sie hat es nie gethan.“

„Kann sie uns denn auch beide tragen?“

Da muß er lächeln. „Sie merkt es wohl kaum, daß ihr Gewicht erhöht würde!“

Und ... und ... sitze ich denn da in dem Sattel auch bequem?"

„Marga, seien Sie nicht kindisch!" unterbrach Benedikta in beinahe strengem Ton: „Wenn Sie wirklich so sehr frieren, ist es Ihnen wohl gleichgültig, ob der Sattel bequem ist oder nicht!"

„Hu, wie böse! Ja, ja, ich eile mich schon! Aber ich habe noch nie auf solch einem Vieh gesessen ... Ich fürchte mich immer so vor den Pferden — Himmel, halten Sie mich fest, Eckert!"

„Schlingen Sie Ihren Arm um mich und halten Sie sich fest!" Er vermochte kaum zu sprechen.

„Mir wird schwindlig werden!"

„Schließen Sie die Augen und bergen Sie Ihr Gesichtchen an meiner Brust." Leise, ganz leise sagte er es.

„So, und nun in Gottes Namen!" Benedikta klopft den Apfelschimmel freundlich auf den Schenkel, und behutsam, Schritt um Schritt, reitet Eckert an.

„Ich schicke sofort einen Wagen, Baroneß!" ruft er zurück.

Und dann verklingt der Hufschlag im weichen Schnee, nur ein angstvoller Aufschrei Margas, als sich das Roß in eine schnellere Gangart setzte.

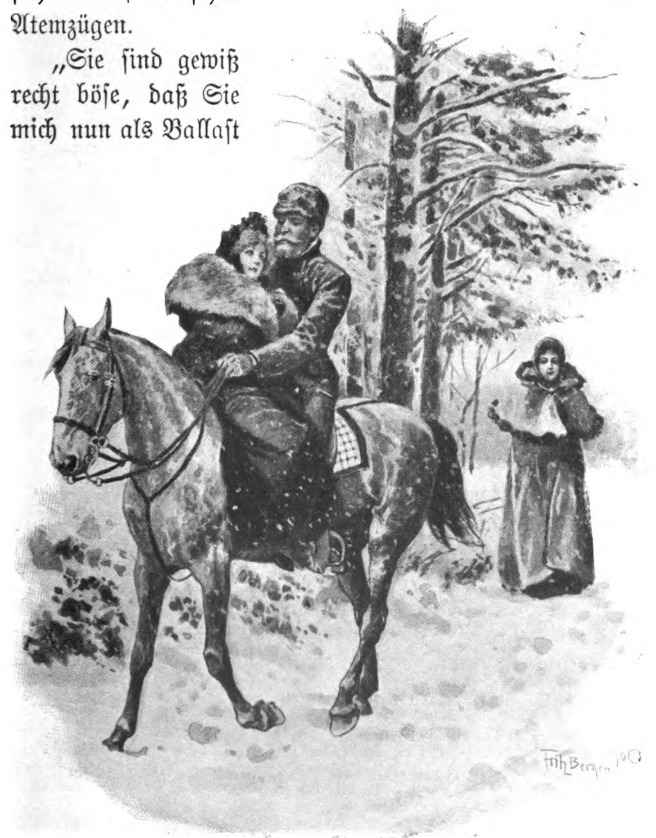
„Frieren Sie auch, Herr Eckert?" sie schmiegte sich fester an ihn, die Koketterie der Eva ward in „dem Kind" lebendig.

„Nein. Warum sollte ich frieren?"

„Sie zittern."

Er schwieg verlegen, aber seine Brust hob und senkte sich unter stürmischen Atemzügen.

„Sie sind gewiß recht böse, daß Sie mich nun als Ballast



heimschleppen müssen?" — Sie neigt das Köpfchen zurück und lächelt ihn an.

Er beißt die Zähne zusammen. „Ich reite genau in demselben Tempo, als ob ich allein zurückkehrte. Willy wird jetzt erwacht sein und nach mir rufen, — ich erreiche ihn noch schneller, weil ich auf dem halben Wege schon Kehrt machen konnte."

„Lieben Sie die Kinder wirklich so abgöttisch?"

„Ich habe nichts anderes auf der Welt, dem ich meine Liebe und Zärtlichkeit widmen könnte. Außerdem bin ich mir der doppelt schweren Pflicht gegen die armen, mutterlosen Würmchen bewußt."

„Sie haben doch eine gute Kinderfrau."

„Selbst die beste ersetzt keine Mutter."

„Wird es Ihnen nicht langweilig, so viel mit den Kleinen zu verkehren?"

„Wer das fragt, kennt Elternliebe noch nicht."

„Mein Onkel sagte mir aber doch, daß Sie Ihre Frau nicht aus Liebe, sondern nur aus Mitleid geheiratet hätten?"

Er zuckte zusammen und murmelte etwas Unverständliches in den Bart.

„War Ihre Frau hübsch?"

„Sie war brav und gut und liebte mich."

„Also sie war häßlich. — Gleichen ihr die Kinder trotzdem?"

„Ja und nein, — mich erinnern sie oft an die Tote."

„Ist solch eine Erinnerung nicht lästig?“

„Inwiefern? Mein Gewissen, der Verewigten gegenüber, ist rein und frei. Ihr letztes Wort war ein Segenswunsch für mich, die Versicherung, daß ich sie unendlich glücklich gemacht.“

„Und dennoch liebten Sie diese Frau nicht. — Wie groß muß Ihr Pflichtgefühl und Ihre Treue sein! Mein Himmel, das kann man sich kaum vorstellen. Wenn Sie aber nun eine andere Frau heiraten wollen, — sollte da dieses ‚Erinnert werden‘ an die erste nicht lästig fallen?“

Er wandte den Kopf weit zur Seite. „Ich werde auch dann das Andenken der Mutter meiner Kinder heilig und wert halten, aber . . . ich . . . ich heirate nicht zum zweitenmal.“

„Warum nicht?“

„Fragen Sie mich nicht danach.“

„Gut, — ich werde schweigen.“

Der Apfelschimmel trabte durch den dämmrigen, verschneiten Wald, und Marga barg schützend ihr Gesichtchen an der Brust eines Mannes, in welcher es noch viel heftiger stürmte, als wie hier draußen in dem wetterdurchtobten Tann.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Allein, mutterseelen allein. —

Benedikta schaute nicht rechts noch links, sie schritt unbekümmert um das Ungemach, welches sie bedräute, durch die wirbelnden Flocken dahin. —

Ihr starrer, leuchtender Blick war ins Leere gerichtet.

Sie schaute die wüsten, unstät ziehenden Wolken an, und sah doch nicht, — sie lauschte dem Sausen und Schrillen des Sturmwindes, und hörte es doch nicht. —

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein. —

Ihre durchnäßten Kleider froren zu Eis an ihrem Körper, in den schwarzen Haaren flimmerten die kleinen Krystalle und legten sich kalt, — unaussprechlich kalt auf das Haupt.

Sie bemerkte es nicht. —

Schneeklumpen ballten sich unter ihren Füßen, sie glitt und strauchelte, — tiefer, immer tiefer versank sie in dem Schnee.

Ihre Gedanken weilten fernab — in einem traulich warmen Gemach des Jagdschlößchens Altenfähre. Ihr geistiges Auge schaute über Raum und Ferne. Sie sah, wie ein bleicher, bewußtloser Mann voll Sorge und Angst emporgetragen wird auf sein stilles Lager.

Er schlägt die Augen auf — er hält alles, was er erlebte für ein Wahngebilde des Fiebers. Die Jagd —, den unglücklichen Ritt —, das große, schwarzäugige Mädchen, welches ihn barmherzig im Schoß gehalten.

Und dann greift er nach dem Haupt und fühlt den seidenen Shawl. Er löst in ab —, er sieht ihn an —, lange, lange, — das feine, weiche, weiße Seidengewebe, auf welches sein rinnend Blut rote Rosen gemalt.

„Wem gehört dieses Tuch? Wer war meine Retterin?“ will er fragen, aber er kann es nicht, rote Tropfen perlen abermals über seine Lippen.



Der Arzt kommt und untersucht hastig die Wunden. Er lächelt und verbindet sie mit freundlichem Zuspruch. Dann ein paar stärkende Tropfen, ein behagliches Betten, und die schönen, sinnend ernsten Männeraugen schließen sich zu erquickendem Schlummer.

Wenn er erwacht, ist der weißseidne Shawl von seinem Bett verschwunden, er sieht ihn nicht mehr und gedenkt seiner nicht mehr. Es war alles ein Traum, — die Jagd — sein Sturz vom Pferde, das große, dunkeläugige Mädchen, welches die bebenden Hände auf seine Stirn gelegt und ihn so lange, lange durch Thränen angeschaut hat. —

Benedikta krampft die eiskalten, erstarrten Finger in dem Muff zusammen, — — sie lächelt.

Wenn er dem Leben erhalten bleibt, wenn er rechtzeitig gepflegt und gerettet in Altenfähre genesen wird, so ist es ihre That. —

Sein Bild schwebt vor ihr; sie sieht nichts anderes mehr als das so eigenartig fesselnde, hoheitsvolle Antlitz, das bleiche, todesstarre, mit den weitgeöffneten Augen, deren Blick regungslos in dem ihren geruht.

Und sie starrt wie eine Trunkene in die Augen und wankt weiter durch Schnee und Sturm.

Seltsam — die Augen tanzen vor ihr her, werden große, dunkle Flecken, um welche blutroter Nebel wallt, sie wirbeln hin und her, wie die windgejagten Flocken, sie dringen — riesengroß anwachsend, auf sie ein und legen sich wie schwarze Schatten über sie. — Zentner-



lasten werden es. Sie sinken nieder und drücken auf ihre Brust — zermalmend schwer — sie kann kaum noch atmen. —

Wie Eis rieselt es durch ihre Adern — nur im Kopf, da glüht und hämmert und saust und braust es — Nacht, dunkle Nacht wird es um sie her. —

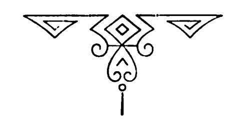
Wirr um sich tastend greift die einsame Wanderin in die Luft — Schneeflocken — Sturm — er rast über ihre schlanke Gestalt und drückt sie nieder auf die Knie. Horch . . . Stimmen? — *seine* Stimme? — Nein, es ist Glockenton.

Der Schlitten! — endlich — endlich.

Mit letzter Anstrengung rafft sich Benedikta zusammen. Sie preßt die Arme gegen die Brust und starrt ihm entgegen. Wie ein Schattenbild fliegt er heran.

Sie hört Pannkeukens Stimme, aber sie versteht nicht, was er sagt. Sie sinkt mit geschlossenen Augen in seinen Armen zusammen.

Noch fühlt sie, daß er sie in den Schlitten hebt, weiche Felldecken schmiegen sich um sie, und dann ist es stille, dunkle Nacht. — — —





IV.



Jean stand im Ankleidezimmer Seiner Excellenz und blickte wohlgefällig auf den seidenglänzenden Frack nieder, welchen er soeben mit zahllosen Orden „übersät" hatte. Stern und Kreuz, welche am breiten Band um den Hals getragen werden, liegen seitlich auf dem Toilettentisch, das Etui mit der herrlichen Brillantnadel, einem Geschenk des russischen Kaisers, harrt daneben seiner Verwendung, ebenso die weiße Kravatte, Handschuhe, Parfüm, Taschentuch — Jean hat an alles gedacht.

Er muß es auch, sein Herr denkt an nichts mehr; er ist wieder zum Baby geworden, welches von getreuer Wärterhand gepäppelt und gewartet werden muß.

Als Jean die Vorbereitungen beendet, meldet er es in das „Arbeitszimmer", wo Excellenz im Lehnstuhl sitzt, und, ein kurzes Pfeifchen im Mund, in das Schneegestöber hinausträumt.

„Anziehen soll ich mich, Jean?" wiederholt er apathisch.

„Es ist die höchste Zeit, Excellenz."

„Hm . . . du mußt es ja wissen, Jean."

Auf den Arm seines Faktotums gestützt, erhebt sich der alte Herr und schreitet in das Nebenzimmer. So wie er es stets gewohnt ist, nimmt er vor dem Toilettenspiegel Platz, und der Kammerdiener waltet seines Amtes. Excellenz ist zerstreut. Sonst hat er stets eine kleine Unterhaltung geliebt, heut schaut er wortkarg in das geschliffene Glas und ist mit allen Gedanken bei einem neuen Handelsvertrag, über welchen ihm Benedikta am Vormittag aus der Zeitung vorgelesen.

Mechanisch läßt er sich anziehen.

Die gleißende Pracht der Ordenssterne auf dem Frack sticht ihm momentan in die Augen und regt für eine Sekunde sein Interesse an.

„Alle diese Orden, Jean? Ist das nötig?"

„Jawohl, Excellenz, — es ist nach der Vorschrift."

„Hm — du mußt es ja wissen, Jean."

„Excellenz können sich auf mich verlassen."

Der ungewohnte Anzug geniert den alten Herrn ein wenig. Er seufzt und blickt zerstreut an sich nieder.

„Ist es denn so notwendig, das ich zum Diner muß, Jean?“

„Ich würde es Excellenz nicht zumuten, wenn es nicht eine absolute Unerläßlichkeit wäre.“

„Hm, — wegen Benedikta . . . Ich verstehe . . . Das Kind ist groß geworden — — gut, gut, ich fahre selbstverständlich zum Essen . . . — noch mehr Orden umbinden? — Hm . . . du mußt es ja wissen, Jean.“ —

In aller Ruhe und Bequemlichkeit ist die Toilette beendet.

Der Getreue blickt ungeduldig zum Fenster hinaus, so oft wie er an der großen Spiegelscheibe vorüber geht, und dann fliegt sein Blick nach dem Zeiger der kleinen Rokokouhr, welche silberhell von dem Kaminsims herübertickt.

Excellenz hat sich wieder in den Sessel zurückgelehnt und träumt weiter von dem internationalen Handelsvertrag, während Jean voll nervöser Unruhe auf den Klingelknopf drückt.

Die Jungfer Benediktas erscheint im Nebenzimmer.

„Ist Konrad noch nicht mit dem Schlitten zurück? Es ist die höchste, allerhöchste Zeit, Excellenz muß fahren!“ flüstert Jean, mit der Rechten sein weißes Haar zu einem Krakehlschopf über der Stirn aufsträubend, was er nur thut, wenn er sehr alteriert ist.

Sophie bleibt sehr gelassen: „Die Equipage steht fix

und fertig angeschirrt, — Hannökel traut es sich auch gern zu, Excellenz zu fahren, wenn Konrad nicht zur Zeit zurück sein sollte.“ —

„Hannökel? Sollte ihn auch der Teufel holen, wenn die alte Trahntute nicht mal eine Stunde Weges weit fahren könnte!“

„Fahren Sie nicht mit, Herr Jean?“

„Nein! Was soll ich stundenlang da in der Gesindestube sitzen und Maulaffen feil bieten! Ich habe mit dem Kammerdiener des Herzogs alles Nötige verabredet, wie er den Minister zu bedienen hat. — Abends fahre ich natürlich hin und hole Excellenz ab.“

„So kann wohl Hannökel die Livree anziehen?“

Jean zog die Uhr und klappte sie umständlich auf. Er zeigte sie gern, denn sie war schwer golden und trug auf der Kapsel die eingravierte Inschrift: „Meinem getreuen Jean zum 25 jährigen Dienstjubiläum.“ Nachdem er sie genugsam vor Sophies Augen hatte glänzen lassen, setzte er sich in Positur.

„Der zweite Kutscher Hannökel soll sich umgehend den großen Livreepelzmantel, große Garnitur sowie den Tressenhut mit Kokarde aufsetzen und unverzüglich mit der Equipage vorfahren.“

Sophie nickte gelassen zum Einverständnis; sie war dem Sprecher nicht sonderlich gewogen und behauptete, Jean sei in allen Dingen Excellenz — und Excellenz in allen Jean! Aber ein offizielles Opponieren dagegen war leider unmöglich, denn so lange, wie der alte Herr lebte, stand

sein Kammerdiener auf der Kommandobrücke von Floringshof. Wie lange noch? Der Minister steht wohl schon mit einem Fuß im Grabe, und wenn er erst die Augen geschlossen, und Benedikta das Erbe antritt, dann liegen die Zügel in Weiberhänden, und dann ist auch Sophies Stunde gekommen, wo sie — mit einer goldenen Uhr in der Hand — vor Monsieur Jean stehen und, aufgeblasen wie ein Frosch — ihrerseits die Befehle erteilen wird.

Dieser Zukunftsgedanke war das Beruhigungsmittel, welches jedesmal gute Wirkung ausübte, wenn der biederen Alten die Galle in das Blut treten wollte.

Jean stand am Fenster und erachtete es als persönliche Beleidigung, daß der Schlitten mit den Damen noch immer nicht die Parkallee entlang geklingelt kam. Statt dessen quietschte die große Galakarosse durch den tiefen Schnee vor die Freitreppe und Hannökels runzliges Gesicht hob sich spähend nach den Fenstern.

Er gehörte auch zu jenen landesüblichen Phlegmatikern, welche den armen Jean durch unverwüstliche freundliche Beschränktheit zur Raserei bringen konnten.

Wann mag Excellenz unter Führung dieses Rosselenkers in Altenfähre ankommen? — Wenn nicht heute, dann morgen, denkt Hannökel.

Schritt für Schritt, hübsch pomadig und duselig wie alle Gedanken im Haupte des guten, alten Stiefels wird die Schneckenpost ihr Ziel erreichen!

Jean könnte bei diesem Gedanken aus der Haut fahren. Er, der bewegliche, flinke Rheinländer kann sich absolut

nicht in die schwerfällige Umständlichkeit dieser Guts- und Dorfbewohner finden.

Aber gerade das Bewußtsein, Excellenz sehr langsam expediert zu sehen, veranlaßt ihn, seinen Gebieter wohl oder übel zu der Equipage hinab zu geleiten.

Es ist die allerhöchste Zeit, soll der Herr rechtzeitig an der Tafel des Herzogs erscheinen.

Hannökel sitzt steif und gravitätisch auf dem Bock und glotzt nur mit einem Auge über den hohen Pelzkragen hinweg, um dem Einsteigen seines Herrn und Gebieters zuzusehen.

Excellenz folgt willenlos wie ein Kind.

Jean wickelt ihn in Pelze, legt die Wärmflasche unter die Füße und sieht die Fenster nach. Dann streift er seinem Herrn noch warme Fäustlinge über die weißen Glacés und tritt mit einer Verneigung zurück.

„Alles in Ordnung, Excellenz."

„Hm . . . ich glaube wohl; du mußt es ja wissen, Jean."

„Zufahren!"

Hannökel zuckelt ein paarmal an den Zügeln, und . . . quietsch — quietsch . . . mahlen die Räder durch den hartgefrorenen Schnee. Jean sieht ihm mit nervös blitzenden Augen nach.

„Ein bißchen flott fahren, Hannökel, — es ist bereits sehr spät geworden!" ruft er.

Der Cylinder auf dem graubuschigen Kopf macht eine undefinierbare Bewegung nach vorn. Das bedeutet Zu-

stimmung, obwohl Hannökel den Kopf nicht zurückwendet, weil es ihm zu umständlich deucht.

„Ein Pferd kann nur so toll laufen wie es eben kann", philosophiert er, schnalzt mit der Zunge und biegt, ohne sich und die Rosse anzustrengen, in die Parkallee ein.

In Jeans Fingerspitzen kribbelt es, — aber er wirft nur einen anklagenden Blick zum Himmel, klappt sich leicht vor die Stirn und eilt leichtfüßig in das Schloß zurück; die Kälte hat ihm die Ohren gesäumt, und er hastet in das Arbeitszimmer seines Herrn, sich bei angenehmer Lektüre und einer Tasse Kaffee zu erwärmen.

Eine Viertelstunde mag vergangen sein, — da rufen verschiedene Stimmen wie in höchster Erregung seinen Namen.

Jean schnellt aus dem Sessel empor und eilt zur Thür.

Sophie flattert ihm händeringend entgegen, hinter ihm die Mamsell.

„Herr Jean! — Herr Jean! Kommen Sie schnell an das Portal! Excellenz hält unten an der Treppe!"

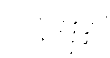
„Excellenz?! Seid ihr toll geworden, ihr Weibsleute? Rappelts bei euch!"

Jean ist ganz blaß vor Schrecken.

„Nein, nein, er ist es wahrhaftig!"

Der Kammerdiener stürzt zur Thüre: „Ist etwa ein Unglück passiert?!"

Sophie wagt es zu lächeln. „Nein durchaus nicht, Excellenz und Hannökel wollen Sie nur sprechen!"



Jean saust die Treppe hinab und steht einen Augenblick später atemlos vor der Equipage.

Das Gesicht des Kutschers wendet sich ihm mit freundlichem Grinsen zu, das müde, ausdruckslose Gesicht des alten Herrn neigt sich kläglich an die Scheibe.

„Jean, lieber Jean . . . Du hast ja ganz vergessen uns zu sagen, wo wir eigentlich hinfahren sollen?“

Das Faktotum steht da wie vom Donner gerührt.

„Hm . . bis nieder ans Grummholz war'ch schon gefahren — aber Excellenz meente — er wißte 's ejendlich selber nicht recht, wo mer hinfahren sollten!“ berichtet Hannökel freundlich und gemütlich wie stets.

„Esel!“ ringt es sich haltlos, keuchend, empört aus Jeans Brust.

Der Kopf seiner Excellenz schrickt jählings, schuldbewußt hinter der Scheibe zurück. Hannökel duckt sich als habe ein Faustschlag unvermutet den Boden seines Cylinderhutes getroffen.

„Warten! ich fahre mit!“ — donnert Jean, stürzt zurück, erscheint wenige Minuten später in Pelz und Hut, schwingt sich auf den Bock neben den entsetzten Hannökel und reißt die Zügel an sich.

„Marsch — vorwärts! —“ kommandiert er, läßt die Peitsche wie ein Hagelschauer auf die Füchse niedersausen und rollt im flottesten Tempo, wie von dem Sturm geblasen, mit seinem Herrn dem Jagdschloß Altenfähre zu.

Während dessen näherte sich Hufschlag auf dem Waldweg. Als Marga die Schloßtürme aufsteigen sah,



stieg auch ihr Mut und ihre Laune um ein Beträchtliches.

Sie verleugnete ihren Spitznamen „das Kind" auch jetzt nicht.

Gleich wie ein unartiges Baby sehr zahm und gefügig wird, wenn es sich allein und geängstigt im Dunkeln befindet, griff auch Marga schmeichelnd und liebenswürdig nach einer Hand, welche sich ihr rettend und schützend entgegen bot, ohne lange zu fragen, ob es für gewöhnlich auf ihrem Programm stand, diese Hand fortzustoßen. Jetzt, wo der erste Lichtstrahl in das Dunkel fiel, und das Gefühl wiederkehrender Sicherheit ihre Lebensgeister anregte, wo die auftauchenden Schloßtürme ihr die Nähe der Heimat garantierten, glich sie abermals dem Kind, welches sich undankbar und ungezogen von der leitenden Hand losreißt, wenn es sich in Sicherheit wähnt.

Die Sängerin hob aufatmend das Köpfchen.

„Wenn nun Ihr Herr Sohn schilt, daß der Papa so eigenmächtig war, ohne Konsens auszureiten?" hob sie von neuem an, und diesmal klang schon verschleierter Spott durch ihre Stimme.

Eckert war viel zu erregt und mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um es zu bemerken. Er lächelte.

„Ich werde mir alle Mühe geben, den kleinen Mann schnell zu versöhnen!" sagte er gutmütig.

„Sie verziehen Ihre Kinder in geradezu unerlaubter Weise! Glauben Sie, daß so etwas gute Früchte trägt? Ein Junge muß streng — sehr streng — ja

mit eiserner Strenge erzogen werden, sonst wird nichts aus ihm!"

Er lächelte noch mehr: „Wirklich? Die Ansichten darüber sind so verschieden. Ich bin ein einfacher, schlichter Mann und kenne mich nicht auf die modernen Erziehungstheorien aus, aber ich bin ein guter Christ und weiß . . . daß „die Liebe die größte unter ihnen" ist. Was Liebe nicht ausrichtet, erreicht auch die Strenge nicht."

„Ein guter Christ?" — Marga bog das Köpfchen zurück und blickte ironisch in sein freundliches Gesicht empor. „Dann kennen Sie doch wohl auch das Bibelwort: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es?"

Er ward plötzlich ernst. „Gewiß kenne ich es. Ich strafe jede Unart. Die Rute steckt drohend hinter dem Spiegel."

Sie lacht leise auf. „Sie steckt — und steckt — und bleibt stecken, bis der Staub sie zudeckt!"

„Wer sagt Ihnen das, Fräulein Dallberg?"

„Meine eigenen Augen."

„Was sahen dieselben? — Thatsächlich Staub auf den Birkenreisern?"

„Moralischen wenigstens! Ihre Liebe ist Schwäche, große, unmännliche, beklagenswerte Schwäche! Ich begreife nicht, wie ein herkulischer, energischer Mann sich von zwei Liliputs in Windelhöschen derart tyrannisieren lassen kann!"

Er zuckte leicht zusammen, aber er blieb vollkommen ruhig. „Sie tyrannisieren mich nicht. Was ich für die

Kinder thue, ist das Ergebnis meines ureigensten Willens. Ich habe sie lieb, — sie zu hegen und zu pflegen ist meine Freude und Erquickung. Ich habe Sinn und Herz für Kinder, ich erniedrige mich nicht in ihrem Dienst, sondern erhebe und erbaue mich. Ich für meine Person hasse die rohe und brutale Art von Vätern, welche mit ‚Liliputs in Windelhöschen‘ schon abrechnen wollen, wie mit großen vernünftig denkenden Menschen! Mag vorläufig noch Staub auf der Rute liegen — ich schäme mich dessen nicht, denn die ‚Liliputs in Windelhöschen‘ thuen vorläufig weder etwas Unrechtes noch etwas Schlechtes, und nur für Bösartiges oder Schlechtes werde ich meine Kinder züchtigen. Ein wenig Eigensinn, ein beschmutztes Schürzchen, ein zerbrochener Gegenstand sind nicht der Rute wert. Ich habe mich überzeugt, daß ich durch liebevolles Zurechtweisen und Zureden ebenso weit, wenn nicht weiter komme.“

„Nun, das ist eben Ansichtssache. Ich für meine Person finde ein solches Glaubensbekenntnis im Munde einer schwachen, verliebten und zärtlichen Mutter wohl begreiflich und entschuldbar, bei dem Vater, einem Mann, welcher in allen Dingen, selbst in der Kinderstube ein ‚Mann‘ sein soll, imponiert mir solch weichliche Sentimentalität durchaus nicht. Nehmen Sie mir diese Offenheit übel, Herr Eckert?“

„Nicht im mindesten.“ Sein Antlitz ward selbst unter der Röte des Winterfrostes bleich. „Man muß in allen Dingen des Lebens auf Widerspruch gefaßt sein und sich

damit abzufinden wissen, mit seiner Ansicht allein zu stehen. So unbegreiflich, wie Ihnen mein Handeln jetzt erscheint, so unfaßlich sind mir Ihre Worte im Munde einer Dame. Ich war der Ansicht, daß es jede Frau entzücken und beglücken müsse, ihre Kinder als Inbegriff aller Liebe und Zärtlichkeit des Vaters zu sehen. Meine Mutter hat mir oft versichert, jeder Schlag, den wir von Vaters Hand erhielten und wenn er sehr wohl verdient gewesen — habe ihr doch stets weher gethan wie uns. Sie sind noch unverheiratet, Fräulein Dallberg, Sie kennen Mutterliebe noch nicht und sprechen wie die Blinde von der Farbe. — Es ist mir herzlichst leid, daß Sie eine solch wenig gute Meinung von mir haben, aber selbst um den Preis, Ihnen zu imponieren, werde ich nie meine Ansichten oder mein Benehmen gegen meine Lieblinge ändern."

Sie warf schnippisch das Näschen zurück. „Ich habe mir auch durchaus nicht eingebildet, aus Ihnen einen Proselyten meiner Theorien zu machen. Ich bin Ihnen von Herzen dankbar für Ihr hilfreiches Geleit und bitte Sie, mich in der Residenz zu besuchen, damit ich Sie en revanche für diesen Spazierritt in einer Droschke erster Güte spazieren fahren kann. Und nun bitte ich Sie, zu halten. Wir sind am Parkthor, ich möchte dieses kleine Stückchen zu Fuß gehen."

Er hielt das Pferd sofort an. Seine Lippen bebten unmerklich. „Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß just hier in der Allee der Schnee sehr hoch liegt und die Passage sehr erschwert ist."

„Gleichviel. Die Allee wird von dem Hofe aus überblickt, und ich möchte doch nicht den Leuten den Anblick unserer schönen Illustration zu dem ‚geretteten Königskind‘ gewähren!“

„Der Anblick ist durchaus kein häßlicher!“

„Aber ein allzu origineller für die spießbürgerliche Gesinnung dieser Provinzler!“

„Sie mögen wohl Recht haben.“ Vorsichtig, wie man ein zerbrechliches Püppchen anfaßt, nahm Eckert „das Kind“ in seine großen, derben Landmannshände und hob sie behutsam zur Erde.

Sein Gesicht sah sehr ruhig aus, nur um den Mund ging ein leises Beben. Er schaute sie so lange und regungslos an wie immer, schweigend, weil auch sie schwieg. Marga stampfte ein paarmal mit den frosterstarrten Füßen und stützte sich momentan auf den Sockel des Parkthores.

Dann flutete neues, warmes Leben durch die steifen Glieder. Sie bot ihm mit überraschend freundlichem Blick die Hand empor. „Ich danke Ihnen, Herr Eckert, für diese Hilfe in der Not, — Sie waren sehr liebenswürdig zu mir! Bitte, gedenken Sie nun auch der armen Baroneß und schicken Sie schnell einen Wagen zu ihr hinaus!“

Er hatte ihre Hand flüchtig ergriffen und ließ sie nun schnell wieder los, um salutierend an die Pelzmütze zu greifen. Er verneigte sich in stummem Gruß und drängte das Pferd zurück.

Während Marga mit noch immer unsicheren Schritten durch das Thor trat, wendete er den Apfelschimmel und trabte auf kurzem Umweg direkt in den Wirtschaftshof.

Der Blick der jungen Sängerin hatte ihn beobachtet. Ein sarkastisches Lächeln zuckte über ihr hübsches Gesicht. Wie manchmal hatte sie im Tiergarten oder Tattersall gesehen, wie die Reiter ihre Pferde kurz zusammenrissen, Sporn gaben und davon sprengten, — Eckert aber hatte auch dem wohlgenährten Gaul gegenüber dieselbe Zartheit der Behandlung, wie bei seinen Kindern.

Die Sporen hatte „Blanca" wohl noch nie gespürt und die Reitgerte ebensowenig, wie Willy und Gretchen daheim die Rute!

Welch ein Possenspiel der Natur! In einen Körper, hoch, stramm, bärenhaft stark und trutzig, hauchte sie eine Seele, so schwach, weich und weibisch, wie bei einem lyrischst beanlagten Mägdlein!

Marga liebt einen derartigen Männercharakter nicht! Sie hat sich ihr Ideal stets voll rauher, jeder Sentimentalität fremder Mannhaftigkeit gedacht. Lieber zu schroff, wie zu zart, lieber zuschlagen, wie streicheln! Das würde ihr imponieren. Es liest sich so gut in Romanen von solch trotzig rauhen Helden, welche die ganze Welt mit eisernen Fäusten packen und schütteln und dann zum Schlusse doch das Haupt mit der Löwenmähne fein demütig und lammfromm auf den Schoß der Geliebten neigen!

Roman war ein derartiger Charakter. Ein Titan!

Marga hatte es voll scheuer Bewunderung mitangesehen, wie er voll Wut über eine Nachlässigkeit des Orchesters seinen teuern Geigenbogen in Stücke brach wie ein Schwefelholz! Sie hatte es erlebt, daß er sein Taschentuch zerfetzte in maßlosem Zorn, daß er bleich vor Ingrimm einem Sänger mit geballter Faust gegenüber stand.

Er klopfte einmal seinem Bernhardinerhund selber mitleidig den Rücken. „Das arme Vieh frißt ein saures Brot bei dem Künstler Ermönyi! Er ist der Blitzableiter meiner schlechten Laune und muß manchen Fußtritt auffangen, der eigentlich einem anderen gilt. — Hundelos! — Was hat solch elendes Geschöpf anderes vom Leben zu erwarten, als behandelt zu werden — wie ein Hund!!"

Und dann hatte er selber von seiner Jugend erzählt, wie oft die wilde Leidenschaftlichkeit des Künstlers schon damals über ihn gekommen sei, daß er sich auf ein Pferd geworfen und wie ein Wahnsinniger meilenweit durch die Pußta gejagt sei, bis sein Pferd blutend und halb tod unter ihm zusammengebrochen sei! — Dann wäre er zur Vernunft gekommen. Aber manches Roß habe er dabei zu Schanden geritten!

Wie interessant war das! Wie unheimlich schön war der Sprecher dabei anzuschauen, mit den schwarzen Augen, aus welchen noch jetzt das Feuer ungezähmter Wildheit sprühte, mit den schlanken, weißen Händen, welche bei der kleinsten Erregung wie im Fieber zitterten!

Und er, dieser ungestüme, zügellose, himmelanstürmende Riese der Kunst, lag zu den Füßen „des Kindes" wie

ein geduldiges Spielzeug, welches ihre kleinen Hände tändelnd zausen, — wie ein Adler, welcher sich flügellahm und demütig vor dem Täubchen in den Staub duckt!

Was kann einem eitlen, hübschen Mädchen mehr schmeicheln, als, kraft seiner zauberhaften Nähe, den Tiger in ein Lamm zu wandeln?

Und Marga war eitel, grenzenlos eitel. Sie war auch verwöhnt und eigenwillig, sie verlangte, daß sie von Jedermann auf Händen getragen werde, sie verlangte die zartesten, liebevollsten Rücksichten, weil sie seit Kindesbeinen auf daran gewöhnt war, die Menschen durch ihre Schönheit und Anmut wie huldigende Sklaven zu beherrschen.

Welch ein Triumph aber war größer, als wie der, Roman Ermönyi, den Brausekopf, den Leidenschaftstollen, den Rücksichtslosesten aller Künstler so ganz und gar wie Wachs zwischen den Fingerchen zu kneten?

Marga atmete mit leuchtenden Augen hochauf. Sie eilte ungestüm dem Schloß entgegen, in dessen riesig großem, linken Seitenflügel die Wohnung des Gutspächters eingerichtet war.

Herr Dallberg war ein älterer Mann, — wie er es notwendig sein mußte, wollte er auf dem „Petrefaktenhof“ existenzberechtigt sein —, welcher mit seiner kränklichen Frau sehr still und zurückgezogen in der Einsamkeit dieses Landsitzes lebte.

Da die Ehe anfänglich kinderlos geblieben, war Marga, die Jungverwaiste, schon in ihren ersten Lebensjahren

von dem vortrefflichen Ehepaar aufgenommen und mit größter Liebe und Zärtlichkeit wie ein eigenes Kind erzogen. Als nach fünf Jahren plötzlich der Klapperstorch Einkehr hielt und den entzückten Eltern einen prächtigen Jungen in die Arme legte, welchem sogar nach zwei Jahren noch ein Brüderchen folgte, blieb Marga dennoch nach wie vor als allgemein verhätschelter Liebling im Hause, doppelt auf Händen getragen, weil man das arme Kind bemitleidete, welchem die Erbschaft der Pflegeeltern nun entgehen mußte.

Die beiden Söhne Dallbergs befanden sich in der benachbarten Provinzialstadt in Pension, weil sie auf Wunsch des Vaters das Gymnasium besuchen sollten, und wenn die blasse, leidende Mutter so still und einsam am Fenster des Schlosses saß, blickte sie voll Sehnsucht über die reizendste aller Gebirgsgegenden, nach jener Richtung, wo ihr Liebstes weilte. Am Sonnabend leuchteten die müden Augen auf in unaussprechlicher Freude, denn am Sonnabend kamen die beiden Rotkappen als sehr junger und stets sehr aufregend lebhafter Besuch nach Schloß Floringhof.

Marga eilte im Sturmschritt die Treppe empor, entsetzte die Tante durch ihren laut gejammerten, recht wirren Vortrag über das Geschehene und klingelte sehr ungestüm das gesamte weibliche Dienstpersonal zu ihrer persönlichen Hilfeleistung zusammen.

Heißen Thee! — Cognac! Auskleiden! Bett durchwärmen, alle Glieder mit Franzbranntwein reiben, —

eine Reihe von Befehlen schwirrten über die Lippen, und der ganze stille Haushalt stand auf dem Kopf, bis die verwöhnte kleine Dame endlich in den weißen, gestickten Kissen lag, Glühwein trank und sehr behaglich in einem Romanbuch blätterte.

Auf ihren Befehl mußte jedoch sofort ein reitender Bote in die Stadt gejagt werden, um den Arzt zu holen, denn Marga ängstigte sich sehr, daß sie womöglich Schnupfen oder Halsentzündung bekommen könne.

Tante Dallberg aber war in allen Zuständen der Sorge und Verzweiflung, denn Marga verstand es, ihre Umgebung durch die düstersten Zukunftsbilder, über alles, was ihr nun passieren könne, zu alterieren.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Schellengeläut drang die Parkallee entlang.

Der Schlitten kehrte zurück, und Sophie trat an die Portalthür, ihre junge Herrin zu empfangen.

Das Bewußtsein war Benedikta zurückgekehrt, aber Sophie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie die Schwache, stets wie im Schwindel Taumelnde mit Pannkeukens Hilfe aus dem Schlitten hob.

Gott im Himmel, wie sah das junge Mädchen aus! Leichenfahl, mit tiefumschatteten Augen und farblosen Lippen, hinter welchen die Zähne permanent wie im Schüttelfrost zusammen schlugen.

„Allmächtiger Gott! was ist geschehen?“ schrie die Alte auf.

Pannkeuken aber wehrte mit entsetztem, angstverzerrtem

Gesicht ab und flüsterte: „Zu Bett! schnell zu Bett mit ihr!“

Eine unbeschreibliche Aufregung erfaßte die Bewohner des Schlosses.

Sophie und Mamsell betteten die noch immer halb Bewußtlose, sie rieben die froststarren Glieder, sie flößten ihr starken Wein und heiße Getränke ein.

Mechanisch, wie im Traum ließ Benedikta alles mit sich geschehen.

„Gott im Himmel! nicht mal Pelzschuhe hat sie angehabt! Das Leder ihrer Stiefelchen ist ganz hartgefroren in all dem Schneewasser!“ jammerte Sophie.

„Die Füßchen sind fraglos erfroren!“ stöhnte Mamsell leise auf.

Endlich kehrte etwas Wärme in den Körper zurück. Dick in Federbetten und Kissen gepackt lag Benedikta in dem mächtigen Himmelbett, von dessen geschnitztem Baldachin die grünseidenen Damastvorhänge, spitzenbesetzt, herniederflossen.

Mit leisem Aufseufzen schloß das junge Mädchen die Augen.

„Wenn sie nur in Schweiß kommen wollte!“ — rang Sophie die Hände.

„Still — still — sie schläft ein.“ —

Welch eine schreckliche Nacht. Die Eiseskälte in Benediktas Körper wich rasender Fieberglut. Kopf und Gesicht schwollen hoch auf. Namenlose Schmerzen ließen

die Unglückliche durch ihre wilden Phantasien hindurch gellend aufschreien.



Gegen Morgen erst fuhr der Wagen des Arztes in den Hof.

Fräulein Dallberg fand er sehr frisch, wohl und gesund wie ein Fisch im Wasser, aber an dem Lager des

Fräulein von Floringhoven stand er momentan in ratloser Bestürzung.

„Wird es die Kopfrose, Herr Doktor!“ schluchzte Sophie; „ach du barmherziger Gott, der ganze Kopf glüht ja dunkelrot wie Feuer — und schwillt auch schon auf — o, und dieses Fieber! Man brennt sich ja, wenn man die Händchen anfaßt!“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Abwarten. Auf alle Fälle haben wir es mit einer sehr schweren Erkältung zu thun. Hat das gnädige Fräulein öfters an Ohrenschmerzen gelitten?“

„Ach ja, ja, gewiß! Als Kind sehr viel sogar! In den letzten Jahren war es besser; nur einmal kam nach zu langem Bad ein Ohrengeschwür.“

„Hm, hm, — so haben die Schmerzen, unter welchen die Kranke leidet, fraglos ihren Sitz in den Ohren. Hm, sehr übel, sehr übel!“ —

Man hatte dem Minister, welcher sehr müde und abgespannt von dem Jagdiner heimkehrte, nichts von der Erkrankung Benediktas gesagt; er hatte sich frühzeitig zur Ruhe begeben und ahnte es nicht, daß wenige Zimmer von ihm entfernt der Arzt die ganze Nacht hindurch am Schmerzenslager seines Lieblings wachte, daß ein reitender Bote noch zu spätester Stunde in die Apotheke zur Stadt jagte. — —

Benedikta war schwer erkrankt. Die ganze Wucht der Erkältung hatte sich auf das Köpfchen geworfen, und die unbeschreiblichsten Qualen eines entzündlichen Ohrenkatarrhs,

begleitet von Geschwüren, schüttelten den jungen Körper, als sei er nicht in weiche Daunen, sondern auf den schrecklichsten aller Marterroste gebettet.

Tagelang hegte der aus der Residenz telegraphisch berufene Medizinalrat die ernstesten Besorgnisse. Dann hatte endlich das Fieber ausgetobt und ließ nach, der schwache Schimmer von Bewußtsein stärkte sich, man sah es dem Blick der großen Augen an, daß Benedikta ihre Umgegend wieder erkannte und an dem Thun und Walten derselben Anteil nahm.

„Sophie!“ — flüsterte sie.

Die Alte trat geschäftig hinzu, neigte sich über das Bett und küßte zärtlich die bleichen, abgezehrten Hände der jungen Herrin.

„Ach Baroneß, wie schön, wie schön, daß Sie mich wieder rufen! wie wird sich Excellenz freuen!“

„Warum seid ihr alle so furchtbar still und leise, Sophie? Bin ich denn so sehr krank?“

„Keine Spur, Baroneßchen! ein wenig Ohrenschmerzen, das geht alles vorüber, bis wir auf der Hochzeit tanzen!“

„Warum bewegst du immer die Lippen und redest nicht?“

„Ich? ei du mein Himmel, — ich spreche ja!“

Erregt richtete sich Benedikta auf und umklammerte die Hand der alten Frau: „Sophie! um Gottes Barmherzigkeit — sprich zu mir!“

Die Matrone entfärbte sich: „Herzchen! Kindchen! ich rede ja! rede in einem fort! — Hören Sie mich denn nicht?“

Da gellte ein Schrei der Verzweiflung durch das Krankenzimmer. Die gefalteten Hände wie in namenlosem Entsetzen hebend, sank das junge Mädchen in die Kissen zurück.

„Sophie! — ich bin taub!“

Der Jammerruf fand ein Echo im Munde der Getreuen. Alles Blut wich aus den Wangen der Kammerfrau. Mit gerungenen Händen sank sie neben dem Bett nieder. „Das verhüte Gott im Himmel, Sie armes, armes Unglückskind!“

Die Thürvorhänge regten sich. Der Arzt trat ein. Sein schreckverstörtes Gesicht bewies es, daß er Zeuge der kurzen Unterredung gewesen.

Mit bebenden Händen nahm er, soweit wie es bei dem jetzigen Zustand der Kranken möglich, eine Untersuchung der Ohren vor, — er forschte, prüfte — und alles ergab nur die eine, entsetzliche Thatsache — Benedikta hatte das Gehör verloren.

Thränen stürzten aus den Augen des Ministers, als ihm die furchtbare Mitteilung schonend beigebracht wurde, er neigte das weißhaarige Haupt auf die gefalteten Hände und weinte bitterlich.

Der Arzt suchte ihn zu ermutigen. Er versicherte, daß aller Wahrscheinlichkeit nach das Leiden nur ein vorübergehendes sein werde, daß ein tüchtiger Spezialist es frag-

los heben würde, — — umsonst, der alte Mann weinte leise und haltlos vor sich hin.



Das war der Todesstoß, welcher den morschen Stamm bis in das Mark des Lebens traf.

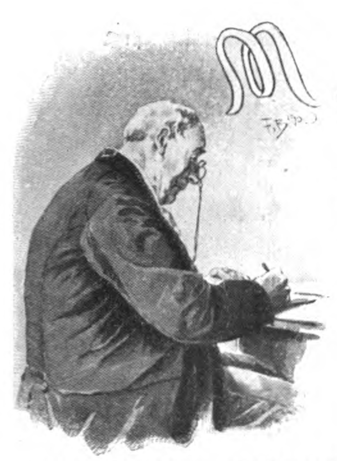
An demselben Tage brachten die Zeitungen eine Notiz unter der Rubrik: „Hofnachrichten.“ „Das Befinden des Prinzen Percy zu X. X., zweitältesten Sohnes des Herzogs

von X., welcher kürzlich, anläßlich einer Parforcejagd zu Altenfähre, das Unglück hatte, mit dem Pferde zu stürzen, ist von seinen leichten Verletzungen wieder hergestellt, so daß sich der hohe Herr nach wie vor seinen wissenschaftlichen Studien mit bekanntem Eifer widmen kann."





V.



Marga war abgereist, nach einem Ausbruch leidenschaftlicher Verzweiflung, welche sie stets von neuem vor dem Krankenlager Benediktas auf die Knie zwang, unter herzbrechendem Weinen die schlanken Hände der Freundin zu küssen.

Nachdem sich das erste Entsetzen, die erste Verzweiflung gelegt, überkam die Kranke eine tiefe, starre Resignation, welche in den ersten Tagen noch Thränen, bald aber weder diese, noch Seufzer mehr kannte.

„Kann ich nie wieder einen Laut auf Gottes Welt hören?" fragte sie den Arzt mit tiefumflortem Blick. Der Medizinalrat kritzelte ein paar Worte auf die Tafel, welche neben dem Bett, auf kleinem Marmortischchen lag.

„Gewiß, werden Sie es, Baroneß; sowie Ihre Erkältung gehoben, bessert sich das Gehör, und sowie Sie

fähig sind zu reisen, konsultieren wir einen Spezialisten, welcher sie fraglos wieder herstellen wird."

Ein Aufatmen hob die Brust des jungen Mädchens. Sie klammerte sich fest an diese Hoffnung, und die Tafel mit den tröstenden Worten glich einem Stern, welcher sanftes Licht in tiefer Dunkelheit verbreitet.

Die kurzen, trüben Wintertage zogen langsam dahin, und Benedikta lag still und geduldig in den Kissen mit weit offenen Augen vor sich hinträumend. Oft huschte ein kurzes, seliges Lächeln um ihre Lippen. Das schöne, ernste Antlitz leuchtete wie verklärt, und wenn Sophie es zufällig bemerkte, seufzte sie tief auf, „welch schöner Traum mag dem armen Kinde wohl vorgaukeln?"

Ja, es war ein schöner Traum. Stets ein und derselbe, der Traum, welcher doch eine so traurige, unglückselige Wahrheit gewesen.

Gibt es einen Einfluß, welcher phantastische Gehirngespinste in den Köpfen der Menschen — und namentlich der jungen Menschen — nährt, so sind es die stillen, schlaflosen Nächte, die einsamen, eintönigen Tagesstunden eines Krankenlagers.

Was vielleicht inmitten eines wechselreich bunten Lebens wie Schaum und Traum verflogen wäre, kaum noch als kleine Episode in der Erinnerung haftend, das nahm in dem sturmumsausten, dämmerigen Gemach Benediktas stets festere und bleibendere Formen an, das wuchs empor und brannte sich mit dem feurigen Stift krankhaft erregter Phantasie in Herz und Seele ein, bis es kein Traum,

kein Bild mehr, sondern eine unauslöschliche und unvergeßliche Thatsache, ein Inbegriff alles Denkens und Sinnens war. Wenn die Erscheinung eines Menschen mit dem liebevollsten Interesse und dem rastlosesten Eifer glühender Einbildungskraft ausgeschmückt wird, so muß selbst das farbloseste Nebelbild zum lebenswarmen, strahlenden Ideal werden, vollberechtigt ein Mädchengemüt zu erfüllen.

Und was hatte Benedikta Lieberes zu thun, als sich in ihrer trostlosen Einsamkeit die Erinnerung an eine Stunde zurückzurufen, welche für sie zum Verhängnis geworden.

Alle ihre Gedanken kreisten nur noch um ein Ereignis, um jenes Unglück auf der vom Schneesturm umbrausten Heide, um die Gestalt jenes Fremden, welchen sie rettete, um sich selber und ihr ganzes Lebensglück dabei aufzuopfern.

Rettete sie ihn wirklich? Wie mag es ihm gehen? Ist er hergestellt von seinen Verletzungen oder liegt er, gleich wie sie, still und freudlos auf dem Schmerzenslager zu Altenfähre, um von dem schwarzäugigen Mädchen zu träumen, welchem er Leben und Gesundheit verdankt? Oder haben Fieber und Bewußtlosigkeit jede Erinnerung daran verwischt? Ahnt er nichts mehr von den einzelnen Umständen seiner Rettung? Erzählt ihm Niemand — und forscht er bei Keinem, wie er nach Altenfähre zurückgekommen, welch ein Schlitten es gewesen, der ihn barmherzig aufgenommen?

Keine Antwort auf alle diese brennenden Fragen ihres Herzens. Still — grauenvoll still.

Sie sieht, wie der Uhrpendel sich regt, aber sie hört kein Ticken, sie sieht, wie die Bäume vor den Fenstern sich biegen und schnellen, — aber sie hört nichts sausen und brausen.

Mamsell tritt ein und bringt das Frühstück, — aber die Kranke hört weder einen Schritt noch das Klirren und Rasseln des Porzellans und Silbers.

Unbeschreiblich qualvolle Ruhe um sie her.

Nur einmal! einmal wieder eine menschliche Stimme hören! Nur einmal noch am Flügel sitzen und spielen und singen können, nur einmal im Leben seines Mundes Worte in sich aufnehmen können wie einen Klang aus besserer Welt!

Er! immer wieder er! kein Gedanken mehr ohne ihn.

Sie möchte nach ihm fragen, sie möchte für ihr Leben gern seinen Namen erfahren und wissen, wie es ihm geht!

Aber eine unerklärliche Scheu schließt ihr die Lippen. Etwas Ungünstiges, Beängstigendes über sein Befinden hören, würde sie zur Verzweiflung bringen.

Sie graut sich auch davor, zu sprechen, ohne ihre eigenen Worte zu hören.

Wollte sie doch genesen! Wollte diese unnatürliche Schwäche und Kraftlosigkeit doch endlich weichen, damit sie die Reise zu dem Spezialisten antreten kann! Eine fieberische Ungeduld erfaßt sie.

Das günstige Zeichen, daß die unangenehmen sausenden und kochenden Geräusche im Ohr nachlassen, erfüllt sie mit zitternder Freude.

Seltsam, sie, die vor wenig Tagen noch so gleichgültig und resigniert in die Welt blickte, sie, die von der Zukunft weder Glück noch Erfüllung ihrer Wünsche erhoffte, sie denkt und sinnt plötzlich nichts anderes mehr, als wieder in den Vollbesitz ihrer jungen, strahlenden Schönheit zu kommen!

Warum?

Wenn sie ihre Gedanken ausspinnt, so werden sie zu duftigem Schleier, welcher ein bräutlich Haupt umwallt. — Anders, ganz anders wie früher. — Leben und Welt locken sie plötzlich wie mit Zaubergewalt. Sie kennt nur noch einen Wunsch — ihn, jenen Fremden, Namenlosen, wiederzusehen; sie kennt nur noch ein Verlangen, ihm alsdann auch zu gefallen!

Und jetzt, gerade jetzt, wo all ihre Sehnsucht und ihr leidenschaftliches Wünschen sie hinaus in den bunten Strom des Lebens zieht, — jetzt, wo sie mehr denn je jung, gesund und lebensfrisch sein möchte, jetzt muß sie abgestorben, invalide und ausgestoßen von der menschlichen Gemeinschaft hier in der Einsamkeit von Floringhof dahinsiechen. — Taub! — Taub. —

Sie *will* es nicht sein! sie *kann* es nicht sein! ihre ganze Seele sträubt sich dagegen. Ein Schrei der Verzweiflung ruft nach ihrem gemordeten Glück, nach ihrer vernichteten Jugend.

Sie *will* leben — für ihn! — sie *will* glücklich sein — mit ihm! sie *will* hören — aus seinem Munde das einzig süße Wort, welches all ihr Denken und Träumen erfüllt.

Der Arzt redet ihr zu, er tröstet, er stärkt sie in der Hoffnung und Benediktas Wangen färben sich zum erstenmal wieder mit einem rosigen Schimmer der Freude, als sie das Bett verlassen und ein paar Stunden im Sessel zubringen darf.

Das rückt sie dem Ziel schon um ein Bedeutendes näher. Wie hell das Feuer im Kamin lodert, wie die Funken emporsprühen und gleich einem Sternschnuppenschwarm einherwirbeln. Benedikta läßt das Buch sinken, in welchem sie gedankenlos geblättert, und schaut sinnend in die Feuersglut hinein.

Sie hört nicht, daß sich die Thüre öffnet, sie hört nicht, daß Schritte näher kommen, — sie lächelt vor sich hin und denkt: wie mag der Fremde heißen? Er gehörte zu den Gästen auf Altenfähre, er muß ein Offizier oder ein Kavalier vom Hof sein, was ist er wohl — und wer ist er? — Arm oder reich? — Das ist gleichgültig, Benedikta fragt nicht nach Namen und Mitteln, sie hat in dem schönen, edlen Angesicht gelesen, daß dieser Mann der Reichste an stolzer Tugend, der Vornehmste unter den Besten seiner Zeit sein muß. — Ein Schatten fällt gegen die weißen Porzellankacheln des Ofens, und Baroneß Floringhoven wendet langsam das Köpfchen.

Jean Baptiste steht neben ihr. Sein altes vertrocknetes Gesicht blickt kummervoll auf die schlanke Gestalt, welche in dem weißen Kaschmirmorgenkleid so zart und leidend, wie der Getreue es nie für möglich gehalten, aussieht.

Er verneigt sich und bietet ihr die kleine Tafel entgegen. Mit der andern Hand hält er einen Brief auf silbernem Tablett.

Benedikta neigte sich über die Tafel und liest, was Jean für sie aufgeschrieben.

„Gnädigste Baroneß. Ich habe schon seit zwei Tagen einen Brief für Excellenz in Empfang genommen. Derselbe trägt einen Namenszug mit Fürstenkrone und den Vermerk: „Herzogliche Angelegenheit." Ich wage darum nicht, den Brief zu öffnen. Nun kann ich aber Excellenz auch nicht dazu bewegen, es zu thun. Der alte Herr ist vollkommen stumpfsinnig geworden und schiebt den Brief immer wieder zurück. Da es etwas Eiliges sein könnte, erlaube ich mir nun Baroneß zu bitten, das Schreiben gütigst öffnen zu wollen."

Jean Baptiste war ein gewandter Schreiber gewesen, aber es deuchte Benedikta, als ob seine Schrift sehr viel zittriger als früher ausschaue.

Sie nickte ihm freundlich zu und griff nach dem Schreiben, einen aufmerksamen Blick auf die Initialen des Umschlages werfend. Ein Ordensband schlang sich zum Ring, eine lateinische Inschrift tragend. Ganz klein inmitten zwei verschlungene Buchstaben, und über dem Ganzen die geschlossene Fürstenkrone.

Eine klare, große, sehr ruhige und feste Schrift, aber keine Schreiberhand.

Nach kurzem Zögern öffnet Benedikta das steife Papier. Ein elfenbeinfarbener Bogen, ebenfalls die Initialen

des Umschlages, klein und anspruchlos, mehr als einen Stempel tragend, klappt unter ihren schlanken Fingern auseinander.

Excellenz, hochzuverehrender Herr Minister!

Durch meine Krankenwärter habe ich in Erfahrung gebracht, daß ich Ew. Excellenz sowohl wie Dero hochzuverehrenden Baroneß Enkelin zu ganz besonderem Dank verpflichtet bin. Während ich durch den Sturz von dem Pferde bewußtlos auf freiem Feld gelegen, hat Baroneß Floringhoven die unendlich liebenswürdige Barmherzigkeit geübt, mich in ihrem Schlitten nach Altenfähre befördern zu lassen. Leider machte es mir meine beschleunigte Abreise in die Klinick des Professor Dr. B. unmöglich, persönlich meinen Dank im Hause Ew. Excellenz abstatten zu können, und hole ich denselben nunmehr auf schriftlichem Wege in verbindlichster und erkenntlichster Weise nach. Wollen Ew. Excellenz die große Liebenswürdigkeit haben, mich Baroneß Floringhoven voll dienstwilliger Verehrung angelegentlichst zu empfehlen, und die Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung zu genehmigen, mit welcher ich stets verbleibe Euer Excellenz aufrichtigst ergebener

Percy, Prinz zu X. X.

Das steife Briefblatt wankte und zitterte wunderlich in der Hand der Lesenden.

Sie hob, wie unter gewaltsamer Anstrengung, das leichenfahle Antlitz und befahl Jean mit kurzer Handbewegung, sich zu entfernen.

Betroffen starrte der Alte in die jäh veränderten Züge seiner Herrin, aber er befolgte gehorsam ihren Wink und trat wie ein lautlos gleitender Schatten zur Thür zurück.



Benediktas gläserner Blick folgte ihm, bis sich die weiße, goldgeschnitzte Thür hinter ihm geschlossen. Dann sank ihr Oberkörper mit einem Aufstöhnen schwer vornüber, sie legte die Arme auf den kleinen Marmortisch, drückte das Antlitz darauf und weinte, weinte wie ein Mensch, welcher seine ganze Seele in den Thränen ausströmen lassen möchte.

Sie merkte es nicht, daß Sophie mit angstvollem Gesicht in das Zimmer schaute, minutenlang die Schluchzende voll hilfloser Angst anstarrte und sich langsam wieder zurückzog, sie merkte es nicht, daß der Zeiger auf der

Uhr weiter vorrückte, daß die Nebelschleier der Dämmerung sich über das stille Turmgemach senkten.

Als sie das Haupt endlich wieder hob, war ihr junges Antlitz verändert. Eine steinerne, leblose Ruhe lag auf den schönen, bleichen Zügen.

Sie strich langsam über die Stirn und griff abermals nach dem Brief und blickte darauf nieder — lang und regungslos. Und dann hob sie ihn mit zitternder Hand und küßte den Namen Percy, wie man die Stirn eines teueren Toten küßt.

Prinz Percy! — Ja, ein Prinz Percy war tot für sie — tot und unerreichbar, wie die lichtverklärten Gestalten, welche unsere Liebe und unsere Sehnsucht in einer fernen, besseren Gotteswelt suchen muß. Prinz Percy! — ihn hatte sie gerettet — ihn. Um hohen Preis.

Wahrlich so hoch? Vor ein paar Stunden noch hat sie es geglaubt, jetzt lächelt sie wehmütig und schüttelt das Haupt mit den thränenmüden Augen.

Nein, nun deucht sie ihr Elend keiner Klage wert. All' die thörichten Wünsche und Hoffnungen, welche ihr Herz an den Unbekannten geknüpft, sanken haltlos vor einem Prinzen Percy zusammen, wie Schatten vor der Sonne zerrinnen.

Wenn eine Baroneß Floringhoven einen herzoglichen Prinzen liebt, so ist es gleichgültig, ob sie hören kann oder nicht, ob sie zu sehen vermag, oder ob sie blind geworden.

Der Abgrund, welcher sie trennt, ist so breit und so

schwindelnd tief, daß es gleichgültig ist, ob eine gesunde, blühende Schönheit an seinem Rande steht, oder ein unglückliches, gebrochenes Bild des Jammers; eine wird dem Prinzen Percy so fern und gleichgültig bleiben wie die andere.

Nun, da Benedikta weiß, wer zu ihrem traurigen Schicksal geworden, empfindet sie ihr Unglück beinahe wie eine milde Tröstung.

Wäre sie gesund, würde sie doch vielleicht in thörichter Sehnsucht Mittel und Wege gesucht haben, der ritterlichen Erscheinung des Prinzen noch einmal zu begegnen. Was sie für ein Glück erachtet haben würde, mit ihm zu verkehren, ihn zu sehen, sich an dieser oder jener kleinen Aufmerksamkeit seinerseits zu berauschen, — das würde im Grunde genommen doch nur ein Glück ohne Ruhe, ein Aufreiben und Verzehren in unglücklicher Leidenschaft gewesen sein. Jetzt hatte das Schicksal sie vor den Qualen eines solch hoffnungslosen, nie beglückenden Verkehrs bewahrt.

Ein freundlicher Engel war an ihr Lager getreten und hatte seine Hände weinend auf ihr Ohr gelegt, es der Welt und all ihren verwirrenden Klängen und Weisen zu verschließen.

Da sie doch niemals den Laut höchster Beseligung von den Lippen des Geliebten hören konnte, brauchten auch die Mißklänge und das Getöse der Welt nicht die Grabesruhe zu stören, in welcher ihr Herz nun liegen und träumen sollte.

Der Brief des geliebten Mannes war der Grabstein, welcher es voll stiller Hoheit schmückt, er war das Kleinod, welches ihr Leben reich machen wird. In dem kleinen Schrein soll er verwahrt liegen, welcher das weißseidene Kopftuch birgt, dessen dunkle Flecken kein Mensch zu deuten wissen wird, wenn einst fremde Hände den Nachlaß der „Nonne von Floringhof" durchwühlen.

Nach dem unbegreiflichen Ausbruch des Schmerzes, welchen der Brief mit der „herzoglichen Angelegenheit" verursachte, glaubte Sophie einer trostlosen Stimmung bei der jungen Gebieterin zu begegnen, als sie nach geraumer Zeit eintrat, das Feuer in dem Kamin zu schüren.

Ihre Befürchtungen erwiesen sich jedoch glücklicherweise grundlos.

Im Gegenteil, es wollte der überraschten Alten beinahe scheinen, als sei eine milde, erlösende Ruhe über Benedikta gekommen, die Ruhe eines friedlichen Sommerabends, wenn die Elemente zwischen Himmel und Erde sich ausgetobt.

Und diese Resignation und das freundliche Fügen in ein unabwendbares Schicksal schienen anzudauern, ja sie traten stets auffälliger zu Tage, je weiter die Besserung in dem körperlichen Befinden der Kranken fortschritt.

Benedikta sprach und verkehrte wieder in ihrer gewohnten, gütigen Weise mit ihrer Umgebung, ja sie brachte es sogar fertig, hier und da wieder einen matten Sonnenschimmer der Freude auf dem Antlitz des Ministers hervorzuzaubern, wenn sie ihm mit heiterem Lächeln versicherte, sie vermisse ihr Gehör durchaus nicht mehr, und

der schriftliche Verkehr mit den Leuten werde ihr schon zu einer ganz behaglichen Gewohnheit. —

Dem Wunsch des Arztes, die Reise zu einem Spezialisten anzutreten, widersetzte sie sich plötzlich. Es habe ja Zeit bis zum Frühjahr! Das Reisen bei der jetzigen Witterung sei ihr so unangenehm, sie fürchte eine neue Erkältung — und was der Gründe mehr waren.

Diesem letzteren konnte der Arzt ja nur beipflichten, da der Winter ein ungewöhnlich strenger, und Benediktas Gesundheit eine immer noch sehr zarte war.

Ihre größte und liebste Zerstreuung waren Margas Briefe, welche fast täglich eintrafen, seit die junge Sängerin um diese Freude wußte.

Der Inhalt der Korrespondenz drehte sich selbstverständlich noch viel um das Unglück bei der Parforcejagd.

Marga hatte es natürlich auch erfahren, daß der Verunglückte Prinz Percy gewesen. Sie schrieb ganz begeistert von der kühnen That Benediktas, welche der Welt einen so vorzüglichen, hervorragend tüchtigen Mann erhalten.

„Denken Sie doch nur, liebste Benedikta, der Prinz wohnt jetzt hier in der Residenz, um in der Privatklinik des Professor H. umfangreiche medizinische Studien zu machen. Daß er aus Passion schon seit Jahren Medizin studierte, wissen Sie doch wohl. Er hat sogar ein glänzendes Doktorexamen gemacht, und seine Lehrer und die Universitätsprofessoren sollen ganz erfüllt von seiner hohen Begabung und seinen beinahe außergewöhnlichen Kenntnissen sein. Mein Gott, ein Prinz als Arzt! —

Wenn man sich so etwas denkt! Da gehört doch wirklich Passion dazu, um in einer derartigen Stellung sich mit den aufreibendsten Studien abzuquälen. Gestern war er in der Oper. Leider hatte ich nur eine kleine Partie zu singen, dafür aber in den Zwischenpausen Zeit, durch den Vorhang zu gucken! Ihr Prinz Percy interessierte mich natürlich sehr. — Schön kann ich ihn nun zwar absolut nicht finden, höchstens die hoheitsvolle Figur, welche sich gestern besonders gut präsentierte. Er trug die Uniform der Garde-Ulanen. Sein Gesicht ist fabelhaft geistreich und interessant, er sieht so sehr liebenswürdig aus, aber hübsch finde ich ihn nicht. Oder lag es an der Beleuchtung, daß er so elend aussah, — vielleicht auch etwas überarbeitet. Er blickte so viel unter sich, machte die Augen gar nicht recht auf, — wenn er mit Königin-Mutter sprach, neigte er den Kopf immer sehr tief. Aber die Unterhaltung schien sehr angeregt und interessant. Und dann brach Marga ab und berichtete von Roman Ermönyi.

Strahlend, jubelnd vor Entzücken. Er sei in hohem Grade aufgeregt und entsetzt gewesen, als er von der schrecklichen Schlittenaffaire gehört habe. „Herr des Himmels, Marga! wenn du anstatt der beklagenswerten Baroneß taub geworden wärest. Deine ganze Carriere wäre ja vernichtet gewesen!" — hatte er tötlich erschrocken ausgerufen, und sie alsdann beschworen, sich nie wieder derart in Gefahr zu begeben! — — Als ob mir solch ein Unfall nicht bei jeder Reise zustoßen

könne!! — Sie glauben nicht, Benedikta, wie über alle Begriffe Roman verliebt ist! Wenn ich ihm aus der neuen Oper meine Partie vorsinge, ist er wie rasend! Er behauptet, meine Stimme entwickele sich unter der vortrefflichen Schule der Madame Astot zauberhaft! — Ich glaube es in gewisser Beziehung auch, denn der Intendant will mir nächsten Winter größere Partien geben, und das Publikum zeichnet mich durch immer lebhafteren Applaus aus.

Im Mai soll Romans neue Oper an dem hiesigen Theater ihre Premiere machen. Sie können sich denken, in welcher Aufregung ich mich befinde, just an diesem Abend die Titelrolle zu singen. Auch Roman ist ohne Frage sehr nervös und reizbar durch das angestrengte Arbeiten; denken Sie doch, der Hitzkopf hat gestern auf dem Korridor seiner Wohnung ein paar Portiersrangen durchgebläut, weil sie solchen Spektakel machten und ihn störten, dafür haben ihn nun die unverschämten, verblendeten Eltern verklagt! Anstatt dankbar zu sein, wenn ein Mann wie Roman ihre frechen Göhren erzieht!"

Wieder nahm Benediktas Gesicht den besorgten Ausdruck an, welcher ihm so oft eigen, wenn sie Margas Berichte über den Komponisten las.

Das Herz ward ihr schwer bei dem Gedanken, das arme, schwärmerische Kind als Gattin eines derart unberechenbaren und rücksichtslosen Mannes wie Ermönyi zu wissen.

„Armer Eckert! Wie unvorteilhaft ist eine solch biedere

und brave Redlichkeit wie die deine, wenn sie durch gar keine blendende Außenseite den Sinn eines Mädchens reizen kann."

Die Berichte über Prinz Percy interessierten sie auf das Höchste. Ihre Phantasie beschäftigte sich in ungeschwächt lebhafter Weise mit ihm, und jede neue Anregung war ein unerschöpflicher Quell des Sinnens und Träumens für sie.

Seine medizinischen Studien verfolgte sie voll lebhaften Eifers, ihre Bewunderung und Verehrung gesellte sich zu der schwärmerischen Liebe, mit welcher sie sein Bild umgab.

Ein Bild aber, welches sich lediglich beim flüchtigsten Sehen im Auge gespiegelt, verblaßt und verschwimmt mit der Zeit, und so angstvoll sich auch Benedikta bemühte, es festzuhalten und stets aufs neue dem Gedächtnis einzuprägen, bemerkte sie es doch selber mit sorgender Angst, daß es ihr immer unklarer dahinschwand.

Hatte schon ihre schwere Krankheit dazu beigetragen, die Erinnerung zu schwächen, so that es nun die Zeit voll rettungsloser Unerbittlichkeit.

Welch eine unbeschreibliche Aufregung und Glückseligkeit erfaßte darum das einsame junge Mädchen, als im Laufe des Frühlings ein großer, beschwerter Brief von Marga eintraf, aus dessen Umschlag eine Photographie auftauchte.

„Percy! — Percy!" — rang es sich in lautem Jubelschrei jählings von Benediktas Lippen.

Aber . . . was war das? — Ein Zittern flog durch

den Körper der Kranken. Täuschte sie sich? — sie hatte einen Laut gehört, schwach, echohaft verschwommen — ihren eigenen Schrei! —

Mit verstörtem Blick schaut sie um sich. — Kann sie wieder hören? Nein, sie vernimmt weder das Ticken



der Uhr, noch die Stimme des Buchfinks, welcher auf dem Zweig vor dem offenen Fenster sitzt, und dessen aufgesperrtem Schnäbelchen sie es ansieht, daß er singt „Percy! — Percy!“ — nochmals stößt sie den gleichen Jubelschrei aus — und . . . Herrgott des Himmels, es ist kein Wahn — abermals hört sie es wie einen schwachen, leisen Nachhall im Ohr. —

Sie krampft die Hände um sein Bild und sinkt in einen Sessel nieder. Die Augen schließt sie, als ob die strahlende Frühlingssonne sie plötzlich blendet. — Und als sie sich wieder etwas beruhigt, schaut sie wieder auf sein Bild. Da sieht sie es erst, wie weit sich ihre Phantasie verirrt. Wohl kennt sie seine Züge wieder, sie empfindet auch dieselbe warmherzige und zaubermächtige Sympathie dafür, und doch schaut dieser Prinz Percy anders aus wie derjenige ihrer Gedanken.

Hier blickt er sie mit seinen großen, durchgeistigten Augen lächelnd an, die Haare umrahmen in leichten Wellen, soldatisch knapp, die hohe Stirn, und die schlanke Figur in der Ulanka sitzt so elastisch und kraftvoll vor ihr, als habe sie niemals wie ein gebrochen Schilf im blutgefärbten Schnee gelegen.

Er scheint die Uniform noch viel zu tragen, sicherlich eine Zuvorkommenheit gegen den regierenden Vetter, welcher vom Scheitel bis zur Sohle ein passionierter Soldat ist. Benedikta war noch nie in ihrem einsamen Leben so glücklich, wie in dieser Stunde, welche ihr die Erfüllung des liebsten, so lange schon geheim gehegten Wunsches gebracht.

Die Zeit vergeht. Durch die weit offenen Fenster flutet die balsamische Frühlingsluft, und tausend Knospen an Baum und Strauch erzählen selbst tauben Ohren von dem Gnadenwunder Gottes, welches aus Eis und Schnee dennoch die glückseligste Lenzeslust wecken kann.

Marga schreibt wieder sehr ausführlich.

Den Hauptinhalt des Briefes nimmt Roman Ermönyi ein.

„Ich schmettere meine glücklichsten Wonneträume gleich den Vöglein draußen zum Himmel! Ich singe mit einer Begeisterung, welche mein ganzes Wesen in Flammen setzt. Ich glaube, diese Flammen brennen das ‚Kind‘ in mir zu Tode! Roman glaubt es auch und findet es vollkommen zeitgemäß. Wie lange noch? Dann ist das Kind Marga Daja das Weib des Ermönyi geworden.

„Hell wie das Morgenlicht
Lächelt die Ferne.
Glückliche Sterne —
Täuschet mich nicht!“

Benedikta lächelt mit rosigen Wangen. Auch ihr ist es plötzlich zu Mute, als müsse sie diese Weise der Gazza cadra hinaus jubeln in alle Welt. Das Klavier steht neben ihr. Wie lange, lange hat sie es nicht geöffnet. Mechanisch greift ihre weiße Hand nach dem Deckel, schlägt ihn zurück und sinkt auf die Tasten.

Ein paar volle Akkorde kräftig angeschlagen. — Wieder zuckt Benedikta jählings zusammen, denn abermals verirrt sich eine leise Klangwelle in ihr Ohr. —

Glühende Röte brennt auf ihrem Antlitz.

Sie springt empor, setzt sich an dem Instrument nieder und singt mit heller, schallender Stimme in die Frühlingspracht hinaus.

Wie ein Sausen rauscht es durch ihr Ohr — hie und da ein feiner Klang, oft schwächer, oft deutlicher.

Die Thür öffnet sich hinter ihr.

Die gebeugte Gestalt des Ministers, auf den Stock gestützt, erscheint lauschend in ihr. Die Hände des alten Mannes zittern, ein verklärendes Leuchten fliegt über das runzlige Gesicht.

Er wehrt Sophie und Pannkeuken, welche atemlos bei den Musikklängen herbeieilen, lächelnd ab. — „Es wird Frühling!“ — murmelt er, „draußen und drinnen —, das walte Gott.“ —

Die jubelnden Weisen verklingen allmählich.

Benedikta läßt ihre Hände hochaufatmend sinken. Thränen glänzen in ihren Augen. „O Herr, mein Gott, wenn es noch einmal anders werden könnte!“ flüstert sie zum Himmel auf.

Und dann greift sie abermals zu Margas Brief. Noch hat sie ihn nicht zu Ende gelesen.

Nach einer kurzen Andeutung, daß Roman die Stelle eines ersten Kapellmeisters in einer großen süddeutschen Residenz angeboten bekommen habe, welche er auch annehmen wolle, wenn seine Oper reüssiere und Marga einen derartigen Triumph verzeichne, daß sie an besagter süddeutscher Oper als erste Sängerin engagiert werde — springt „das Kind“ ohne jeden Übergang zu dem Thema Percy über.

„Soeben sah ich in einer Buchhandlung das ausgezeichnete Bild des Prinzen stehen. Da er Sie wohl immer noch interessiert, sende ich es Ihnen mit, liebe Benedikta. Ich fahndete schon so lange danach, aber Monseigneur

Percy scheint kein Freund vom Photographenkasten zu sein. Jetzt, wo alle Welt seine mutmaßliche Verlobung mit unserer verwitweten Kronprinzessin bespricht, muß er sich wohl oder übel ausstellen und besichtigen lassen! — Ich bin sehr gespannt, ob diese besagte Verlobung zu stande kommt, glaube es eigentlich nicht. Sie passen so gar nicht zusammen! Er so ernst und, wie man sagt, etwas weiberfeindlich beanlagt, voll großer menschenbeglückender Pläne, und sie — ein doch etwas oberflächliches, lebenslustiges, blutjunges Wesen, welches nie an seinen Bestrebungen teilnehmen würde. Je nun, oft finden sich ja gerade die grellsten Gegensätze, und ein Prinz und eine Prinzessin werden bekanntlich nicht lange gefragt, ob sie wollen — sie müssen."



Ein tiefer Atemzug hob die Brust der Lesenden; ihr Antlitz war wieder erbleicht, und die Augen hatten den strahlenden Glanz verloren.

„Ja — sie müssen." — Ob früher oder später — Prinz Percy wird eine Prinzessin heimführen, und Benedikta von Floringhoven wird lächelnd die Hände falten und für sein Glück beten.

Muß sie nicht seine Heirat als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches erwarten? Kann sie es verhindern, daß droben am Himmel zwei Sterne ihre Strahlen ineinanderflechten?

Jener unbekannte Reiter, welchen sie einst blutend und bewußtlos im Arm gehalten, der gehört ihr für alle Ewigkeit, Prinz Percy aber, der gesunde, lebensfrische Sohn des Fürstenhauses, gehört dem Vaterland und seinen dynastischen Interessen.

Benedikta weiß es und verlangt es nicht anders, darum läßt sie die Nachricht von seiner Verlobung vollkommen ruhig. Sie denkt nur darüber nach, ob er mit der jungen Witwe auch glücklich werden wird. Wer mag es voraussagen! Die Ehe gleicht dem Wetter, man kann es nie mit Sicherheit prophezeien! Manch ein Tag, welcher sonnenhell und wolkenlos begonnen, endet in Wetter, Sturm und nächtigem Graus, und manch ein trüber Regenmorgen klärte sich auf in sonnigste Lenzespracht.

Das liegt in der Hand dessen, welcher Wolken, Wind und Menschenherzen lenkt. —

Nicht das Schifflein kehrt jedesmal sicher zum Hafen ein, welches bei glatter See die Reise begann, — pfeift der Sturm gleich anfangs in die Segel, treibt er es oft desto schneller dem Ziele zu.

Ein Mann, welcher so ruhig, so brav und sicher den Weg des Rechten geht, wie Prinz Percy, wird schadlos auch durch Sturm und hohe See steuern, wenn seinem Lebensschifflein bös' Wetter beschieden, — aber jene kleine,

hilflos schwache Blüte Marga, wird sie nicht entblättert und todesmatt in den Staub sinken, wenn die entfesselten Gewalten einer unglücklichen Ehe sie packen und schleudern? —

Und Benedikta bangt vor den Stürmen, welche eines Ermönyi zügellose Leidenschaft mit sich bringt. Die wunderliche, unzuverlässige Welt!

Hier in der Einsamkeit von Floringhof haben sich Wirbel und hohe Flut gelegt. Hier glänzt nur noch ein stiller, friedlicher See, welcher auf Himmelsbläue die weiße Rose der Erinnerung wiegt.

— — — Benedikta verkündete zuerst Niemand die glückselige Entdeckung, welche sie an ihrem Gehör gemacht, um nicht voreilig eine Hoffnung zu wecken, welche sich möglicherweise doch nicht erfüllte. Sie beobachtete sich voll regen Eifers während der nächsten Zeit. — Scharfe, einschneidende und schrille Geräusche vernahm sie mit zunehmender Deutlichkeit, — an manchen Tagen besser, an manchen schlechter. Während eines kurzen Erkältungsgefühls verlor sich die Besserung vollkommen, um allmählich, bei dem stets wärmer und gleichmäßiger werdenden Wetter, wiederzukehren.

Den Arzt versetzte diese Mitteilung in freudigste Erregung.

Er drang mehr denn je darauf, einen Spezialisten zu konsultieren. Professor X. in der Residenz sei ein ganz hervorragender Gelehrter, ein Beweis dafür sei es doch wohl, daß Prinz Percy eine Zeit lang bei ihm stu-

diert, ja, gewissermaßen als Assistenzarzt bei ihm in der Klinik thätig gewesen sei.

Benedikta zuckte unmerklich zusammen. „Und ist er noch immer daselbst beschäftigt?“ fragte sie mit abgewandtem Köpfchen.

„Der Prinz? Gott bewahre! Lasen Sie es nicht in der Zeitung, daß er zur Zeit in Wien seine Kenntnisse erweitern will, Baroneß?“ kritzelte er eifrig auf das Täfelchen, und bemerkte dadurch nicht das feine Rot, welches die Wangen seiner Patientin überhauchte: „Wie man allgemein glaubt, um dem Gerede wegen seiner Vermählung aus dem Wege zu gehen! Wunderliche Passion eines solch hohen Herrn, derart rastlos zu studieren. Wie man sagt, will er seine Wissenschaft später in den Dienst der leidenden Menschheit stellen und aus seinen eigenen Mitteln eine Armenklinik bauen, welcher er persönlich vorsteht. Ein Sonderling, dieser Prinz! Aber ein ganz vortrefflicher.“

„Er ist Chirurg?“ fragte Baroneß Floringhoven, sich beim Lesen sehr tief niederbeugend.

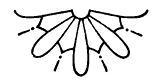
Wieder flog der Stift über die Tafel in des Arztes Hand.

„Bis jetzt schien ihn die Chirurgie besonders zu interessieren, dann wandte er sich eine Zeitlang sehr auffällig den inneren Krankheiten, namentlich den Erkrankungen des Hirns zu. Er studierte eigentlich bei allen Fachmännern, ohne sich bislang für eine Spezialität zu entscheiden. Er soll es aber im Sinne haben, und ich glaube, daß die Chirurgie den Sieg davonträgt.“

„Ein Zeitpunkt ist dafür noch nicht angegeben?“

„Wie wäre das möglich! Ein Prinz ist nicht so frei und unabhängig wie unsereiner. Da sprechen gar zu viele andere Dinge mit, z. B. seine eventuelle Vermählung, seine militärische Carriere, welche er auf Wunsch des Regenten auch nicht völlig vernachlässigen soll, u. s. w.!“

Der Schreiber hielt inne, reichte das Täfelchen seiner Patientin hinüber und erhob sich, um dem Minister entgegen zu gehen, welcher, auf Jeans Arm gestützt, in das Zimmer trat, um die eventuelle Abreise Benediktas in die Klinik des Spezialisten zu besprechen.





VI.

Wie im Traum fuhr Baroneß Floringhoven durch die belebten Straßen der Residenz.

Wunderliche, unheimliche Empfindung, all das atemlose Hasten, Treiben und Wagenrollen um sich her zu erblicken und dasselbe an der zitternden Erschütterung wahrzunehmen, ohne einen Laut des durchdringenden Lärms zu hören.

Wie bunte, wirre Bilder zieht es spukhaft an ihr vorüber, lautlos, gleich den Schemen einer Geisterwelt, nur manchmal, wenn eine Pferdebahn just neben ihr die schrille Klingel rührt, findet sie ein leises, ganz leises Echo in ihrem Ohr.

Anfänglich leidet Benedikta unter diesem fremdartigen Eindruck, bald gewöhnt sie sich daran.

Sie hat mit ihrer treuen Sophie Aufenthalt in der Klinik genommen, und der Professor sprach nach eingehen-

der Untersuchung seine zuversichtliche Hoffnung aus, die junge Dame vollständig herzustellen, oder doch eine große Besserung ihres Leidens zu erzielen.

So streng wie der Winter regierte, so üppig und milde hatte der Frühling die Welt zu eigen genommen. Wundervolles, beinahe allzu warmes Wetter lockte die Residenzler auf die Promenade, und Marga Daja stürmte in das Zimmer der Jugendfreundin und drückte ihr mit strahlenden Augen die lange „Bittschrift“ in die Hand, welche sie fürsorglich schon daheim zu Papier gebracht hatte.

Heute fand die Premiere statt! Eine fiebernde, unerträgliche Aufregung quälte Marga. Mit Roman war überhaupt nicht zu verkehren. Er lief wie ein Verrückter in seiner Wohnung umher, lud den Revolver, mit welchem er sich im Fall eines Nichterfolges erschießen wollte, warf sich in den Klaviersessel und spielte die einzelnen Partien, bis er die Fäuste gegen die Stirn schlug, die Noten zersetzte und sich auf die Chaiselongue warf, um in rasenden Ausdrücken der Leidenschaft die ganze Musik der Welt zu verfluchen. Zum erstenmale hatte er Marga, welche ihm zärtlich zur Vernunft reden wollte, ungestüm, „beinahe“ grob bei Seite geschoben. Er wolle allein sein. — Sie lachte darüber. So sind die Musiker alle! Glückliche Unglückselige! — So etwas muß austoben.

Was aber soll Marga an diesem langen, sonnenhellen Tag beginnen? Auch ihr gießt die Aufregung Feuer in die Adern, auch ihr zehrt dieses Hangen und Bangen an

den Nerven, obwohl sie sich durchaus nicht ängstigt, sondern sehr guten Mutes ist.

Sie singt ihre Partie tadellos, sie spielt ihre Rolle, eine Art schwärmerischer Mignonfigur, bezaubernd, und soviel sie beurteilen kann, muß auch ihr Kostüm bestrickend wirken. Nun, und die Oper? Wie könnte man an einem Erfolge Roman Ermönyis zweifeln!

Frische Luft! Zerstreuung! Erheiterung! Das Wetter lockt zu einer Spazierfahrt! Die Equipage harrt vor der Thür, und Marga umarmt die ernste Freundin voll schmeichelnder Zärtlichkeit, schlägt so lange bittend die kleinen Hände zusammen und fleht mit den Kinderaugen so inständig, daß Benedikta lächelnd Gewährung nickt.

Ihr Blick schweift voll Entzücken über Margas auffallende reizende Erscheinung.

Ein großer, weißer Spitzenhut, ganz in Babyfaçon gehalten, ein weißes Kaschmirkleid mit hängenden Schleifen, flatternden Bändern und Spitzen, wirkt äußerst zart und geschmackvoll, und wenn „das Kind“ mit den langwallenden blonden Locken die großen Augen aufschlägt und aus dem Greenewayhut hervorlächelt, dann müßte wohl ein Männerherz von Eis und Stein sein, wollte es sich nicht für solch einen Anblick erwärmen.

Welch ein Kontrast gegen Benedikta.

Schwarze Wollfalten schmiegen sich um die schlanke, majestätische Figur und schleppen düster auf dem Teppich nach, ein Hut, welcher mehr ein geschmackvoll geschlungener Schleier zu sein scheint, umrahmt mit seinem Crêpegewebe

das Haupt und läßt das sinnende, zartbleiche Antlitz wie ein edles Marmorbild erscheinen.

Marga schüttelt ein wenig vorwurfsvoll das Köpfchen und macht sich durch Gesten verständlich, daß sie solch einen Traueranzug absolut nicht an der Freundin liebe, — Fräulein von Floringhoven lächelt wehmütig, läßt sich von Sophie die Handschuhe reichen und wendet sich zur Thür.

Die weichen Teppiche decken die schmalen, vielfach durchquerten Korridore der Klinik.

Marga Daja flattert wie ein Schmetterling der Treppe entgegen, so erregt und mit allen Gedanken fern ab, daß sie beinahe gegen zwei Herren stößt, welche scharf um einen Pfeiler biegen.

„Pardon — —“

Marga lächelt und nickt. Sie hat den Assistenzarzt des Professors jüngst im Wartesalon kennen gelernt. Hastig schreitet sie weiter, den Begleiter des Arztes keines Blickes würdigend, da der junge Doktor ihren flüchtigen Gruß allein empfangen.

Das Haupt desselben schnellt herum und starrt der reizenden Erscheinung nach, er bemerkt nicht, daß auch der Herr an seiner Seite wie angewurzelt stehen bleibt.

Benedikta tritt in das helle Oberlicht des Treppenhauses. Ihr Blick streift den Begleiter des Arztes, und jäh zusammenzuckend, starrt sie wie gelähmt in sein Antlitz. Das muß ihm wohl auffallen.

Auch er hält jählings im Gehen inne und blickt sie

an wie ein Mensch, der in hohem Grade überrascht und betroffen ist.

Abermals ruht Auge in Auge, ein einziger, zwingender Blick voll rätselhaften Zaubers — und dann färbt sich Benediktas Antlitz mit dunklem Purpur, sie schrickt zurück vor ihm und wendet sich zur Treppe, als gälte es eine Flucht.

Regungslos starrt der Fremde ihr nach. Er streicht langsam mit der Hand über die Stirn und drückt den Hut wieder auf das Haupt.

„Wer war diese Dame, lieber Doktor?“ fragte er.

„Kannten Sie unsere kleine Nachtigall in Civil nicht wieder, Hoheit?“ lachte der junge Mann sehr animiert: „Es war ja Marga Daja, ‚das Kind‘, welche heute abend die Titelrolle in Ermönyis neuer Oper kreieren soll!“

„Eine Sängerin!“

„Mein Gott, das klingt ja wie ein Seufzer der Enttäuschung, Hoheit! Glaubten Sie, ein veritabler Engel schwebe über den Weg?“

„Nein — nicht im mindesten. Ich war frappiert von ihren Augen, von ihrem ganzen Gesicht, welches ich schon einmal im Leben gesehen haben muß, — aber wo, wo?“

„Nun, wo anders als wie auf der Bühne? Wer Marga Dajas Augen ein einziges Mal gesehen, kann sie so leicht nicht wieder vergessen.“

Der Prinz schüttelt sinnend den Kopf: „Auf der Bühne? Nein, mich haben die Divas nie interessiert, — ich entsinne mich auch nicht, Marga Daja jemals gehört zu

haben. Seltsam, ich hätte darauf geschworen, eine Dame der ersten, allerersten Gesellschaft vor mir zu sehen, —



und diese Ähnlichkeit . . . wenn ich nur wüßte, wo ich dieses sympathische Gesicht schon gesehen habe!"

„Sie entsinnen sich vielleicht, Hoheit, wenn Sie heute abend die Sängerin auf der Bühne wiedersehen?"

Percy schüttelte beinahe heftig den Kopf. Ein unerklärliches Gefühl beschleicht ihn. Es würde ihm geradezu unangenehm sein, diese vornehme Gestalt, dieses seelenvolle imponierend edle Gesicht unter Schminke und Lampenlicht wiederzusehen. Es . . . würde ihm leid thun.

„Bedaure, lieber Doktor, mein Zug geht bereits um sieben Uhr und wartet nicht, bis ich Fräulein Marga Daja applaudiert habe. Ich bin sehr eilig, und triebe mich nicht die aufrichtigste Verehrung zu unserm vortrefflichen Professor und Meister, würde ich selbst zu dieser kurzen Visite keine Zeit gefunden haben. Wollen Sie so freundlich sein, bester Doktor, und mich bei Ihrem Chef melden?“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit glühenden Wangen hatte Benedikta den Wagen bestiegen.

Ihre Erregung und außergewöhnliche Unruhe fielen Marga nicht auf, saß sie doch selber mit fiebernden Pulsen neben der Freundin, keinen andern Gedanken als den, „was wird der heutige Abend bringen, wie wird er über deine ganze Zukunft entscheiden!“

Prinz Percy schien sie bei der flüchtigen Begegnung gar nicht erkannt zu haben, und diese Thatsache erfüllte Fräulein von Floringhoven mit großer Beruhigung. Margas unberechenbarem Temperament, ihrem nicht allzu peinlichen Takt und der leichten Lebensauffassung, welche sie sich im Verkehr mit dem lustigen Theatervölkchen angeeignet, war es zuzutrauen, daß sie durch irgend welch

gewagte Manöver versucht hätte, eine Annäherung mit dem Prinzen herbeizuführen, denn die große That edler Barmherzigkeit, — „wie wir einst Prinz Percy gerettet!" spukte noch sehr lebhaft in dem Köpfchen des großen Kindes.

Wie bitter empfand es Marga just heute, daß die junge Dame an ihrer Seite taub war! Heute! wo sie tausend Dinge aus übervollem Herzen hervorsprudeln möchte, ungezählte Fragen thun und in dem bittersüßen „Hangen und Bangen in schwebender Pein" des Trostes und Zuspruchs bedurfte, — heute gerade mußte sie ihre Gefühle zurückhalten, denn wie konnte man im Wagen — mit Handschuhen! — so ausführlich und viel auf das weiße Elfenbein schreiben, welches die Leidende in eleganter Visitenkartenform mit sich führte. Nur kurze, kleine Sätze konnte man zur Not darauf kritzeln.

„Süße, — angebetete Benedikta, Sie müssen heute abend zugegen sein, Sie müssen!

Gestern noch hatte es die Baroneß entschieden abgelehnt. Mit tauben Ohren der Aufführung einer Oper beiwohnen, war für ihr musikverständiges und musikliebendes Gemüt eine allzu qualvolle Anforderung.

Heute neigte sie das Haupt tiefer über das Täfelchen, als sie las. Ihre Wangen färbten sich höher.

„Wenn Ihnen meine absolut indifferente Anwesenheit wahrlich angenehm ist, liebe Marga —"

Davon überzeugte sie die stürmische Umarmung.

„Ich habe Logenplätze reserviert! Sophie zieht ein

schwarzseidenes Kleid an, — einen hübschen Spitzenkopfputz, und sitzt als ‚Anstandswauwau‘ hinter Ihnen!“

Marga kann kaum schreiben, so übermütig ist sie.

„Nach der Vorstellung müssen Sie aber warten, damit sich Roman Ihre Glückwünsche holen kann!“

„Gewiß! Ich freue mich ja so sehr darauf, ihn kennen zu lernen!“

„Und dann müssen Sie sich uns zu einem gemeinsamen Souper anschließen?“

Benedikta schüttelte voll wehmütigen Ernstes das schöne Haupt. „Ich würde nur die dreizehnte Fee in der glücklichen Tafelrunde sein und durch meine Anwesenheit alle Fröhlichkeit dämpfen. Ich kann mich mit niemand unterhalten, ich würde meine Nachbarn genieren und belästigen, eine Person mit meinem Gebrechen gehört nicht mehr unter Menschen.“

Marga schüttelte lachend den Kopf und redete im Eifer durch die gewagtesten Gesten, dann schrieb sie lakonisch auf: „Sie müssen mit!“

Fräulein von Floringhoven schwieg. Ihr Blick irrte wie in großer, qualvoller Sehnsucht zu dem sonnigen Frühlingshimmel empor, und so weit und endlos, wie die Welt sich vor ihren Augen dehnte, so endlos weit und groß wuchs auch die Sehnsucht in ihrem jungen Herzen, einmal — ach nur einmal wieder eine glückselige Genossin fröhlicher Menschen sein zu können.

Kam die alte Ungeduld und Aufregung zurück? Fast schien es so.

Die Blüten der Hoffnung, die tausend grünen Blätter an ihrem jungen Lebensbaum waren in der Einsamkeit und unter dem Todeshauch entsagungsvoller Resignation welk und dürr geworden, jetzt fiel plötzlich ein Funken darauf nieder, und all die abgestorbenen Lebenskeime flammten hell auf, in dem Feuer einer unbezwinglichen, naturgewaltigen Sehnsucht. Mit der ganzen Innigkeit eines jungen, glückheischenden Menschenherzens klammerte sich Benedikta an den Trostspruch des Professors, welcher sie ganz sicher und bestimmt als geheilt zu entlassen dachte.

Und der Wagen rollte in mäßigem Tempo durch die Frühlingspracht der neuen Anlagen.

Blütenzweige nickten wie selige Grüße auf die beiden Mädchenköpfe hernieder, Vogelschwingen durchschnitten gleich Boten der Liebe die blaue Luft, um Erde und Himmel zu verbinden, und die fröhliche Menge der festlich geputzen Menschen drängte sich zu Fuß, Roß und Wagen auf der Promenade, als gelte es, dem holden Knaben Lenz eine große Ovation zu bereiten. Marga hatte Recht, hier flogen die Stunden schnell und anregend dahin.

Benediktas Herz klopfte hoch auf, als die neuerstandene „Bettina" nach dem winzigen Ührchen auf ihrem goldenen Armband sah und mit lebhaft aufblitzenden Augen dem Kutscher befahl, nach Hause zurückzufahren. Nun blieb ihr gerade noch Zeit, ein leichtes Mittagsbrod zu essen, sich eine Stunde hinzulegen, noch einmal die große Scene mit den schwierigen Einsätzen durchzusehen und dann nach der Oper zu fahren, um gemächlich und mit vollstem

Raffinement Toilette zu machen. Benedikta ist mit diesem Stundenplan sehr einverstanden.

Die schmerzhafte Behandlung ihrer Ohren raubt ihr durch die nervöse Erregung noch die Nachtruhe, auch sie fühlt das Bedürfnis nach Erholung, wenn sie heute abend wirklich die ungewohnte Anstrengung eines Opernbesuchs wagen soll.

Ihr Blick fliegt wie in ängstlichem Forschen über die Fenster der Klinik, als die Equipage hält.

Ein kurzer, herzlicher Abschied, welcher sich nicht in Worten, sondern in der Hand ausdrückt, und Fräulein von Floringhoven schreitet hastig an dem dienernden Portier vorüber, die teppichbelegte Treppe empor. Einen Augenblick hat sie gezaudert, den alten Mann zu fragen, „wer der fremde Herr in Begleitung des Assistenzarztes gewesen“ — in der Hoffnung, etwas Näheres über des Prinzen hiesigen Aufenthalt und dessen Veranlassung zu erfahren, aber ein Gefühl großer Befangenheit verschließt ihr die Lippen.

Tief atmend eilte sie weiter. Sie fühlt ihr Herz klopfen, als wolle es zerspringen; das Bewußtsein, daß vor kaum einer Stunde Prinz Percy durch diesen dämmerig stillen Korridor geschritten, benimmt ihr den Atem.

Sie erbebt bei dem Gedanken, daß sich eine Thür öffnen, und die schlanke, hoheitsvolle Gestalt des fürstlichen Arztes ihr abermals entgegen treten könne. Aber es bleibt alles still und ruhig.

Heftig öffnet Benedikta die Thür zu ihrem Salon.

Sophie tritt ihr aus dem Schlafzimmer entgegen und blickt freudig überrascht in das rosig überhauchte, außergewöhnlich angeregte Antlitz ihrer Gebieterin. Benedikta hat sich schon daran gewöhnt, etliche Worte von den Lippen zu lesen. Sie nickt der Getreuen herzlich zu: „Es war eine schöne Fahrt, Sophie, der ganze Frühling duftet durch die Welt. Wie glücklich die Menschen, welche seinen Psalter der Wonne nicht allein fühlen und sehen, sondern auch hören können!"

Der zuversichtliche Ausdruck in dem Gesicht der Alten, ihre ermutigende Geste haben etwas außerordentlich Tröstendes für das junge Mädchen. Sie schlingt jählings den Arm um den Nacken der erprobten Dienerin: „Ach, Sophie! Gott gebe es." Und dann richtet sie sich auf und blickt mit verklärten Augen um sich. „Es sind noch beinahe zwei Stunden Zeit bis zum Diner, — ich möchte mich gern ein Weilchen niederlegen und ruhen, — die Frühlingsluft macht müde."

Die Kammerfrau nickt lebhaft Beifall und bereitet mit sorgender Hand das Lager auf dem Diwan, dann schreibt sie ein paar Zeilen auf.

„Befehlen Baroneß heute auf dem Zimmer zu speisen?"

Benedikta wendet sich ab und legt etwas umständlich ihre Handschuhe von dem Tisch auf die Bronzekonsole vor dem Spiegel.

„Nein, Sophie, ich möchte an dem Diner im Speisesaal teilnehmen, es ist so umständlich für die Bedienung, mir so oft hier im Salon zu servieren . . . leg mir,

bitte, die schwarze Spitzentoilette zurecht — — ich kann mich ja dann gleich zur Oper ankleiden — —"

„Zur Oper!" Die Matrone ist so freudig überrascht, daß sie gar keine Zeit hat, in das verlegene, immer höher sich färbende Antlitz der Sprecherin zu schauen, sie nickt nur mit strahlendem Lächeln und eilt ohne Besinnen davon, die Befehle auszuführen.

Benedikta aber sinkt in dem Glücksgefühl endlichen Ungestörtseins auf dem Diwan nieder, schiebt mit seligem Lächeln die Arme unter das Haupt und gibt sich nun voll und ganz dem Entzücken hin, mit welchem das unverhoffte Wiedersehen ihre ganze Seele erfüllt.

Sie schließt die Augen und schaut dennoch voll lichtumstrahlter Klarheit jenes eine, zaubergewaltige Bild, welches zu ihrem schmerzlich süßen Schicksal geworden.

Auf der Straße schrillt die Glocke der Pferdebahn — und ein wonniger Schauder rieselt durch die Glieder der Träumerin, sie hört es! Wenn auch nur ganz, ganz schwach — aber sie hört es! Und als der Professor heute morgen einen neuen Hörversuch mit ihr anstellte, hatte sie ebenfalls die einzelnen Laute wahrgenommen — das zufriedene Nicken und Lächeln des Arztes schwebte ihr vor den Augen, wie ein rosiger Schimmer, welcher nach langer Leidenszeit eine aufsteigende Sonne verkündet.

Benedikta schlief nicht, aber sie träumte, und gleichsam, als ob unsichtbare Fäden von Geisterhand gewebt und von einem Traum in den andern hinübergetragen würden, lehnte sich auch Prinz Percy in die Polster seines Wagens

zurück und sah gleich einem holden Traumbild das vornehme stolze Gesicht eines schwarzäugigen Mädchens. — „Marga Daja! wie ist es möglich!" dachte er. „Nie und nimmermehr hätte ich sie für eine Sängerin gehalten. Und war so stolz auf meine Menschenkenntnis. Schade, schade darum. — Warum blickte sie mich so wunderlich an? Es war keine Koketterie, es war die Überraschung eines jähen Erkennens. Kenne ich sie denn? Fast möchte ich schwören darauf. Es sind dieselben Augen, welche mir so oft vorschweben und von welchen ich doch nicht weiß, wem sie gehören. Marga Daja? Seltsam — ich habe nie in einer Marga Daja Augen geschaut."

Und die Equipage rollte weiter durch das Hasten und Treiben der Großstadt, — der Lakai sprang von dem hohen Kutschersitz und riß den Schlag auf, um zu melden, daß man vor dem Gesandtschaftshotel der österreichischen Botschaft halte.

Leichtfüßig sprang der Prinz die Treppe empor und vergaß während einer lebhaft eiligen Unterredung mit dem auswärtigen Würdenträger die Begegnung Marga Dajas.

Der Kutscher studierte während dessen den Zettel mit der langen Reihe von Adressen, welche noch „abgefahren" werden mußte.

„Himmel! was Hoheit doch auch für merkwürdige Passionen hat! In zwei chirurgische Geschäfte — in die Blindenanstalt, zu Professor L., zum Dokter H. in das pathologische Institut — und dabei um sieben Uhr

schon wieder auf der Bahn sein — man sollte wirklich kaum glauben, daß man einen fürstlichen Herrn fährt!"

Aber er fuhr einen fürstlichen Herrn, vor welchem sich alle Häupter in begeisterter Verehrung neigten und entblößten, sobald man in dem schlichten Civilisten den Prinzen Percy erkannte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während des gemeinsamen Diners nahm Benedikta den Platz neben dem Professor ein, welcher zumeist mit den Patienten seiner beschränkten kleinen Privatklinik zu speisen pflegte, da er schon seit Jahren verwitwet war. Er liebte es, jedwede Einrichtung seines sehr eleganten Hauses einer persönlichen Kontrole zu unterwerfen, was wohl den Grundstein zu dem vorzüglichen Renommee gelegt hatte, dessen sich die Anstalt weit und breit erfreute.

Auch heute fand Benedikta eine erlesene kleine Tafelrunde, welche durchaus nicht den Anschein hatte, als ob sich zumeist taube, oder sehr schwerhörige Personen in ihr zusammen fänden.

Eine heitere, sehr animierte Unterhaltung flog her und hin, die kleinen Schreibtafeln waren weniger in Aktion wie das Hörrohr, ein Zeichen für die vortrefflichen Kuren des Professors, unter dessen Patienten Fräulein von Floringhoven zur Zeit wohl die kränkste und beklagenswerteste war.

Er selber war ein geistvoller, alter Herr von tadellosen gesellschaftlichen Formen, welcher voll warmen Interesses Anteil an dem Schicksal des jungen Mädchens nahm,

dessen auffallend schöne und imponierende Erscheinung trotz der anspruchslosen Toilette einen tiefen Eindruck auf alle machte, welche in die schwermütigen Augen schauten.

Mehr denn je fesselte Benedikta heute die Blicke der Tischgesellschaft.

Ihr rosig überhauchtes Antlitz, welches eine außergewöhn-



liche Erregung ausdrückte, lächelte in einer wahrhaft verklärten Liebenswürdigkeit, und mehr wie einmal deuchte es dem Professor, als habe Baroneß Floringhoven irgend eine Frage an ihn auf dem Herzen, welche ihr nicht recht über die Lippen wollte. Könnte er ihr nur helfend entgegenkommen, aber der alte Herr zerbricht sich vergeblich den Kopf, welch ein Thema seine Patientin

interessieren könne. Endlich glaubt er die richtige Spur gefunden, nachdem Benedikta seine ärztliche Erlaubnis zu einem Besuch des Opernhauses erbittet.

Das beinahe verblüffte Gesicht des Gefragten lockte das erste Lachen über ihre Lippen.

„Sie sind vollauf berechtigt, überrascht zu sein, Herr Professor" — fährt sie heiter fort, „es ist ein merkwürdiges Vergnügen für taube Menschen, sich Musik anzuhören, ebenso wie für blinde, welche eine Bildergallerie besuchen! Aber mein Besuch in der Premiere Roman Ermönyis gilt nicht der Musik allein, er gilt dem Erfolg, und ob eine Oper reüssiert oder ausgepfiffen wird, das versteht man selbst mit tauben Ohren!"

„Sie kennen Roman Ermönyi persönlich, Baroneß?" forscht der Professor mit einem Blick, welcher noch viel mehr fragt wie die Worte. Abermals ist er enttäuscht. Die rosigen Wangen und leuchtenden Augen der jungen Dame gelten ihm nicht.

„Nein, noch kenne ich ihn nicht persönlich", lächelt sie, „doch interessiert mich seine Carriere, weil sich das Lebensglück einer sehr lieben Jugendgespielin daran knüpft! —"

„So, so! ein kleiner Roman hinter den Coulissen!" amüsierte sich der Professor, „das ist allerdings ein zwingender Grund, um Sie heute noch einmal von den strengen Satzungen dieses Hauses zu dispensieren! Schade, daß die Premiere nicht ein Weilchen später stattfindet, Baroneß könnten dann, so Gott will, voll eigenster Überzeugung applaudieren!"

Benediktas Antlitz erglüht noch tiefer, der Professor aber schreibt abermals auf das Täfelchen: „Sie sind heute spazieren gefahren, gnädiges Fräulein, leichtsinnigerweise, ohne sich zuvor den Kopf bandagieren zu lassen! Wissen Sie auch, daß von morgen ab die guten Tage von Aranjuez aufhören?" — Ich werde Ihr Tyrann sein und Sie wochenlang strenger gefangen halten, wie einst der Felsen seinen Prometheus!"

„Herr Doktor Bröckler begegnete uns leider auf der Treppe", lächelt Benedikta und neigt sich tief auf ihren Teller, „er hat mich sicherlich bei Ihnen verklagt?"

„Bröckler? Dieser leichtsinnige Schelm baut meiner schönen Patientin eher mit eigener Hand die Brücke zur Flucht, ehe er Sie jemals denunzieren würde!"

Der Professor muß sich im Schreiben unterbrechen, da ihm eine Speise serviert wird.

Die Hand seiner Nachbarin bebt auf der Serviette; jetzt wäre wohl der geeignete Moment, nach Prinz Percy zu fragen, sie will die Lippen öffnen, will es thun, aber sie glaubt an ihrem Herzschlag ersticken zu müssen.

Scham und Verlegenheit schnüren ihr die Kehle zusammen.

Wie harmlos könnte sie nun dem Professor die Veranlassung — die detaillierte Veranlassung zu ihrer unglückseligen Erkrankung erzählen! Er würde fraglos den Prinzen von der opfermütigen That seiner Retterin unterrichten, und der hohe Herr würde fraglos noch jetzt seinen persönlichen Dank überbringen. Sie wäre seines warm-

herzigen Interesses gewiß, sie würde sich zeitlebens seiner Teilnahme erfreuen. — —

Benedikta atmet schwer auf. Aber welch ein Gefühl vernichtender Reue, welch ein Schuldbewußtsein, welch eine bittere Selbstanklage würden andererseits auch den Prinzen quälen, welch ein verzweifelnder Gedanke würde es für seinen ritterlichen Sinn sein, an dem bitteren Unglück einer jungen Dame die Schuld zu tragen!

Nein, Prinz Percy soll und darf niemals die traurige Wahrheit erfahren. Benedikta hat darum auch Marga das heilige Versprechen abgenommen, nie und vor keiner Menschenseele die Ursache von der Erkrankung zu erzählen.

Aber sprechen von ihm! — etwas über ihn erfahren und hören, — das möchte sie für ihr Leben gern, und doch will die Frage nach Prinz Percy nicht über ihre Lippen. Oft hat sie die instinktive Empfindung, daß der Professor mit den andern Tischgästen von dem Besuch des hohen Freundes spricht, aber sie sitzt mit tauben Ohren dabei, unfähig, auch nur ein Wort von dem zu verstehen, was sie doch so über alles interessiert.

Der Nachtisch ist noch nicht aufgetragen, als der Professor sich von seiner Nachbarin verabschiedet, da eine wichtige Operation ihn abruft. Er erhebt sich, ruft reihum ein heiteres Lebewohl, grüßt und nickt, wie ein guter Freund mit Freunden verkehrt.

Der Platz neben Benedikta bleibt frei.

Obwohl alle anderen Anwesenden auch dasselbe, nur minder harte Schicksal des jungen Mädchens teilen, hat

es doch für Jeden ein peinliches und genierendes Gefühl, nur schriftlich mit ihr verkehren zu können. In jedem Menschen liegt eine gewisse Schwerfälligkeit, welche sich gegen Ungewohntes sträubt, und Benedikta empfindet es mit ihrem feinen Taktgefühl, daß eine Unterhaltung mit ihr wohl niemand zum Vergnügen gereicht.

Ein herbes Weh preßt ihr Herz zusammen.

Niemand paßt schlechter in die menschliche Gesellschaft, als ein Tauber. Kein anderes Gebrechen erschwert den Verkehr derart, wie Ohren, welche nicht hören können.

Der Blinde kann plaudern, scherzen, lachen, ohne daß einem einzigen der Anwesenden eine Schwierigkeit dadurch erwächst, der Lahme kann eine ganze Gesellschaft amüsieren und erheitern, ohne daß einem einzigen der Gedanke kommt: die Füße unter dem Tisch fehlen oder sind verkrüppelt.

Nur der Taube ist ausgeschlossen von dem Manna geistiger Nahrung und Erquickung, welches der Verkehr in einer heiteren Gesellschaft bietet.

Noch strafft die Hoffnung alle Nerven und Fasern an Benediktas jungem Körper, noch gewinnen Erbitterung und menschenfliehende Feindseligkeit keine Macht, ihn zusammenbrechen zu lassen in dem Elend eines Bewußtseins: Du bist der Paria unter den Seligen, der Tote unter den Lebenden, der Ausgestoßene unter Genießenden!

Und doch liegt auch jetzt schon der feine Hauch der Schwermut auf dem schönen Antlitz, welches so rosenhell gelächelt, als es die Anwesenden an diesem Tisch begrüßte.

Ein pensionierter General hat es wohl beobachtet. Er rückt ungeniert auf des Professors leeren Stuhl und greift nach der kleinen Elfenbeintafel, um mit schweren derben Schriftzügen darauf zu malen: „Ein Soldat muß den Vorteil einer verlassenen Position auszunutzen verstehen! Ich rücke nicht als Eroberer näher, dazu ist mein Kopf schon zu grau — aber als Alliierter. Wie befinden sich Baroneß heute?"

„Da ich in all diesen heiter sprechenden und hörenden Herrschaften die Patienten des Professors erblicke, machen mich Hoffnung und Zuversicht schon jetzt halb gesund."

„Bravo. So muß es sein. Ich alter Kerl werde lernen von Ihnen, bin mit meinem einen harthörigen Kanonenohr so unzufrieden und mißmutig, daß es eine Schande ist, — ich werde Sozialdemokrat!"

Fräulein von Floringhoven lacht auf, als sie es liest und in das rote, fröhlich feiste Antlitz der alten Excellenz mit dem Graupintscherkopf blickt.

„Wie gut, daß Sie dieses Bekenntnis einer schönen Seele nur ganz leise aufgeschrieben haben!! —

„Hoho! ich habe es heute dem Prinz Percy in das Gesicht gesagt, denn er eben ist es, der mich dazu macht!

Benedikta wird blutrot. „Der Prinz? stottert sie.

Wie gut, daß der alte Herr sich so tief bei dem Schreiben bückt. Er stöhnt auch mächtig dabei und findet, daß er nie Talent zum Schriftsteller verraten.

„Ja, der Prinz! — er! gerade er! Hol der Teufel

seine Kunst, wenn sie für uns verdiente, alte Krieger doch nur eine verdeckte Schüssel sein soll! — Treffe ich den hohen Herrn heute im Zimmer beim Professor und höre, daß er in Wien eine großartige Kur an einem taub geborenen Jungen gemacht hat und daß er eben das Terrain ankauft, um eine Klinik erbauen zu lassen. „Hoheit", sage ich — „Donnerwetter! Ich bin Ihr erster Patient in der Klinik! Schneiden Sie mir auch mal die verfluchte Schwarte aus dem Löffel raus. — Unter dem Messer Eurer Hoheit werde ich selbst bei dem tollsten Zwicken vor Freude schmunzeln!" — Und was sagt der königliche Doktor darauf: „Is nich, Excellenz, — Mund wischen! Für einen so reichen Erbonkel wie Sie, gibt es genug geschickte und berühmte Ärzte, die ihre Sache noch besser verstehen und Patienten brauchen, um leben zu können. Ich bin nur ein Arzt der Armen, und wer noch so viel Geld hat, daß er einen anderen Doktor bezahlen kann, der wird nie in meiner Klinik aufgenommen!"

„Na, Baroneß, was sagen Sie nun? Und da soll ein braver, alter Kerl wie ich, nicht Sozialdemokrat werden?"

Excellenz pustete und wischte sich die Stirn. So viel hatte er im ganzen Leben noch nicht freiwillig geschrieben, — hätte es auch heute nicht gethan, wenn das nette Mädel nicht so verteufelt schöne Augen hätte. — Aber nun hat er auch für eine Weile genug gethan. Er schenkt sich Wein ein und stärkt sich nach dieser Anstrengung, und dann muß er in aller Eile sein Konfekt aufessen.

Die zerstreute Antwort seiner Nachbarin beantwortet er nur mit freundlichem Brummen und Grunzen, da er just ein paar Apfelsinenscheiben in den Mund schiebt. Dabei wendet er sich an seine Nachbarin zur anderen Seite. „Bei dieser Apfelsine fällt mir eine Geschichte ein, gnädige Frau!" schreit er in ihr Ohr.

„Wir hören, Excellenz! Wir hören! lacht es von allen Seiten. Der alte Militär schmunzelt und erzählt mit vollen Backen: „Hm, bei einem Manöver in Süddeutschland war ich in dem Lustschloß eines regierenden Herrn einquartiert. Hochderselbe kam eines Tages zu seinem Besuch herausgefahren, dinierte mit uns und unternahm dann mit mir eine kleine Promenade durch den Park. Vor der Orangerie stand ein Apfelsinenbaum voll herrlicher, reifer Früchte. Der König brach eine ab und wandte sich zu dem Gärtner, welcher respektvoll in der Nähe stehen geblieben war. „Sind diese Früchte wirklich hier ausgereift, Alterchen?" fragte er jovial, „sind sie süß, und kann ich wohl wagen, hineinzubeißen?"

„Dös kann i Ihna v'rsichre" antwortete der biedre Schwab freudestrahlend, „wann der Herr Küni da neibeißa wolla, nacha leist 'ms Aroma glei um's Maul rum!"

Jubelndes Gelächter. Excellenz wischte sich „das Aroma" schmunzelnd auch seinerseits mit der Serviette aus dem Bart, erhob sich und bot Benedikta voll selbstverständlicher Höflichkeit den Arm. Zuvor kritzelte er

noch auf das Täfelchen: „Ich schreibe Ihnen die schöne Geschichte auch noch auf!“ — ein Opfermut, welchen Fräulein von Floringhoven mit einem Lächeln belohnte, welches den General entzückte.







VII.

Als Benedikta wieder ihr Zimmer betrat, war es ihr lieb, Sophie noch nicht darin vorzufinden.

Mehr denn je sehnte sie sich nach einem Augenblick der Einsamkeit und Sammlung.

Als der Professor die Tafel verlassen, glaubte sie jeder Nachricht über Prinz Percy verlustig zu sein, und als sie eine Viertelstunde später sich erhob, nahm sie eine Neuigkeit mit in ihre Einsamkeit, welche sie so hochgradig erregte, daß sie sich vor dem Schreibtisch niedersetzte und das Haupt in beide Hände stützte, um der pochenden Glut in ihren Schläfen Herr zu werden. Prinz Percy hatte ein Ohrenleiden mit großem Erfolg behandelt, er erbaute thatsächlich eine

Klinik für arme Kranke, um sie persönlich zu behandeln! — Wie ein Zittern rann es durch die Glieder des jungen Mädchens.

O, daß er auch ihr Arzt und Retter sein könnte!

Jählings blitzt ihr der Gedanke durch den Sinn! nur er kann dir helfen! — Er, der all dein Elend über dich gebracht, muß es auch wieder von dir nehmen! — Nur eine Sekunde, dann birgt sie das Antlitz wie mit leisem Schauder in die Hände. Niemals! Auch hier ist ihr Reichtum das unüberwindliche Hindernis, welches sich zwischen sie und ihr Glück drängt!

Für sie sind alle anderen Ärzte da, welche von ihrer Kunst und ihren Kenntnissen leben müssen. Das ist eine sehr richtige und anerkennenswerte Ansicht des Prinzen; er will der Wissenschaft keine Konkurrenz machen, sondern nur da helfend und nützend eintreten, wo die natürlichen, sozialen Verhältnisse selber die Grenze gezogen.

Und wenn die anderen Ärzte trotz aller Kunst und alles guten Willens nicht helfen können?

Ein tiefer Atemzug ringt sich aus der Brust der Sinnenden. Noch hat sie keine Berechtigung, daran zu zweifeln, noch steht sie am Anfang einer Kur, von deren Ende sich der Professor so viel Erfolg verspricht.

Langsam streicht Benedikta über die Stirn, die alte Ruhe und Müdigkeit, die alte Resignation kommt über sie. Ihr Blick schweift voll feuchten Glanzes zu dem Himmel empor, über dessen Frühligspracht die ersten Dämmerschleier der Nacht sinken. Sie lächelt. — Sie

dankt es ihrem Reichtum, daß er eine Scheidewand zwischen sie und den Arzt Percy schiebt. Würde sie überhaupt die Kraft und den Mut besitzen, ihm unter die Augen zu treten? Als Fremde, Unbekannte — ja! Als Benedikta von Floringhoven nie.

Die einzige Möglichkeit, daß der Prinz eine Ausnahme machen und die Enkelin des Ministers in seine Armenklinik aufnehmen würde, wäre die, daß seine Verpflichtung gegen die Retterin seines eigenen Lebens ihn dazu zwänge.

Alsdann mußte er jedoch erfahren, was Benedikta für ihn gethan, was sie für ihn gelitten und geopfert. Das würde ihn zu ihrem Schuldner machen, welcher dadurch auf das Peinlichste beeinflußt, alles aufbieten würde, diese Schuld abzutragen. Das würde Verkehr zwischen Arzt und Patienten äußerst verlegen und unerquicklich gestalten; ja, es würde durch die Fesseln eines moralischen Zwangs die Hand des Operateurs lähmen. Und wehe, wenn auch er alsdann nicht helfen könnte!

Doppelte Gewissensbisse würden seine empfindsame Seele peinigen; das entsetzliche Gefühl, die Ursache — wenn auch die unschuldige — an so viel Unglück zu sein, ein Mädchen, welchem er selber Leben und Gesundheit verdankt, für alle Zeit elend gemacht zu haben, würde ihn Tag und Nacht ruhelos verfolgen. Und zu solch einem Dasein voll nagender Vorwürfe sollte Benedikta ihn verurteilen, ihn, für dessen Heil und Frieden sie täglich die gefalteten Hände zum Himmel hebt?

Sie preßt die Lippen zusammen und schüttelt jählings das Haupt. Eher sterben!

Die dreizehnte Fee, welche an ihrer Wiege gestanden, hat ihr das Gold zum Angebinde gebracht, das rote, dämonische Gold, an welchem Loges böser Geist für ewig haftet, welches den Fluch Alberichs unlöslich durch die Welt trägt. „Kein Froher soll seiner sich freuen, keinem Glücklichen lache sein lichter Glanz!“ heißt es in der „Götterdämmerung.“

Gold oder Liebe! — Die Unheilsnorne hat für Benedikta gewählt.

Eine leichte Erschütterung der Dielen läßt die Träumerin aufschauen.

Sophie eilt sehr hastig, mit allen Zeichen freudiger Erregung, ihrer jungen Herrin entgegen. Sie nimmt sich gar nicht die Zeit, die köstlichen Veilchensträuße welche sie für die Theatertoilette der Baroneß besorgt, der jungen Dame zu überreichen, achtlos wirft sie dieselben auf den Tisch, ergreift die Schreibtafel und malt so schnell sie kann, ihre schwerfälligen Buchstaben darauf nieder.

„Eckert steht draußen!“

Ein Freudenlaut klingt über die Lippen Benediktas. Sie gibt keinen Befehl, den Inspektor eintreten zu lassen. sondern stürmt zu der Thüre, um sie persönlich zu öffnen, und ihm voll großer freudiger Überraschung die Hand entgegen zu bieten.

„Eckert, welch ein unverhoffter Besuch aus Floringhof! — Grüß Sie Gott!“ — und als der stramme, blond-

bärtige Mann sich respektvoll über ihre Hand neigt, und seine junge Gebieterin alsdann mit seinen milden Blauaugen anlächelt, fährt Fräulein von Floringhoven aufatmend fort: „Ich sehe es Ihnen an, Eckert, Sie bringen Gottlob gute Nachricht!"

Er macht eine bejahende Geste und überreicht einen Brief, welcher die Schriftzüge Dallbergs trägt.

„Das scheint eine lange Lektüre zu werden", nickte die Enkelin des Ministers freundlich. „Nehmen Sie, bitte, Platz, lieber Eckert, und lassen Sie Sophie für eine Erfrischung sorgen. — Hören Sie, Sophie? Ich möchte noch vor meiner Fahrt in die Oper den Thee trinken, und Herr Eckert wird mir liebenswürdiger Weise Gesellschaft leisten. Es soll so schnell wie möglich hier in meinem Salon serviert werden."

Schmunzelnd verschwand die Alte hinter der Portiere, und der Blick des Inspektors folgte ihr staunend. Er hätte Frau Sophie kaum wiedererkannt, so imposant sah sie in dem schwarzen Seidenkleid und dem weißen Spitzenaufsatz aus; — daß diese ungewohnte Pracht Ermönyis neuer Oper galt, ahnte er noch nicht.

Benedikta war an das Fenster getreten und überflog mit hastigem Blick die Zeilen ihres Gutspächters. Ein wehmütiger Zug schlich sich um ihre Lippen, und ein tiefes Aufseufzen hob ihre Brust.

Ein Zimmermädchen trat ein, drückte auf einen Knopf an der Wand, und der elegante Salon erstrahlte in elektrischem Licht, — dann wandte sie sich und räumte hastig

den Tisch ab, mit etwas erstauntem Blick die anspruchslose Gestalt des fremden Herrn musternd, welchem die Auszeichnung zu Teil werden sollte, mit der Enkelin des Ministers zu soupieren.

Fräulein von Floringhoven wartete, bis das Mädchen wiederum das Zimmer verlassen hatte, dann trat sie an den Tisch und setzte sich in den Sessel neben den großen, blondbärtigen Mann nieder.

„Herr Dallberg teilt mir mit, daß mein armer Großvater leider Gottes vollständig teilnahmlos und unzugänglich für jede geschäftliche Besprechung ist. Er sei auch durchaus nicht zu bewegen gewesen, die Abrechnung und Bücher am ersten April zu revidieren und zu unterzeichnen. Das sei nunmehr absolut notwendig, da es außerdem mit manchen Neueinrichtungen dränge und Zahlungstermine vor der Thür ständen.“ — Die Sprecherin machte eine kleine Pause und blickte nachdenklich auf den Brief nieder, während Eckert sich in schweigender Zustimmung verneigte. „Herr Dallberg wendet sich nun an mich, mit der Bitte, die schwebenden Angelegenheiten mit Ihnen zu besprechen und zu erledigen, Herr Inspektor, da die Unzurechnungsfähigkeit des greisen Großvaters mir schon jetzt den Besitz und die Verwaltung der Güter zuschiebe. Als seine Stellvertreterin stehe mir die Befugnis zu, in den dringenden Angelegenheiten der Verwaltung zu entscheiden, und meine notariell beglaubigte Unterschrift ersetze in diesem Notfall durchaus diejenige des Großvaters?“

Wieder machte der Gefragte eine zustimmende Kopf-

bewegung, und wieder sah Benedikta, einen Augenblick unschlüssig vor sich nieder.

„Da ich von all diesen Dingen sehr wenig verstehe, ist die Verantwortung für mich eine sehr große —", fuhr sie tief aufatmend fort, hob jählings das Haupt und blickte Eckert fest in die Augen: „Doch werde ich mich Ihren Vorschlägen in allen Dingen fügen, lieber Eckert, da ich Ihnen und Herrn Dallberg von ganzem Herzen vertraue, und überzeugt bin, daß Sie beide nur mein Bestes wollen!"

Ein warmes Aufleuchten strahlte aus dem ehrlichen Augen des Inspektors, er griff nach dem kleinen Täfelchen, und sein Gesicht ward ernst.

„Ich danke, Baroneß, für das ehrenvolle Vertrauen, welches mich stolz und glücklich macht und welches ich mit Gottes Hilfe vollauf rechtfertigen werde. Ihnen das Vermögen und den Grundbesitz Seiner Excellenz nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vergrößern, ist der redliche Wunsch von uns Allen. Wir wollen über das Glück des gnädigen Fräuleins wachen, auf dieser Welt erkauft sich ja leider Gottes alles Glück nur durch Geld!"

Ein schmerzlicher Ausdruck lag auf dem Antlitz des Schreibenden, und als Benedikta gelesen, verstand sie, welch ein Gedanke ihm wohl bei dem letzten Satz das Herz durchbebt hatte.

Marga! — Er wähnte, daß nur seine Armut und seine untergeordnete Lebensstellung ihm den Weg zu ihr und dem Glück versperrten.

Könnte er als reicher, hochangesehener Gutsbesitzer um

die verwöhnte kleine Dame werben, würde er es erstens wagen und zweitens würde sie wohl nicht nein sagen! Das Geld ist eine Macht, welche nicht nur den Rücken, sondern auch die Herzen der Menschen beugt und neigt.

Ist es aber wahrlich ein Glück, ein Herz zu gewinnen, welches sich nicht auf dem Altar der Liebe, sondern nur auf dem des goldenen Kalbes opfert?

Nein! Tausendmal nein!

Die Marga, so wie sie jetzt lebt und webt, würde als Frau des reichsten Eckert selbst, nur ein Unglück für ihn sein, denn sie würde nicht ihn, sondern nur sein Geld lieben, und der Reichtum würde auch in diesem Fall der Mörder alles Glückes sein.

Die dunklen Augen Benediktas hafteten voll milder Wehmut auf dem geneigten Antlitz ihres Gegenübers.

„Sie halten das Geld für den Kaufpreis alles Glückes, Herr Eckert?“ fragte sie leise: „Dann überschätzen Sie es in hohem Grade. Das Glück läßt sich überhaupt nicht kaufen, das große, wahre und echte Glück fällt ungesucht und unerhandelt vom Himmel herab in den Schoß derjenigen, welche es oft am wenigsten vermuten und manchmal auch am wenigsten würdigen. Gar mancher, der das Glück kaufen wollte, der mit Goldklumpen nach seiner rollenden Glaskugel warf, schlug sie für ewige Zeit in Splitter!“

Und wieder griff er mechanisch nach der Elfenbeintafel: „So glauben Baroneß, daß nur ein armer Mensch

glücklich sein kann?“ schrieb er, mit feiner Schmerzenslinie um den Lippen.

„Nein, diese Behauptung würde eine unhaltbare These sein. Ich bin sogar der Ansicht, daß das Glück zu seiner Erhaltung und Vervollkommnung so viel Gold braucht, wie Öl notwendig ist, um die Flamme einer Lampe zu nähren. Stützen und halten kann wohl der Reichtum das Glück, wenn er so groß ist, daß er Sorge und Not von einer Schwelle fern hält, über welche die Liebe geschritten. Das Geld kann das Glück vor manchem Sturm, mancher Anfechtung und mancher Gefahr schützen, aber es kann es niemals kaufen, — denn das Glück ist die Liebe.“

„Und wenn sich zwei arme Menschenkinder lieben, und können nicht heiraten, weil die Mittel fehlen?“

Benedikta lächelte. „Ich denke auch in diesem Punkt vieleicht etwas schroff und allzu ideal. Oft kann ein armer Mann ein armes Mädchen nicht heiraten, weil seine Stellung, sein Geschäft oder seine Carriere reichliche Mittel bedingen. Liebt er diese Stellung, dieses Geschäft oder diese Carriere mehr als das Mädchen, so daß er nicht imstande ist, sie um ihretwillen aufzugeben, nun — so ist die Neigung zu diesem Weibe auch nicht sein Glück! Liebt er sie aber so über alles, daß er jedes Band der Konvenienz um ihretwillen zerreißt, wird er sich sein Glück nicht erkaufen, sondern es mit offenen Armen und arbeitsmutigen Händen vom Himmel auffangen!“

„Und wenn er Weib und Kind selbst mit den arbeitslustigsten Händen nicht ernähren kann?“

„Dann wird immer erst meine Behauptung in Kraft treten, daß das Geld nur ein schon vorhandenes Glück erhalten und stützen kann. Ich gebe gern zu, daß manches Glück zu Grunde gehen und manche Liebe hungers sterben



kann, weil ihr die Mittel zur Existenz fehlen, aber andererseits können auch Millionen zur Verfügung stehen, und Herz und Seele sterben doch im grenzenlosesten Unglück dabei eines tausendfachen Todes. Vielleicht gerade die Liebe und dasjenige Glück, welches die Millionen erkaufen sollten. Keine Regel ohne Ausnahme. So ungezählte

Menschenherzen auf dieser Welt schlagen, so ungezählte Formen von Glück und Liebe wird es geben, und doch behaupte ich angesichts ihrer Aller, daß das wahre, höchste Glück alles Erdenlebens die Liebe ist, und daß die wahre Liebe nie durch Geldeswert erhandelt werden kann wie eine tote Ware."

„Also glücklich — wer reich ist, — noch glücklicher vielleicht, wer es nicht ist?"

Eckert lächelte, und auch Benedikta lachte und änderte schnell das Gesprächsthema.

Die Speisen wurden serviert und Baroneß Floringhoven füllte eigenhändig das Glas ihres Gastes. Sie hob ihm das ihre entgegen: „Auf daß ich recht behalten möchte, — auf daß Sie mit leeren Händen das größte, schönste Glück auf dieser Welt gewinnen möchten!" — lächelte sie in ihrer so vornehmen und dabei doch so herzgewinnend liebenswürdigen Weise.

Eckert ward dunkelrot und verneigte sich dankend. Dann fragte er per Stift, ob Baroneß befiehlt, noch heute abend die Bücher durchzusehen?

Benedikta schüttelt hastig das schöne Haupt: „Heute abend will ich gar nichts mit solch abscheulicher Prosa zu thun haben, Herr Eckert, heute stehe ich ganz und gar im Dienst der Poesie und Kunst und hoffe, auch Sie für denselben anwerben zu können. Ich fahre heute abend in das Theater, um Marga Daja in der Hauptpartie einer neuen Oper zu bewundern und zu sehen, — zu ‚hören', kann ich ja leider nicht sagen. Sie werden

ebenfalls Ihr Scherflein Lorbeer in Gestalt Ihrer Anwesenheit beisteuern?"

Er neigte das Haupt sehr tief, um zu schreiben: „Ich habe mich leider vergeblich um ein Billet bemüht, das Haus war ausverkauft."

„Ihnen einen Platz zu verschaffen, lassen Sie, bitte, meine Sorge sein!"

Er versucht auszuweichen. „Ich würde besser thun, mich heute zeitig zur Ruhe zu begeben, die letzten Tage waren überreich an Arbeit!"

Benedikta macht eine heiter abwehrende Geste: „Sie sehen durchaus nicht müde oder abgespannt aus. Es würde mich so freuen, könnten Sie Marga auch einmal auf der Bühne kennen lernen!"

Er blickt sie mit seinen ehrlichen Augen fest an und schüttelt wehmütig das Haupt: „Ich glaube nicht, daß ich ihre Leistungen richtig zu würdigen verstehe!"

„Auf den Versuch kommt es an. Sehen Sie, das erinnert mich an unser erstes Gespräch. Marga ist ein Wesen, welches genau denkt wie Sie. Alles Glück macht sie vom Gold abhängig. Ein großer, durchschlagender Erfolg deucht ihr eine Garantie für Glück und Liebe, und der heutige Abend wird gewissermaßen die Entscheidung bringen. Heute wird von zwei Menschen die große Frage ausgesprochen: „Wird der Erfolg uns Gold — wird das Gold uns Glück und Liebe bringen?" — Sie selber jubelt schon jetzt ein übermütiges „Ja!" der Überzeugung, aber die große, wahre Ant-

wort kann wohl erst die Zeit und die nächsten Jahre darauf geben!“

Eckerts Antlitz war um einen Schein erbleicht, aber er blieb vollkommen ruhig.

„Gebe Gott, daß diese Antwort günstig lautet“, und dann trat Sophie ein und meldete, daß es wohl Zeit sei, einen Wagen holen zu lassen.

Benedikta erhob sich. „Nun muß ich doch bitten, Herr Eckert, das Souper ohne mich zu beschließen. Wie ich sehe, will meine eitle Sophie mich noch mit Veilchen schmücken und benötigt dadurch meine Anwesenheit vor dem Spiegel. Bitte, bedienen Sie sich einmal ohne „Bedienung“ und halten Sie sich alsdann bereit, mich zu begleiten!“

Welch ein ungewohnter, scherzender Klang in ihrer Stimme! Eckert stand an seinem Sessel und blickte ihr voll warmherziger Verehrung nach. Das Unglück hatte dieses junge Haupt schwer, sehr schwer getroffen, aber es hatte dennoch nicht vermocht, es fassungslos und kraftlos zu beugen. Mit heiterer Gelassenheit, voll Gottvertrauen und erstaunlicher Selbstbeherrschung fand sich Benedikta in ihr herbes Schicksal.

Wie hätte wohl Marga Daja, „das Kind“ mit dem eigensinnigen Köpfchen voll kindischer Launen und kindischer Ungeduld sich in gleicher Lage benommen? Eckert denkt an jenen Ausbruch ihrer ungestümen Verzweiflung und Empörung zurück, als man ihr damals zumutete, durch Pelze, Kapotte und warme Schuhe geschützt, eine

Stunde durch den Schnee zu gehen. Wie würde Marga ein Schicksal ertragen, wie dasjenige, welches Benedikta heimgesucht? Marga, welche schon um einer Kleinigkeit willen in Thränen des Trotzes und der Mutlosigkeit ausbrach?

Eckert starrt nachdenklich in sein Weinglas nieder, aus welchem rubinrote Lichtfunken zu ihm aufglühen. — Sollte Benedikta recht haben? Sollte es doch nicht das wahre Glück sein, welches am Gold hängt und nach dem Gold drängt? Sollte die Armut doch zum Segen werden können, weil sie der jäh aufflammenden Leidenschaft, welche sich mit der Maske der Liebe schmückt und doch nur die Blindheit von ihr erborgt, ein Hindernis in den Weg baut?

Oft lehrt es erst die Zeit, daß ein viel betrauertes und beklagtes Entsagen im Grunde genommen nur ein hohes Gewinnen war.

Langsam hebt der sinnende Mann das Glas an die Lippen, und die roten Funken aus seiner Tiefe leuchten ihm entgegen, wie ein geheimnisvoller Hort des Glückes, welcher für ihn noch verborgen im Strom der Zeiten ruht.

Als Benedikta wieder eintrat, stand Eckert wartend hinter seinem Sessel und wies mit einem fragenden Blick auf die kleine Tafel nieder.

„Befehlen Baroneß wirklich, daß ich noch einmal mitfahre? Es wird durchaus vergeblich sein, da kein Billet mehr zu haben ist!“ — stand darauf.

Fräulein von Floringhoven lächelte: „Versuchen wir es noch einmal!“

Sophie legte den eleganten Pelzmantel um die Schultern der jungen Herrin und hüllte sich selber in einen schönen Abendmantel, welchen der Inspektor noch nicht an ihr kannte.

Er war überhaupt sprachlos, wie würdig und gut die alte Frau aussah, wie sie ihr seidenes Kleid und den statiösen Kopfputz mit einer Miene trug, als sei sie es niemals anders gewohnt gewesen. Auch die silbergrauen Glacéhandschuhe streifte sie genau in der Weise an, wie sie es seit Jahren bei ihren eleganten Herrinnen gesehen.

Beklommen schweifte Eckerts Blick an seiner anspruchslosen Erscheinung hernieder, die zwar das beste Sonntagscivil trug, welches er besaß, in dem er aber zwischen den modern gekleideten Residenzlern dennoch so vorsintflutlich dreinschaute, als müsse erst der Staub von seiner „aus dem Winkel geholten“ Gestalt abgeblasen werden.

Er empfand es mit einem Gefühl inniger Dankbarkeit, daß die vornehme schöne Dame an seiner Seite sich seiner nicht schämte, und wagte kaum den Gedanken auszuspinnen, wie wohl Marga sich in gleichem Falle benehmen würde. Seltsam, es war, als ob Benediktas Worte einen feinen Schleier von seinen Augen fortgezogen hätten, als ob er nun die strahlende Erscheinung der jungen Sängerin nicht mehr mit der verblendeten, anbetenden, tief unglücklichen Liebe anschaue, sondern stets mit der sorgenden Frage: „Würde sie und ihr Besitz wahrlich dein G l ü c k verkörpern! — Was würdest du an

ihr gewinnen, wenn du sie jetzt mit Geld als Weib erkaufen könntest!"

Der Wagen rollte durch die belebten Straßen, die Fensterscheiben klirrten leise, und die Strahlen der elektrischen Lichtflammen zuckten wie schnelle Blitze durch das Dunkel.

Eine Unterhaltung war ausgeschlossen, und die Einzige, welche dies vielleicht sehr bedauerte, war Sophie.

Benediktas Gedanken weilten fernab bei dem Bild eines Mannes, welches in lebensvoller Wirklichkeit so plötzlich und unerwartet ihren Weg gekreuzt hatte. Voll fieberischer Aufregung lebte sie nur noch der einen Hoffnung, ihn heute abend wiederzusehen.

Was war begreiflicher als der Wunsch des Prinzen, einer Premiere beizuwohnen, welche momentan das volle Interesse der gesamten Kunstwelt, des ganzen musikliebenden Publikums war! — Sollte er ein solches Ereignis versäumen, da er nun doch einmal in der Residenz anwesend war, und fraglos Hof und Hofgesellschaft heute abend vollzählig das Opernhaus besuchten?

Benediktas Pulse stürmten. Mit unsicherer Hand tastete sie nach dem Wagengriff, als die Equipage vor dem strahlend erleuchteten Portal des Musentempels hielt. Der Schlag ward aufgerissen.

Eckert sprang zur Erde und hob Fräulein von Floringhoven mit einer Ehrerbietung aus dem Wagen, als ob ein Vasall seiner Fürstin dient.

Noch war es sehr frühzeitig, und die in die Mäntel

gehüllten Gestalten des Publikums erstiegen vereinzelt und voll behaglicher Gelassenheit die breiten Steintreppen.

„Bitte, folgen Sie mir zu den Garderoben, Herr Eckert, ich kenne den Weg durch einen Besuch bei Marga während einer Aufführung. Die einzige Möglichkeit, noch einen Platz für Sie zu erhalten ist die, daß Marga ihn schafft.“

Eckert zuckt zusammen. „Ich bitte dringend, Baroneß, in diesem Falle davon abzusehen!“ — stieß er bittend hervor, aber gleichzeitig entsann er sich, daß seine Begleiterin ihn nicht verstand, und daß es momentan unmöglich sei, schriftlich mit ihr zu verkehren. Auch schritt sie so hastig voraus, daß er wohl oder übel folgen mußte.

Er nahm sich jedoch vor, Fräulein Dallberg zu versichern, daß er nur dem Wunsch seiner Schloßherrin folge und selber nicht den mindesten Wert auf eine Eintrittskarte lege.

Fräulein von Floringhoven eilte um das Opernhaus herum, nach einer schmalen Seitenthür unter vorgebautem Regenschutzdach, welches nur durch zwei Gaslaternen beleuchtet wurde.

Sie trat in den schmalen Korridor ein, in welchem ein Feuerwehrmann gelangweilt auf und nieder schritt und der Nahenden mit dem Finger am Helm höflich meldete: „Hier geht's zu den Gaderoben, meine Dame! Haupteingang auf der anderen Seite, rechts.“

Benedikta nickte ihm freundlich zu und antwortete,


Zur

den Inhalt seiner Worte ahnend: „Wir werden in den Garderoben erwartet!“

Der Feuerwehrmann trat höflich zur Seite, und Benedikta stieg eilig die Treppe empor.

Lautes, lustiges Leben und Treiben. Gesang, Gelächter, hin und her eilende Personen in absonderlichem Kostüm. Die geschminkten Gesichter wirken in der unmittelbaren Nähe beinahe erschreckend.

Man mustert die Kommenden ungeniert, läßt aber die majestätische Frauengestalt anstandslos passieren, da sie Bescheid in diesen Räumen zu wissen scheint.

Benedikta bleibt vor einer Seitenthür stehen.

„Das ist Margas Zimmer“ — sagt sie hochatmend, „bitte erwarten Sie mich hier auf dem Korridor, Herr Eckert.“ — Gleichzeitig klopft sie an.

„Ja! — was ist denn los?!“ ruft Margas silberhelle Stimme etwas ungeduldig, „näher treten!“

Fräulein von Floringhoven blickt fragend auf den Inspektor. „Hat sie geantwortet? Darf ich eintreten?“ fragt sie.

Eckert nickt zustimmend, gleichzeitig wird die Thür aufgerissen und eine Jungfer erscheint darin, das heiße Brenneisen noch in der Hand.

„Ah Baroneß! — gnädiges Fräulein!“ knixt sie und schlägt die Thür vollends zurück, mit einladender Geste bittend, näher zu treten. Dieweil die junge Dame hastig über die Schwelle schreitet, mustert die Kammerjungfer mit neugierig ungeniertem Blick die fremdartige Er-

scheinung des Gutsinspektors. Er hält weder einen Brief noch einen Strauß in der Hand, — also gänzlich uninteressant.

Rücksichtslos schmettert sie ihm die Thür vor der Nase zu, denn auch in ihren Augen machen lediglich die Kleider — Leute.

Eckert blickt vor sich nieder. Er hört Margas Stimme nebenan in leisem Aufschrei, und dann ihr lustiges, bethörendes Lachen.

Das Herz erzittert ihm. Ein namenloses Etwas steigt in ihm auf, bis hoch in den Hals, — da sitzt's fest und würgt ihn.

Er will auf und davon, er findet es verächtlich, als Bittender vor der Thür eines Wesens zu stehen, welches nichts als Spott und Verachtung für ihn hat.

Das schneidet ihm in das weiche, tief fühlende Herz.

Sie, die mit den kleinen Kinderfüßen rücksichtslos und mitleidslos dieses Herz in den Staub tritt, soll doch nicht glauben, daß er als willenloser Sklave nach der Wonne seufzt, Marga Daja auf dem Gipfel des Ruhmes und Erfolges zu sehen.

Nein, er will auch einmal stolz und hart sein, er will ihr sagen, daß er sich mit Baroneß nicht verständigen konnte, daß er ihr nur aus Höflichkeit folgte, und Fräulein Dallberg absolut nicht wegen einer Einlaßkarte belästigen will. Ja, das will er sagen.

Ein herber Zug schleicht um seine Lippen. Er richtet sich stramm empor zu seiner riesenhaften, imponierenden

Größe, und blickt schier feindselig auf das lose, leichtfertige, geschminkte Völkchen, welches wie ein kecker Maskenschwarm um ihn herum tollt. Da wird die Thürklinke neben ihm hart niedergedrückt, und Eckert zuckt zusammen.

Ein Ruck und Aufschlagen des Thürflügels, — zwei kleine, schneeweiße Hände strecken sich ihm entgegen.

„Kommen Sie, Eckert! Kommen Sie nur herein! ich kann zur Not schon Herrenvisiten empfangen!" lacht es ihm entgegen, Margas Köpfchen flimmert in märchenhaftem Schmuck vor seinen Augen, die Hände fassen ihn und ziehen ihn über die Schwelle.

Da steht er vor ihr, und wie geblendet, wie übermannt von ihrem unvergleichlichen Anblick starrt er wortlos auf ihre Elfengestalt hernieder.

Sie liest die Wirkung ihrer Erscheinung in seinem Antlitz, wie in einem aufgeschlagenen Buch, und weil sie gar so viel darin liest, siegt die Eva in ihr.

Geschmeichelte Eitelkeit, Mitleid mit dem armen Falter, welcher sich die Schwingen am Licht verbrennt, und eine unbezwingbare Koketterie, einen noch immer tieferen Eindruck auf diesen Sklaven ihrer Anmut zu machen, zwingt ihr eine Liebenswürdigkeit auf die Lippen und in das Antlitz, welche Eckert noch nie an ihr kennen lernte.

Im Verein mit ihrem Aussehen wirkt sie berauschend.

„Welch eine Überraschung! welch eine freudige Überraschung, lieber Eckert!" ruft sie mit zauberisch leuchtenden Augen, „Sie heute abend hier — im Theater — in meiner Nähe zu wissen, hat etwas geradezu Tröstliches für mich!

Heute, wo jede Freundeshand unbezahlbar ist! — Seien Sie willkommen, lieber Eckert — tausendmal von Herzen willkommen!“ — und sie lächelt ihm zu und drückt ihm abermals die Hände. Sie freut sich wirklich, ihn zu sehen, wenn auch das Grundmotiv dieser Freude nur Eitelkeit und Egoismus ist.

Wie im Schwindel starrt er auf sie nieder, und da er absolut keine Worte findet, auf solch eine Begrüßung zu antworten, fährt sie lächelnd fort: „Baroneß sagt, daß Sie Ärmster kein Billet bekommen haben! Unbesorgt, mon ami, in unserer Schauspielerloge sind wohl noch Plätze frei — Stehplätze auf jeden Fall. Aber was thut das — Sie setzen sich in den Zwischenpausen, und während die Anderen sich ermüden, ruhen Sie sich aus. Ich schreibe gleich einen Zettel . . .“

„Fräulein Daja — ich muß weiter frisieren!“ mahnt die Zofe mit langem Blick des Staunens den seltsamen Stoffel musternd, welcher stumm und starr wie ein Stockfisch vor ihrer schönen Herrin steht — je nun, seine Augen reden um so mehr und um so deutlicher.

„Gleich, Doris, gleich! — Mein Gott, man wird ganz konfus bei solch einer Überraschung —! Bitte, nehmen Sie Platz, lieber Eckert, und lassen Sie mich während des Restes meiner Toilette noch mit Ihnen plaudern!“ — Sie weist auf den Sessel neben dem Sopha, auf welchem Benedikta Platz genommen hat und schweigend in den Notenblättern auf dem Tische liest.

„Ich würde Ihnen allerdings unendlich dankbar sein,

Fräulein Marga — und wäre es auch nur das bescheidenste Winkelchen . . .", stottert er, dunkelrot vor Aufregung und vor innerer Scham, daß all seine stolzen Vorsätze von dem Hauch eines einzigen ihrer Worte über den Haufen geblasen sind wie leere Spreu.

Sie wendet das Köpfchen lachend zurück. „Eine Freundschaft ist der anderen wert! — Wissen Sie noch, wie Sie, Ritter ohne Furcht und Tadel, mich hoch zu Roß aus dem Schnee erretteten?"

Und ob er's noch weiß! — Er sagt es aber nicht. Seine Zunge liegt wieder vollkommen im Bann seiner Augen. Was haben die aber auch zu sehen!

Wie ein Traum deucht es ihm. Er hat doch früher, als er noch ein wohlhabender Mann war, auch oft das Theater besucht, — allerdings nicht die Oper der Residenz. — Aber so viel Blendendes, wie das Bild Margas, welches der hohe Wandspiegel zurückstrahlt hat er doch nie geschaut.

Ihr Kostüm soll wohl dasjenige einer Melusine oder einer Elfenkönigin darstellen, er weiß es nicht. Goldleuchtende Schleiergewebe umhauchen ihre zarte Gestalt, blonde Locken wallen wie ein Mantel darüber hin, durchzogen von einem juwelblitzenden Stirnreif, übersät von funkelnden Steinen. Hals, Brust und Gürtel sind bedeckt von märchenhaftem Schmuck, die nackten Arme zieren wunderliche Spangen, sandalenartige Schuhe bekleiden den Fuß. Marga befestigt soeben noch lange, edelsteinbesetzte Goldbänder an dem Gürtel.

„Eigentlich schade!“ lacht sie, „daß so viel Kapital mit dem Götteropfer auf den Holzstoß geschleppt werden



soll —! Unsere realistische Zeit würde ihm sicherlich diese Juwelen vorher abnehmen! Haben Sie eigentlich schon den Text gelesen, Eckert?“

Er schrickt wie aus einem Traum empor. „Nein Fräulein Marga, noch nicht!“

„Dort auf dem Tische liegt er! Nehmen Sie ihn mit, — auf daß Sie doch erfahren, wie grausam mich die Menschen behandeln! Werden Sie mir eine Thräne nachweinen, wenn mich die Flammen verschlingen?“

„O, Fräulein Marga —!“

„Ich bin ja nicht mausetod. Wenn Sie recht, recht tüchtig klatschen, lieber Eckert, erstehe ich phönixgleich aus der Asche und mache Ihnen so oft noch einen dankbaren Knix, als wie Sie mich herausrufen! Aber den Komponisten müssen Sie immer mit mir zusammenrufen, so erfordert es hier die Sitte, hören Sie, lieber Eckert! Mein Gott, wie wundervoll müssen Sie mit ihren wackeren, immer fleißigen Händen klatschen können! — — So, Doris, nun legen Sie mir noch den Pfauenwedel bereit . . . die weiße Rose . . . ah! Und hier die eine Locke noch etwas feststecken, sie fällt allzu tief in die Stirn — — so . . nun wär ich ja gerüstet.“

Die Sprecherin schob eine kleine Mospastille in den Mund und wandte sich nach ihrem Toilettentisch, um ein Notizbuch zu ergreifen. Sie wühlte zwischen Schmuck, Blumen, Spitzen und Schleiern sehr sorglos herum, bis sie das Gesuchte fand.

„Ich schreibe ein paar Worte an den Logenschließer . . die geben Sie ab, Herr Eckert, — und du bringst einen Zettel an Regisseur Braunberg, Doris, welcher auch in der Loge sitzen wird.“ Sie neigte sich tief nieder und

kritzelte hastig mit Bleistift einige Zeilen nieder, riß die beiden Blätter aus dem Notizbuch und faltete sie zusammen.

Dem Inspektor deuchte es, eine Märchenfee sei von dem dunklen Nachthimmel herniedergeschwebt, freundliche Einkehr unter diesem Dach zu halten.

Marga wandte sich ihm zu. „Hier, Herr Eckert, die Zauberformel für den ‚Sesam‘, auf daß er sich öffne. Nach der Vorstellung müssen Sie mich selbstverständlich erwarten! Wir soupieren gemeinschaftlich, und ich hoffe sehr, daß Sie mit von der Partie sein werden.“

Sie nickte ihm mit unvergleichlichem Blick zu und wandte sich zu Benedikta, welche sich erhoben hatte und einen Zettel las, welchen Marga auch für sie geschrieben.

„Das ist ja vortrefflich, daß ein Platz für Herrn Eckert besorgt wird!“ sagte sie heiter, „ich danke Ihnen tausendmal dafür, liebe Marga! Und nun wird es wohl hohe Zeit daß wir die Loge aufsuchen, Sophie wird schon in allergrößter Sorge sein, daß wir den Anfang versäumen. Also auf Wiedersehen, liebe Marga! Ich werde fleißig den Daumen halten und hoffe von Herzen auf den besten Erfolg. Nach Schluß der Oper denke ich, Ihnen und dem Komponisten zu der Erfüllung aller Wünsche gratulieren zu können, ich erwarte Sie im Foyer. Und nochmals Gott befohlen! Wenn Sie ebenso schön singen, wie Sie aussehen, Marga Daja, müssen Sie das Publikum begeistern!“

Eckert empfahl sich so stumm, wie er gekommen, aber die Hand, welche er der Sängerin bot, bebte wie im Fieber.

Langsamer, als wie sie gekommen, schritten sie Korridor und Treppe hinab.

In dem stillen kleinen Vorflur blieb Benedikta plötzlich stehen. Ihre ernsten ruhigen Augen blickten den Inspektor an. „Eine wunderliche Welt, diese Welt hinter den Coulissen", sagte sie, „für uns nüchterne Alltagsmenschen eine gar unbegreifliche! Auch Ihnen hat sie die Augen geblendet und den Atem benommen, Herr Eckert. Warum das? Sahen Sie wahrlich nicht, daß die Steine und das Gold auf Margas Haupt und Brust unecht waren? Daß ihr herrliches Haar falsch, ihr reizendes Antlitz geschminkt war?" — Sie blieb momentan stehen und blickte voll wundersamen Ernstes in sein entsetztes Gesicht. „Es muß so sein, Herr Eckert, das Theater ist ja nur ein Spiegel der Wahrheit, — es borgt sich alle Mittel um möglichst wahrheitsgetreu das Auge zu täuschen. Der Glanz einer Bühne verträgt kein Sonnenlicht. Wehe, wenn Sie die zauberhafte Erscheinung Margas am hellen Mittag auf den nüchternen Gutshof unserer Heimat stellen wollten, Sie würden erschrecken vor dem grellen Zerrbild, welches sich Ihnen böte. Sehen Sie sich Marga Daja heute abend genau an, ganz genau. Dann werden Sie es gleich mir empfinden, daß ihre eigenartige Schönheit die Theaterfolie braucht, um so unvergleichlich zu wirken, wie sie es thut. Marga taugt nicht für ein prosaisches, licht- und duftloses Dasein, sie ist eine Blume, welche

Niemand ungestraft verpflanzt. Ich glaube, daß unsere kleine Freundin im Begriff steht, sich zu verloben, und ihrer Ansicht nach ist die Wahl, welche sie getroffen, eine glückliche. Sie bleibt ihrer Carriere, sie bleibt dem Theater erhalten; sie wird fortdauernd Triumphe feiern, angebetet und umschwärmt sein, und nur das deucht ihr der Inbegriff des Glückes. Ich beklage den Mann, welcher ‚das Kind‘ zum Weibe begehrt, aber tausendmal mehr beklage ich noch das arme Weib, welches sein Glück heute abend durch goldenen Lorbeer — erkaufen will!" —

Sie reichte dem sprachlosen Inspektor die Hand, nickte ihm noch einmal mit einem unerklärlichen Ausdruck in dem edlen, geistvollen Antlitz zu und wandte sich hastig zu Sophie, welche ihnen mit allen Zeichen fiebernder Ungeduld entgegeneilte.

Eckert starrte der schlanken Gestalt nach, bis sie hinter dem Goldgitter der Treppe im bunten, hochwogenden Menschenschwarm verschwand, dann wandte er sich langsam, die Steintreppen zu dem zweiten Rang zu ersteigen. Die Gedanken kreisten wirr hinter seiner Stirn.

Was sollten Benediktas Worte bedeuten?

Hatten ihre klugen, ernsten Augen in seinem Herzen gelesen? — Fraglos. Wollte sie ihn von seiner unglückseligen Neigung für Marga Daja heilen?

Es schien so. — Sie meinte es gut mit ihm. Sie führte ihn hinein in diese Welt voll Lug und Schein, und zog sanft die Schleier herab, welche seine Augen blenden.

„Ihre Steine sind unecht, ihr Haar ist falsch — ihr Antlitz ist geschminkt.“ — — Die Worte gellen ihm vor den Ohren und betäuben ihn. Wie kühle Schauer rieselt es durch seine Glieder. Ja, er versteht seine freundliche Mahnerin. So trügerisch wie Margas äußere Erscheinung, so trügerisch ist auch ihre Seele, — ebenso leicht und oberflächlich, ebenso erfolggierig und egoistisch wie die Scheinwelt, welche sie umgibt.

Die freundlichen, berauschenden Worte, welche sie zu ihm gesprochen, galten nicht ihm, sondern seinen Händen, welche ja groß genug zum Applaudieren sind.

Er war nur das Mittel zum Zweck — ebenso wie alles andere, was Marga Daja sich unterthan macht, um damit ihre eigene Person zu heben und zu stützen.

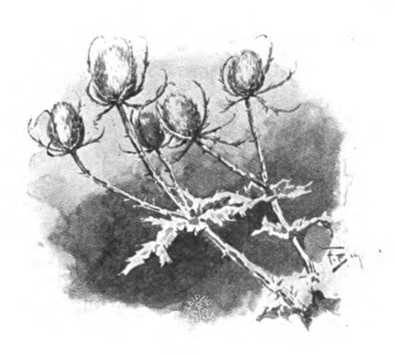
Sie meint es nicht böse, — sie ist ein Kind, ein unberechenbares, launisches, selbstsüchtiges und eitles Kind, welches das Glück durch das Leben getragen und verwöhnt hat.

Aber wehe dem Mann, welcher „das Kind“ zu seinem Weibe machen will!

Eckert nickt tief in Gedanken vor sich hin, reicht dem Logenschließer mechanisch seinen Zettel entgegen und läßt sich von ihm nach der Künstlerloge dirigieren.

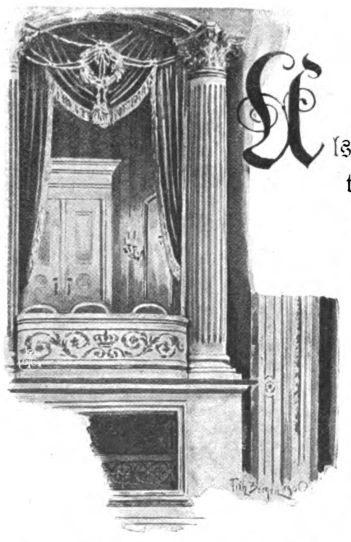
Die Thür öffnete sich. Unsicher tritt der Inspektor ein und stellt sich bescheiden im dunkelsten Eckchen auf. Das Stimmgewirr thut ihm weh in den Ohren, und das grelle Licht quält seine Augen. Mit gesenktem Blick steht er da und starrt vor sich nieder.

Warum hat ihn Benedikta hierher geführt? Ihre Arzenei mag wohl gut sein, aber sie schmeckt bitter, unsagbar bitter.





VIII.



Als Benedikta die Loge betreten und Platz genommen hatte, war es ihr beinahe lieb, nichts von der bald beginnenden Ouverture zu vernehmen.

Ein Übermaß von Gedanken flutete hinter ihrer Stirn, welches der Klärung und Beruhigung bedurfte. Das Bewußtsein, die Augen jetzt aufzuschlagen und in der Fürstenloge Prinz Percy zu erblicken, ließ sie erzittern, und dennoch war sie lediglich um seinetwillen hierher gekommen, einzig in der Hoffnung, ihn ungestört zu sehen und durch seinen Anblick Erinnerungen wachzurufen, in welchen all ihr armseliges, traumhaftes Lebensglück wurzelte.

Zaghaft hob sie die Wimpern und blickte nach der großen, breit vorgebauten Hofloge hinüber.

Ein blitzendes Durcheinander von Uniformen und eleganten Toiletten. Die Fächer wogen auf und nieder, die blumengeschmückten Köpfchen wenden und neigen sich in lebhafter Unterhaltung, — Fräulein von Floringhoven ist es ein so seltener Anblick, daß sie sich erst allmählich in dem reizenden Gewirr zurechtfindet.

Ihr Blick schweift von einem Antlitz zu dem anderen, — fremde, lauter fremde Gesichter. Es sind auch zumeist die Hofdamen, Adjutanten und Kammerherren, welche in der großen Loge Platz genommen. Die hohen Herrschaften bevorzugen die seitlichen, kleinen Fürstenlogen, dicht neben der Bühne.

Benedikta erkannte die Königin Mutter neben dem regierenden Herrn, die Prinzen und Prinzessinnen des Herrscherhauses, ebenso etliche hohe Gäste desselben. Unter diese würde Prinz Percy, der Bruder des befreundeten Herzogs, gehören.

Aber sie sucht vergeblich nach ihm. Auch in den gegenüberliegenden Logen erblickt sie ihn nicht; ist er heute abend nicht anwesend?

Seltsam, — bei seinem Aufenthalt in der Residenz versäumt er eine Premiere, welche doch die ganze kunstsinnige Welt interessiert!

Prinz Percy ist kein Kunstenthusiast.

Benedikta entsinnt sich, daß Marga sich einmal heftig beklagte, wie wenig sich „ihr Geretteter" für Musik und Theater interessiere.

Nur in den seltensten Fällen, eigentlich nur anläßlich

einer Galaoper, wo gewissermaßen der Dienst das Erscheinen der Herren vorschreibt, war Prinz Percy eine sehr gleichgültige und gelangweilte Erscheinung in der Fürstenloge.

Er liebte anscheinend weder Musik noch Drama; seine Studien nahmen ihn so völlig und ausschließlich in Anspruch, daß sie ihm keine Zeit ließen, Geschmack an heiterer Zerstreuung oder künstlerischen Idealen zu finden.

Sollte Benedikta es bedauern? Im Augenblick that sie es, denn die Enttäuschung, ihn nicht zu sehen und die Vereitelung all ihres Hoffens waren doppelt schmerzlich für ein so freudearmes Wesen wie sie. Aber auch diesmal gewannen Vernunft und Einsicht schnell die Oberhand. Sie hatte schon auf so manches Glück im Leben verzichten müssen, sie blickte auch auf diese vernichtete Freude ohne Klage und ohne Murren. Warum wollte sie ihn eigentlich sehen?

Es war eine Thorheit. Konnte sie nicht sein Bild täglich vor Augen haben, das schöne, freundliche Bild, welches sie anblickt und ihr zulächelt?

Der lebende Prinz Percy würde das nicht thun. Er würde mit Anderen plaudern und verkehren, ohne die mindeste Notiz von der Fremden zu nehmen, welche fernab still und einsam zwischen all den hundert frohen Menschen im Schatten der Loge sitzt. Wahrlich! Würde er sie völlig übersehen? Er that es auch heute auf dem Korridor der Klinik nicht.

Benedikta preßte die Hände jählings um den schwarzen

Straußfederfächer. Närrin, die sie war. In dem schmalen Flur eines Privathauses wäre es wohl eine direkte Unhöflichkeit gewesen, einer Dame ohne Gruß den Weg zu vertreten, und wann wäre wohl der ritterlichste der Prinzen jemals unhöflich gegen eine Dame gewesen, gleichviel, ob er sie kennt, sich für sie interessiert, oder nicht?

Das junge Mädchen neigt die Stirn tief hinter die kühlen, weichen Straußfedern. Will sie es denn so schwer fassen und begreifen, daß Prinz Percy nur ein Phantom für sie ist, welches immer unerreichbarer vor ihr entflieht, je thörichter ihr Herz den hohen Flug nimmt, ihm in Bahnen zu folgen, welche doch nur Phantasie und Gedanken allein erreichen können?

Nicht genug, daß Geburt und Rang sie ewig scheiden, auch das Verhängnis reißt eine doppelte Kluft zwischen sie und verweist das taube Mädchen selbst aus der Gemeinschaft aller Jener, welche ihm sonst im Verkehr näher treten können.

Nur ihr Gebrechen trägt die Schuld daran, daß sie so fremd und allein heute abend inmitten einer Gesellschaft sitzt, welcher sie doch so nahe stehen könnte, wie ehemals, als sie noch in dem Besitz all ihrer gesunden Sinne war.

Sie, die Enkelin des beliebtesten Ministers, welche überall mit offenen Armen aufgenommen werden würde, wo ihr Namen erklänge und ihr Antlitz sich zeigte, sie wagt es nicht, auch nur von einer einzigen all der unzähligen Empfehlungen Gebrauch zu machen, welche ihr der Großvater und Gräfin Vorken mitgegeben.

Wie glücklich könnte sie sein, wäre sie nicht so unglücklich geworden durch fremde Schuld. Sie, die inmitten aller Lebensfreude, inmitten einer Welt stehen könnte, welche ihr alles erschließt, sie flüchtet sich scheu und zaghaft in die stillste, fernste Einsamkeit, weil sie weiß, daß ihre Anwesenheit für niemand ein Vergnügen ist.

Die allgemeine Erregung und die stürmische Bewegung aller Hände sowie ein Blick in daß Orchester belehren sie, daß die Ouverture beendet und mit viel Beifall aufgenommen wird, — der emporrauschende Vorhang gewährt den Blick auf eine feenhaft üppige, bezaubernde, südländische Dekoration. Marga Dajas Anblick wirkt inmitten dieser fremden Pracht geradezu berückend.

Selbst ein so klar und wahr sehendes Auge, wie das des Fräulein von Floringhoven, ist geblendet von so viel unbeschreiblicher Anmut und Schönheit. Welch eine Fülle der Originalität stürmt auf den Beschauer ein, welch einen unvergleichlichen Eindruck muß dieselbe erst ausüben, wenn Auge und Ohr sich vermählen, wenn man Marga Daja nicht nur sieht, sondern ihre silberhelle Stimme in bestrickendem Melodienreichtum erklingen hört. Ein banger Schreck durchzuckt plötzlich die junge Dame. Hat sie recht gethan, Eckert, den einfachen, schlichten Naturmenschen, hierher zu führen?

Wird sie nicht vielleicht gerade das Gegenteil von dem erreichen, was sie mit diesen beiden bezweckt?

Sein Herz ist nicht kühl, sein Verstand nicht unberührt und gleichgültig genug, um in einer solchen Stunde derart

zu empfinden und zu überlegen, wie es Benedikta gehofft und erwartete.

Der Anblick dieser Marga Daja kann wohl kein liebeskrankes Herz entsagungsvoll stimmen, ihre Stimme mit solchen Liedern und Klängen keine Vernunft predigen.

Fräulein von Floringhoven wollte so herzlich gern dem armen Eckert die Stunde erleichtern, in welcher ihm Margas Verlobung bekannt wurde.

Sie hoffte, daß er sich bei dem Anblick der verwöhnten kleinen Theaterprinzessin werde sagen müssen, daß dieselbe nie und nimmermehr zur Frau eines schlichten Gutsinspektors tauge.

Sie hatte mit voller Absichtlichkeit Eckert in die unmittelbare Nähe der jungen Sängerin geführt, damit er die Kunst sehen sollte, durch welche ihre Schönheit erzielt wurde. Sein Staunen und Verstummen hatte ihr leider bewiesen, daß sein redliches Herz nicht im mindesten daran dachte zu prüfen, ob das, was er sah, Schein oder Wahrheit sei.

Benedikta hatte es ihm erst mit grellen, klaren Worten sagen müssen, um ihm die Augen zu öffnen.

Werden diese Augen nun auch klar und offen bleiben, wenn die Pracht auf der Bühne drunten sie blendet?

Ein Gefühl verantwortlicher Sorge überkam die junge Dame. Sie hat das Beste gewollt und bezweckt, sollte sie das Gegenteil erreichen?

Ihr Blick schweift spähend zu den Logenreihen empor, in welcher sich wohl Eckerts Platz befindet.

Nach längerem Suchen glaubt sie ihn entdeckt zu haben. Man erkennt schlecht in der dämmerigen Beleuchtung des Hauses, welches sich beim Aufrollen des Vorhanges verdunkelte.

Droben, hinter den weit vorgeneigten Damen und Herren einer kleinen Seitenloge steht eine Gestalt, welche so riesengroß und robust aus dem Dunkel taucht, wie ein Fels, um welchen das heitere Volk der Wassernixen spielt.

Sein Gesicht leuchtet wie ein blasser Schein zu ihr herab, die einzelnen Züge desselben zu erkennen, ist leider unmöglich. Aber Benedikta sieht, daß es regungslos nach der Bühne zu gerichtet ist. Könnte sie nur einen einzigen Blick jetzt in seine Augen thun.

Wird seine ganze Seele beim Anblick des verführerischen Wesens da unten, welches durch seine Rolle das vollste Mitleid, die leidenschaftliche Sympathie des Publikums erwecken muß, nicht in hellen Flammen auflodern? Wird diese Glut nicht noch den letzten Rest kühler Besonnenheit in dem naiven Landmann zu Tode brennen?

Glücklicherweise sinkt der Vorhang.

Die Flammen an den Kronleuchtern blitzen hell auf, die stürmische Bewegung, welche durch das Publikum geht, und der leise surrende Klang in Benediktas Ohr sagen ihr, daß der Beifall ein außerordentlicher ist. Alle Hände regen sich — auch Eckert, welchen sie jetzt deutlich erkennt, schlägt die Hände zusammen, wie es scheint, sehr kraftvoll, denn die vor ihm sitzenden Schauspielerinnen wenden lachend die Köpfe nach ihm zurück.

Der Inspektor aber lacht nicht. Sein Gesicht sieht sehr ernst, beinahe müde aus.



Der Vorhang muß sich heben, zwei-, dreimal. — Marga Daja erscheint an der Hand des Komponisten und grüßt voll lächelnder Anmut erst zu den Fürstenlogen

empor, dann ringsum in das Publikum. Auch zu dem „Unteroffizier in Civil“ fliegt sekundenlang ihr Blick empor.

Lorbeerkränze und Blumen wirbeln vor die Füße des gefeierten Paares, und das Publikum scheint zu jubeln, — man sieht es den Gesichtern an.

Benedikta hat mit großem Interesse einen Blick auf Roman Ermönyi geworfen, und sie läßt diesen Blick auf ihm ruhen, so lange wie der Komponist auf der Bühne steht.

Arme Marga!

Fräulein von Floringhoven empfindet bei seinem Anblick dasselbe unbehagliche Gefühl, welches sie oft überkommen, wenn sie in den Briefen der Freundin über Roman Ermönyi las.

Ihre ganz besonders sensibel beanlagte Natur scheint instinktiv zu fühlen, welch eine Menschenseele sich hinter einem Antlitz birgt, und die Schlüsse, welche sie aus den lächelnden Zügen des jungen Musikers zieht, sind keine erfreulichen und keine günstigen.

Er lächelt und verneigt sich in verbindlichster Weise, und dennoch glaubt Benedikta nicht an dieses liebenswürdige Lächeln. Es ist die poetische Maske, hinter welcher sich die krassfeste Prosa versteckt.

Das blasse, schmalgeschnittene Gesicht ist von wüster Leidenschaftlichkeit durchfurcht, und der Mund, mit den schmalen, nach innen gezogenen Lippen deucht ihr die Verkörperung von Egoismus, Gewinnsucht und rücksichtsloser Grausamkeit.

Das junge Mädchen erschrickt selber über diese böse Konduite, welche sie ihm schier unbewußt ausstellt. Sie wollte so gern recht viel, recht viel Gutes aus dem Antlitz eines Mannes lesen, welchen Eitelkeit und Verblendung zum Ideal der Freundin erhoben, sie möchte so gern in den Augen dieses berühmten Mannes ein Herz entdecken, aber just dieses findet sie am wenigsten.

Die kleine, schmächtige Gestalt ist die verkörperte Eleganz, seine Bewegungen geschmeidig und angenehm. Es liegt fraglos etwas Interessantes und Bestechendes in dem Äußeren dieses Menschen, just das, was einer schwärmerisch und eitel beanlagten Mädchenseele imponiert.

Auf Marga hat es diesen Eindruck nicht verfehlt, auf Benedikta übte es denselben absolut nicht aus, im Gegenteil, es verfehlte jegliche Wirkung.

Je nun, vielleicht täuscht sie sich, der Anblick war zu kurz und flüchtig, vielleicht gewinnt Roman Ermönyi bei näherer Bekanntschaft.

Benedikta folgt mechanisch dem niedersinkenden Vorhang. Nein! er wird es nicht, gewißlich nicht. Warum sich selber täuschen? Hat sie das Urteil betrogen, welches sie nach dem ersten Anblick, tief im Herzen, über Prinz Percy fällte? Ebensowenig wie dasjenige, welches sie in diesem Augenblick über den gefeierten Mann auf der Bühne drunten fällt.

O, daß doch Marga mit ihren Augen sehen könnte! Ihr Blick würde fraglos viel länger und lieber auf dem schlichten Gutsinspektor von Floringhof als wie auf dem lorbeergekrönten Künstler Ermönyi haften!

Unwillkürlich hebt sich der Blick der Sinnenden wieder zu Eckerts Platz. — Derselbe ist leer, und der Inspektor verschwunden. Sollte er gegangen sein? — Undenkbar! — Sollte er den Wunsch haben, Benedikta aufzusuchen? Bei seiner übergroßen Bescheidenheit kaum glaublich. — Und doch haftet ihr Blick an der Logenthür. — Vergeblich, — Eckert öffnet sie nicht. — — —

— — — — — Während die lachende, eifrig plaudernde und hocherregte Menge auf die Korridore und in die Foyers hinausflutete, setzte sich der Inspektor im dämmrigsten Winkelchen der Loge nieder und stützte den Kopf mit dem krausen Vollbart tief, tief in die Hand.

Kein Auge sah ihn, kein Ohr hörte den leisen Seufzer, welcher tief aus seiner Brust drang, wie ein Strom von Thränen, welcher in Hauch und Klang verwandelt war. — So konnte er der Empfindungen Herr werden, welche allzu verschiedenartig und gewaltsam auf ihn eindrangen.

Als der Vorhang sich gehoben, als er Marga in der nie geschauten Fülle ihrer Schönheit sah, als er ihre süße Stimme erklingen hörte, eine Stimme, welche ihm Herz und Seele erzittern ließ, — da war momentan alles vergessen, was Fräulein von Floringhoven soeben noch wie eine ernste Mahnung gesagt hatte. Er gab sich dem Zauber ihres Anblicks vollkommen hin und vergaß Welt und Zeit in dieser Glückseligkeit. Und dann stürzte ihn ein schriller Mißklang aus allen Himmeln.

Die Damen und Herren um ihn her waren Schauspieler und Sänger, sie waren abgestumpft gegen Eindrücke, wie

sie Eckert soeben berauschten. Sie sahen nicht das holdseligste, engelhafteste Wesen Marga Daja vor sich auf der Bühne, sondern lediglich die Kollegin, die Rivalin, die beneidete, mißgünstig oder gleichgültig kritisierte Darstellerin ihrer Rolle.

„Na, na! Man sachte mit die jungen Pferde!“ spottete eine korpulente Schöne mit leichtem Schnurrbartflaum auf der Oberlippe und großen Brillantknöpfen in den Ohrläppchen: „Die Bühne ist ja abgefegt! — Braucht gar nicht so gewaltig mit ihrem Florschleppchen herumzuarbeiten! Mein Gott — wenn die Schleppe und die Haare hängen bleiben, was bleibt noch an dem ‚Kinde‘ dran?!“

„Ich fürchte, dann bleibt trotzdem ‚er‘ noch daran kleben!“ flüsterte der Baß, und alle lachten leise auf.

„Sie hat mal wieder zu kleine Schuhe an! Der Kinderfuß soll um jeden Preis ein Babyfüßchen werden, nun hinkt sie wie eine Krähe auf der Bühne herum!!‘,

„Ob wohl das schöne Kollier jetzt gelötet ist?“ kicherte eine schlanke, liebe Kollegin mit spinösem Blick; „als ich es mir das letzte Mal zur ‚Elisabeth‘ borgte, hatte die geniale Marga ein paar zerbrochene Glieder mit weißem Zwirn zusammengenäht!“

„Macht nichts! Der Effekt blieb derselbe! — Welch ein Opernglas entdeckt weißen Zwirn!“

Warum auch an solch unechten Trödel noch Macherlohn wenden?“

„Sollte er wirklich so unecht sein? Man munkelt

doch, daß das ‚Kind‘ seit einiger Zeit ‚wissend‘ genug geworden sei, um die kleinen Steinchen zu unterscheiden?"

„Bah! Man hätte doch wohl die Spender derselben einmal hinter den Coulissen bemerkt!"

„Ophelia! Göttliche Harmlosigkeit Sie! — Wie wird ‚das Kind‘ so thöricht sein, mit anderen Goldfischchen zu schäkern, wenn ein reeller Tintenfisch an der Angel zappelt!"

„Wenn sie nur nicht immer die Augen so ‚übergehen ließ, — sie bekommen schon den reinen ‚haut-goût‘!"

Leises, wieherndes Gelächter. — Eckerts Fäuste zittern.

„Seid man stille, Kinder! Das ist Geschmackssache!" grunzt eine korpulente „vergnügte Alte" dazwischen. „Wenn die Naschkatze Roman sich den Magen verderben will, hat er's umsonst. Ihr könnt euch ja die Nase zuhalten, wenn es allzu sehr haut-goût wird!"

„Klappern gehört zum Handwerk! Sie muß doch das ewig Männliche zum Applaudieren aufmuntern!"

„Natürlich auf die Claque kommt heute alles an, sie arbeitet auch ganz brav!" piepste eine Naive mit dunklem Tituskröpfchen und wandte sich sehr ungeniert nach Eckert um, welcher in seiner zornigen Erregung aus lauter Opposition wie ein Unsinniger applaudierte. Sie musterte ihn mit keckem Lächeln, und alle Umsitzenden lachten sehr ungeniert und schallend auf.

„O ja, Marga Daja weiß ihre Pappenheimer herauszufinden! Wenn heute nicht geklatscht wird, verkracht ja



Roman Ermönyi, und alle goldenen Luftschlösser purzeln mit ihm über den Haufen!"

Der Inspektor war glühendrot geworden, so verlegen wie ein Schulknabe, welcher auf verbotenem Wege ertappt wird.

Hatte ihn Marga wirklich nur als Claqueur hierher gestellt? Deutlich genug hatte sie es ihm ja zu verstehen gegeben, daß er applaudieren und den Komponist und sie herausrufen solle. Er hatte in seiner Erregung gar nicht darauf geachtet — jetzt plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Seine Hände sanken schlaff hernieder, wie ein Strick legte es sich um seinen Hals und schnürte ihn zusammen.

Es wäre nur ein rauher Aufschrei geworden, hätte er jetzt nach der Sängerin und Roman Ermönyi rufen wollen.

Genug Stimmen thaten es, — und der Klang gellte ihm in die Ohren.

„O ja, die Claque macht ihre Sache recht gut!“ spottete die Naive weiter, während sich alle erhoben, um die Loge in der Zwischenpause zu verlassen. „Das ‚Kind‘ war ja auch in letzter Zeit die zuckersüßeste Liebenswürdigkeit gegen alle Welt! — Wen sie sonst nicht am Wege ansah, der wurde jetzt mit den holdseligsten Worten und Blicken zur Lärmtrompete angeworben!“

„Das ‚Kind‘ hat auf alle Fälle etwas vorzüglich gelernt, — zu berechnen nämlich!“ — nickte der Baß mit einem beinahe mitleidigen Seitenblick nach dem großen, ungefügen Provinzler, welchem er während der Aufführung die flammende Begeisterung aus den Augen gelesen hatte,

„schade nur, daß ihre Freundlichkeit so selten bare Münze ist! — Sollten wir damit bezahlen, Kinder säßen wir bald auf dem Trockenen!“

Man drängte durch die Thür, — es ward leer und still um Eckert.

Er setzte sich langsam und schwerfällig auf einen Stuhl nieder und stützte das Antlitz in beide Hände. Es war ihm zu Sinn, als müßten brennende, bittere Thränen aus seinen Augen stürzen, — aber sie starrten nur glühend-heiß und trocken wie bei einem Fieberkranken geradeaus ins Leere.

Nein, ihre Freundlichkeit ist keine bare Münze, sie ist lediglich Mittel zum Zweck, — auch ihm gegenüber. Und er Narr hatte den Himmel offen gesehen.

Nicht mehr; — der Himmel seiner Illusionen hat sich wohl für ewig geschlossen, und das strahlende lichte Götterbild, welches ihn erfüllte, ward herabgerissen aus seiner Höhe und vor seinen Augen zerfetzt.

Da sah er, daß die goldenen Locken zum größten Teil eine Perrücke, daß Gold und Edelsteine nur unechter Flitterkram, daß das süße Kindergesicht nur ein schön gemaltes Bild war, hinter welchem die Berechnung und die Jagd nach dem Glück hervorblinzelten.

Und ist alles, was er an ihr sieht, auch wahrlich falsch — eins muß ja echt und wahr sein! Die zauberholde Stimme, welche die Augen der Hörer mit Thränen gefüllt, welche die Herzen rettungslos dahinschmelzen ließ in Wonne und Ergriffenheit.

Und nein! nein! tausendmal nein! Diese Stimme lügt und betrügt am meisten!

Hat sie ihm nicht mit all demselben innigen Wohlklang soeben noch die schönsten, beglückendsten Worte gesagt, und flüstert sie jetzt nicht dem Komponisten ins Ohr: „Ich habe noch im letzten Moment einen thörichten Mann vom Lande angeworben, daß er mit seinen Bärentatzen klatscht und mit seinem Unteroffizierorgan unsere Namen ruft? Ich sagte dem Narr ein paar innige Worte, und er war so naiv, daran zu glauben!"

So sagt sie, — und wenn sie nicht so sagt, nun so denkt sie es.

Die Stimme aber ist die Trägerin und die Sklavin der Gedanken. Empfindet Marga all das Leid, all die Liebesqual, all die Sehnsucht, welche sie in solch herzergreifende Töne kleidet? Nein, sie sind nur „Rolle" — sie sind nur die künstlerische Wiedergabe von Gefühlen, welche Effekt erzielen, welche das Publikum erwärmen und anregen sollen!

Margas Herz jauchzt ja vor Freude bei dem Anblick des ausverkauften Hauses, der Beifall spendenden Menge, — und dennoch ringt sie die Hände und reißt durch ihren Schmerz die Zuhörer mit fort, dennoch weint und klagt sie mit einer Stimme, welche so wahr und echt klingt, — so überzeugend — wie vorhin, als sie den Inspektor Eckert begrüßte.

Es ist nur „Rolle", — nur schöne, überraschende Kunst! Ein Aufstöhnen, ein leises Schüttern geht durch

die robuste Gestalt des schlichten Mannes. Minutenlang blickt er in regungslosem Sinnen vor sich nieder, und dann hebt er das Haupt und streicht mit der Hand über die heiße Stirn.

Ja, das Götterbild liegt zerbrochen vor seinen Füßen, und es ist gut, daß es stürzte. Ob früher oder später, einmal mußten seine Augen ja doch sehend werden. Er dankt es Allen, welche ihm dazu verholfen haben. Was sollte es frommen, tote Götzen anzubeten? Seine Gedanken hatten sich verirrt. Langsam und mühselig schleppen sie sich auf den rechten Weg zurück.

„Denken Sie sich Marga Daja auf den Gutshof unserer Heimat!“ hatte Benedikta gesagt.

Ein wehmütiges Lächeln zuckt um die Lippen des Träumers. Das strahlende, blendende, umjubelte und angebetete Wesen, welches drunten auf der Bühne mit Blüten und Lorbeer überschüttet wird, Marga Daja als Inspektorsfrau in Floringhof!

So wie er sie jüngst daselbst gesehen, war der Gedanke wohl etwas verwegen der eleganten Dame gegenüber gewesen, aber es deuchte ihm damals kein Wahnwitz wie in dieser Stunde. — Jetzt erst hatte er Marga Daja kennen gelernt und wußte, wer sie war, was ihre Stellung als Sängerin und Diva besagen wollte!

Wie ein Traumgebilde steigt es plötzlich vor seinem geistigen Auge empor, das stille kleine Stübchen mit den weißgetünchten Wänden und dem großen grünen Kachelofen.

Vor den Fenstern wehen blütenweiße Mullgardinen, sehr altmodisch, aber sehr wohlerhalten, um den breit gegitterten Asklepiastock, dessen süße Blütentropfen die rosigen Kinderfingerchen so gern zum Munde führen. An den Wänden ein paar vergilbte Bilder aus der biblischen Geschichte, inmitten die „Anbetung der Hirten", von welcher der goldene Stern just auf die hölzernen Kinderbettchen niederstrahlt, welche, Seite an Seite, darunter stehen.

Mit schlummerfeisten Rosenwangen liegen die beiden Kleinen jetzt darin. Das braunlockige Mädel, der flachshaarige Bub.

Das Herz des fernen Vaters erzittert in Sehnsucht. Seine Augen erglänzen so weich und zärtlich, als stünde er neben seinen Lieblingen, die runden Händchen leise von der Decke zu heben, um sie zum letzten „Gute Nacht" noch einmal zu küssen!

Die Schwarzwälder Uhr tickt behaglich ihr Wiegenlied, die alte, weißhaarige Frau in der landesüblichen Tracht der Bäuerinnen, mit schwarzer Florhaube und dem dickfaltigen „Raschrock" sitzt im Nebenzimmer an dem Tisch und regt emsig die Stricknadeln. Ein grüner Schirm verhüllt das Licht der Lampe, ein mahnendes „Pscht!!" ertönt, wenn die Magd etwas allzu geräuschvoll die Thüre öffnet.

Liebe, trauliche Stille ringsum.

Heute sitzt die alte Hanne allein und behütet den Schlummer der Kleinen, — sonst leistet Eckert ihr Gesellschaft, sitzt neben ihr am Tisch und schreibt oder liest,

besorgt den Kopf hebend, wenn nebenan ein liebes Stimmchen im Traume lallt.

In der letzten Zeit hat der Inspektor oft die Stirn in die Hände gestützt und auch geträumt, — mit offenen Augen. Dann saß nicht die alte Hanne neben ihm, sondern ein süßes, holdseliges Engelsgesicht, das „Kind" mit den goldenen Locken und den großen Veilchenaugen, welches es ihm mit unerklärlichem Zauber angethan! — Er schlingt in wortloser Seligkeit die Arme um sie, er küßt den zarten Mund, hinter welchem die tausend wonnesamen Lieder von Lenz und Liebe wohnen, und beide treten zusammen an die Kinderbettchen und freuen sich an dem Stücklein Paradies, welches Gottes unerschöpfliche Liebe doch noch auf dieser Welt zurückgelassen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eckert schrickt jäh empor. Wirre, wüste Klänge. Aus dem Orchester schrillt das Geigenstimmen zu ihm empor, die Menge der Zuhörer strömt geräuschvoll auf die Plätze zurück.

Wie ein Phantom zerrinnt das trauliche Bild vor den Augen des Träumers.

Ein wehes, qualvolles Aufseufzen entringt sich seiner Brust, und das Haupt zuckt mit finsterer Stirn auf den Schultern empor.

Welch ein krankhafter Wahn hielt ihn befangen! Marga Daja in dem Inspektorhaus von Floringhof! Marga Daja als zärtlich sorgende Mutter an den Bettchen seiner Kinder!! Wie Wahnwitz deucht es ihm jetzt. Wo

wäre unter dem schlichten Dache Platz und Raum für so viel strahlende Herrlichkeit!

Wie vermochte das schmucklose Stübchen ein Weib zu umfassen, welches eine halbe Welt huldigend zu Füßen sehen will! — Da wären die Mauern des Hauses zu eng, um allein die Lorbeeren und Blüten zu bergen, welche Marga Daja täglich unter die anspruchsvollen begehrlichen Füßchen tritt. Und würde sie, die Gefeierte, Umjubelte jemals Zeit haben, abends an die Bettchen ihrer Kinder zu treten, würde sie jemals Lust verspüren, in die rosigen Gesichtchen zu schauen, aus den hellen Kinderaugen all das tiefsinnige, stille Glück zu schöpfen, welches die Welt einzig hierin noch unverfälscht und rein bewahrte? —

Nein, Marga Daja spottet über eine Sentimentalität, welche sich zum Sklaven der eigenen Kinder macht! Marga Daja findet es verächtlich, wenn ein Vater liebkost, anstatt zu prügeln! — Es imponiert ihr nicht, wenn ein Mann ein warmes, großes, opfermutiges Herz voll Liebe für seine Kleinen hat! —

Ein Weib, welches das Glück nur draußen in der lauten, amüsanten und leichtlebigen Welt sucht, wird nie eine Gattin werden, welche das Leben ihres Mannes mit dornenlosen Rosen und Lilien schmückt, sie wird ewig eine Belladonna bleiben, deren Gifthauch das Glück des Hauses mordet.

Der heutige Abend wird über Marga Dajas Zukunft entscheiden. Lorbeer und Gold sollen ihr einen Roman Ermönyi erkaufen, ihn, seine Liebe und das Glück.

Benedikta aber sagt: Das wahre Glück läßt sich nicht erkaufen, es fällt als Gnadengeschenk Gottes gleich einem Stern vom Himmel nieder.

Adalbert Eckert aber deucht es, als sei der Himmel nie so weit und fern gewesen wie heute abend, wenngleich ihn Margas geblendete Augen wohl offen zu sehen vermeinen. Wie viele schwarze Wolken, wie viel grauer Dunst schieben sich trotz alles grellen Lichtgefunkels zwischen die Bühne drunten und das weite, leuchtende Sternenzelt, welches mit tausend treuen Augen über den beiden Kinderbettchen im Gutshaus von Floringhof wacht!

Dort senkt sich der Himmel so nah und tief auf die stille Erde herab, — hier aber schlagen die üppigen Flammen der Welt viel zu hoch und verderblich aus allen Fugen und Ritzen empor, um das fromme Licht der Sterne über sich zu dulden. Es erblaßt und verlischt, und das Glück findet in der Finsternis nicht den Weg zu den Menschenherzen, welche anbetend um die Götzenaltäre tanzen.

Lachende, frivole, falschzüngige Menschen drängen sich abermals in die Loge, um die gefeierte Kollegin, welcher sie soeben wohl innig glückwünschend die Hände drückten, aufs neue mit den Zungen zu zerfleischen. Die Musik setzt ein und erbraust wie wilde Meeresbrandung, welche jeden armen Fischer zu verschlingen droht, dessen Auge voll wilden Wehs an der goldlockigen Lorelei auf den Brettern droben hängt; Eckert erhebt sich langsam und wirft noch einen Blick zu der Bühne herab.

Marga Daja steht vor ihm in vollster verführerischster Schöne, ihr Blick fliegt zu ihm empor, und ihre Lippen lächeln.

Adalbert Eckert atmet tief auf. Ihr Antlitz ist geschminkt, ihre goldenen Locken entliehen, ihr Gold und ihre Edelsteine falscher Tand. Falsch — falsch, ebenso falsch wie ihre Stimme, wie di Gedanken, welche hinter der leuchtenden Stirn wohnen, ebenso kalt wie das Herz in ihrer Brust, welches sich nie für die Engelsunschuld eines Kindesauges erwärmen wird.

Jählings wendet sich der Inspektor und verläßt die Loge.





IX.

Als Marga Daja vor Beginn der Vorstellung die Bühne betrat, suchte ihr Blick in erster Linie den Komponisten. Roman Ermönyi stand mit dem Intendanten und dem Regisseur plaudernd an einer Seitencoulisse, ohne jede Spur von Erregung, lächelnd und nonchalant, als wechsele er zu gleichgültigster Zeit und am gleichgültigsten Orte ein paar Worte mit den gleichgültigsten Menschen der Welt.

Er sah blaß und etwas müde aus. Seine Augen verschleierten sich hinter den Wimpern und die Fältchen in seinen Wangen, welche dem Gesicht leicht etwas Verlebtes gaben, vertieften sich.

Als Marga die Bühne betrat, flammte sein Auge auf, nicht allein in Entzücken und Verwunderung, sondern in einem angstvollen Forschen und Prüfen, wie ein Geschäftsmann ein schönes Schaustück prüft, ehe er es als Lockvogel hinter dem Ladenfenster ausstellt. Er nickt ihr schon von weitem zu, empfahl sich mit verbindlichen Worten und trat ihr entgegen. Ein Blick geheimen Einverständnisses zwischen beiden. Er küßt ihre Hand mit heißen Lippen, und während er in höflicher, formeller Weise mit ihr zu plaudern schien, brausten die Worte, hastig geflüstert, in leidenschaftlicher Erregung über seine Lippen.

„Du siehst entzückend aus, Geliebte! Berauschend wie ein Liebestrank! Nun singe noch wie eine Nachtigall und unser Glück ist gemacht! — Marga — du weißt es, in deinen Händen liegt heute unser beider Zukunft! An dir liegt es, all unsere Träume zur Wahrheit zu machen. Ich werde dich lieben bis zum Wahnwitz — wenn du die Hoffnung erfüllst, welche ich heute in dich und deine Kunst setze!"

Sie lächelte ein wenig kokett: „Und wenn ich sie nun nicht erfülle, holder Tyrann?"

Seine Hände krampften sich, ein jäher Blitz brach aus seinen Augen: „Dann . . . o Marga — ich glaube, ich könnte dich h a s s e n darum!" — stieß er hervor.

Sie lachte silberhell auf. „Haß und Liebe gehen ja immer Hand in Hand; und besser noch, von dir erdolcht zu werden, als dich gleichgültig von mir scheiden zu sehen. Aber unbesorgt! Mir ist zu Mute, als seien mir heute abend Flügel gewachsen, mich hoch, hoch empor zu heben, dahin, wo der Haß seine Macht verliert, und nur noch die Sonne der Liebe glüht!"

Ihr Blick strahlte ihm zuversichtlich, beinahe siegesgewiß entgegen, und Romans Antlitz drückte alles aus, was unter der kühlen Maske gährte und schäumte.

„Mädchen — nimm diesen hohen Flug und hole uns den Himmel auf die Erde herab!" flüsterte er. „Auch ich habe weit über dieser nüchternen Welt geschwebt, als ich die Melodien meiner Oper ersann; sie verlangen darum, daß auch ein Wesen höherer Art sie wiedergibt, ein leichter Engel, welchen die Liebe trägt und hebt!" — Er trat näher an sie heran, sein Blick überflog noch einmal ihre reizende Gestalt. „Hättest du dich nicht ein klein wenig verführerischer kleiden können, kleine Göttin?" fragte er etwas besorgt; „das ‚Kind' hat sich allzu kindlich decent in Duft und Schleier gehüllt, und doch verlangt deine Rolle, daß sie auch durch alle äußeren Mittel wirkt!"

Marga wandte schmollend das Köpfchen. „Du kennst meinen Geschmack und meine Ansichten!" sagte sie kurz, „und solltest dich freuen, wenn ich deine Eifersucht nicht herausfordere!"

Schmeichelnd zog er ihre Hand abermals an die Lippen.

„In diesem Augenblick steht nur der kühl erwägende Mann vor dir, welcher lediglich den Erfolg und Vorteil ermißt. Der Geliebte wird dir erst nach der Aufführung im Wonnerausch von Dank und Seligkeit zu Füßen sinken, und diese beiden Wesen in einer Person mußt du auch künftig stets zu trennen wissen!"



Die Klingel ertönte, Roman drückte noch einmal voll zitternder Erregung die Hand der jungen Sängerin: „Marga — denk an das Glück, welches du dir heute abend erkaufen kannst!" flüsterte er noch einmal mit beinahe heiserer Stimme, dann verbeugte er sich sehr scharmant mit höflichstem Lächeln und trat in die Coulissen zurück.

Und Marga gedachte des Glückes, für welches sie mit allen Mitteln zahlte, welche ihr zu Gebote standen. Sie übertraf sich selbst.

War sie schon früher dem Publikum in den für sie geeigneten Rollen eine sympathische Erscheinung gewesen, so berauschte sie heute durch ihre Eigenart, welche für die Rolle wie geschaffen schien, alle Welt, und erntete die neue Oper Ermönyis den außerordentlichen Beifall, so verdankte sie den größten Teil des Erfolges fraglos der Vertreterin der Hauptpartie,

welche nie besser und wirksamer verkörpert werden konnte als durch Marga Dajas kindliche zarte Elfengestalt.

Schon nach dem Applaus und Hervorruf des ersten Aktes stürmte der Komponist zu der reizenden Sängerin.

„Marga! Marga!“ keuchte er, halb sinnlos vor Freude und Aufregung. Ihre Augen strahlten. „Bist du zufrieden mit mir, Roman?“ flüsterte sie.

„Wenn du immer so bleibst wie heute abend — ja! ja! und tausendmal ja!

Sie lachte. „Also noch brauche ich deinen Haß nicht zu fürchten?“

Er drückte ihre Hände, daß sie schmerzten. „Ich bin glücklich! Du sollst es mit mir sein!“

Und der Applaus und der Erfolg wuchsen immer größer, und Romans heißblütige Leidenschaft rüttelte an den Schranken, welche Form und guter Ton dem Künstler vorschrieben.

Er durfte sich noch nicht derartig freuen, wie er es gern möchte, er durfte es vor der Welt nicht zeigen, daß er an einem Erfolg gezweifelt, daß diese Ovationen ihn beseligten, weil sie ihn aus dem Fegefeuer quälender Zweifel und Sorge erlösten.

Er blieb vor der Welt der höflich lächelnde, marmorkühle und selbstbewußte Komponist, welcher lediglich seine Werke veröffentlicht, um dem Publikum einen Genuß zu verschaffen!

Hinter einer Coulisse versteckt, sowohl den Zuschauern wie den Darstellern unsichtbar, lehnte Roman Ermönyi

und folgte dem letzten Akt. Sein blasses Gesicht bedurfte in diesem sicheren Winkelchen keiner Maske.

Die Leidenschaften furchten es und flammten aus den dunklen Augen wie verderbliche Gewalten, welche für gewöhnlich mühsam gezügelt, endlich einmal frei hervorbrechen dürfen.

Er lachte! Er lachte wie ein Mensch, der triumphiert wie die Eitelkeit, welcher geschmeichelt wird, wie ein lang Unterdrückter, welcher sich endlich empor schwingt und den Fuß auf den Nacken der Besiegten setzt!

Und einen Sieg hatte er heute abend erkämpft, einen Sieg über sich selber. Er arbeitete nicht gern, er vermochte nur mit grenzenloser Mühe zu schaffen. Was anderen genialen Künstlern zuflog, mußte er mühselig erringen. Oft verzagte er selber an seinem Können. Stunden entsetzlicher Entmutigung und Schlaffheit überkamen ihn, Stunden, in welchen er sich und seine Existenz verfluchte. Daß er niemals Musiker geworden wäre!

Die viel beneidete Thatsache, Sohn eines berühmten Vaters zu sein, ward ihm zum Verhängnis. Er stammte aus einer Künstlerfamilie. Der Vater war Geigenvirtuos, ein viel genannter, viel gefeierter Halbzigeuner, welcher sich in der Kaiserstadt Wien durch rastlosen Ehrgeiz und mit Hilfe guter Konnexionen zur Größe emporgearbeitet hatte. Das Glück begünstigte ihn. Seine Laufbahn glich einem Triumphzug, und dennoch strahlte kein Glücksstern über dem elterlichen Hause. Die Mutter war niederer Herkunft und dem ehrgeizigen, eitlen Gatten ein Hindernis

auf seinem Triumphzug. Er vernachlässigte sie, er behandelte sie mit der rücksichtslosen Roheit eines ungebildeten Menschen. Was Roman in seinem Elternhause erlebte, waren Greuelscenen ehelichen Zwistes. Endlich warf die leidenschaftliche Frau alles von sich, was sie an das Haus des Verhaßten gefesselt; sein Geld, seinen Namen, sein Kind. — Wo sie geblieben war? Ob sie lebte oder starb? — Roman hatte nie danach gefragt und niemals Auskunft erhalten. Er wuchs in zügelloser Freiheit auf.

Anfänglich begleitete er den Vater auf dessen Kunstreisen. Von Stadt zu Stadt führte die ruhelose Wanderung. Teils verhätschelt, teils von unberechenbaren Launen und wüster Heftigkeit gequält, wuchs der Knabe heran. Keine Hand leitete ihn. Seine Leidenschaften sproßten wild auf, wochenlang ungestraft geduldet und plötzlich durch die Hundepeitsche gestraft, je nachdem es dem gut- oder übelgelaunten Vater in den Sinn kam. Die schlechten Eigenschaften entwickelten sich, die guten verkümmerten. Ein Hang zum Bummeln und künstlerischen Vagabondieren steckte in ihm. Die Laufbahn des Vaters sagte ihm mehr zu als ein reelles Studium oder ernstes Streben. Als er älter ward, gab ihn der Vater zu einem Kaplan in ein Pußtadorf. Der Bengel sollte lernen und die glänzende Welt mit ihren Lockungen, welche ihn schon allzufrüh zu umstricken begann, für ein Weilchen vergessen. Roman revoltierte; er zwang seinen Lehrer durch sein Betragen, ihn zu dem Vater heimzuschicken. Eine unmenschliche Tracht Prügel empfing ihn, dann beküm-

merte sich der Künstler nicht weiter um den Sohn, bis es ihm eines Tages in den Sinn kam, an die Zukunft dieses „fressenden Kapitals“ zu denken. „Was willst du eigentlich werden, du Lump?“ „Dasselbe wie der Vater!“ „Nun, so fang an, bei mir zu lernen.“ Und er fing spät mit diesem Lernen an. Die Anbeter seines Vaters schenkten selbstverständlich auch dem Sohn das lebhafteste Interesse. Seine Leistungen wurden überschätzt, und das, was an wirklichem Talent vorhanden war, in allzu frühzeitigem Weihrauch erstickt. Roman spielte den Wunderknaben — aber er war es nicht. Er verstand es nur, sich durch geschickte kleine Effekthaschereien den Anschein zu geben. Die Kritik behandelte ihn schlecht, die Freunde des berühmten Vaters klatschten um des Vaters willen dem Sohn.

Der Knabe ward Mann. Er mußte Musik studieren, denn sein verschwenderischer Ernährer dachte nicht daran, für sein Kind ein Vermögen zu erwerben. Als ihm das Messer an der Kehle saß, als der Vater erklärte, einen Tagedieb nicht länger unterhalten zu wollen, entschloß sich Roman zur Arbeit. Sie war ihm seit jeher ein Greuel — und hätte ihm nicht die grenzenlose Eitelkeit des Vaters als Erbteil im Nacken gesessen, hätte er nie ein Resultat erzielt. Das geschah auch meistens nur durch sein Talent, alle Vorteile auf das Geschickteste auszunutzen. Mit dem Namen des berühmten Vaters erkaufte er sich „sein Glück!“ — Er öffnete ihm Thür und Thor, er bahnte ihm den Weg. Nannte er ihn, so ward ihm schneller aufgethan wie anderen, — erklang er, so hatte er die gute Meinung

für sich, stand er gedruckt auf dem Zettel, so zahlte das Publikum um des Vaters willen seine Beifallssteuer auch dem Sohn.

Der Vater starb, und Roman bemühte sich voll fieberischen Eifers, das Echo dieses kostbaren Namens in dem Gedächtnis der Leute wach zu halten. Seine halt- und zügellose Natur haßte alle geregelten Verhältnisse, haßte alles ernste Schaffen. Voll wilder Zornesausbrüche schlug er mit den Fäusten gegen die Stirn, wenn er sich genötigt sah, zu komponieren oder während einer kurzen Zeit als Dirigent einer Kapelle vorzustehen. Er arbeitete nur dann, wenn er hungerte und durstete, nur dann, wenn er absolut dazu gezwungen war.

Aber mit wunderbarem Geschick erfand er stets kleine Effekte, welche ihre Wirkung nicht verfehlten. Tongemälde ohne künstlerischen Wert, in welchen jedoch ein wirkliches Becherklingen und Peitschenknallen, Schlittengeläut und Lokomotivpfiffe ihren Eindruck auf das große Publikum ausübten, machten auch seinen Namen bekannt.

Auch bei seiner ersten Oper schlug Roman Zinsen aus dem Namen seines Vaters. Die Aufführung derselben ward lediglich von dem Gedanken bestimmt, daß es das Publikum interessieren werde, die Leistungen eines jungen Mannes kennen zu lernen, welchem die Musen doch den Lorbeer schon in die Wiege gelegt haben mußten.

Und wenn auch die Kritik kaum ein Wort des Lobes und des aufrichtigsten Beifalls fand, so amüsierten sich die Zuhörer doch recht gut, denn das Libretto war nach

einem allbekannten und beliebten Roman gearbeitet und verlangte ein paar so außergewöhnliche Dekorationen, daß nicht nur für das Ohr, sondern auch für das Auge Sorge getragen war. Dazu ein paar ansprechende Melodien, die Figur eines wirklich und wahrhaftigen treuen Bernhardiner Hundes, dessen Erscheinen mit Laterne und Proviantkörbchen außerordentliche Erregung bei allen fühlenden Damenherzen sowie den entsprechenden Applaus hervorrief, und die erste Oper Ermönyis hielt sich trotz aller Spottsucht der Kritik auf dem Repertoir und machte volle Häuser.

Nun feierte sein zweites Werk heute abend sein Wiegenfest, und der Komponist stand versteckt zwischen den Coulissen und rieb sich blitzenden Auges die Hände. Er hatte abermals kalkuliert und sich auch diesmal nicht verrechnet.

Seinem scharfen Blick und so trefflich ausgebildeten Spürsinn war die Eigenart Marga Dajas nicht entgangen. — Es gab ja so viele Wunderkinder, sollte sich mit diesem großen „Kind" nicht auch ein Wunder erzielen lassen?

Wenn man die rührende, elfenhaft wirkende Erscheinung der auch stimmlich hochbegabten Sängerin in das richtige Licht stellte, mußte sich durch dieselbe eine außergewöhnliche Wirkung erzielen lassen! Man sah ja, wie die Kleine als Mignon alle Herzen entflammte, — sollte sich nicht eine ähnliche, sentimentale Rolle ersinnen lassen, eine Rolle, in welcher Marga, mit ihren thränengefüllten, sehnsuchtsvollen Kinderaugen auf die Sentimentalität des Publikums wirkt?

Staffage gehört auch dazu, ein originelles, hier zu

Land noch nicht gesehenes Märchenreich. — Soll der Nil seine gelben Wogen um die Uarda wälzen? Sollen Opferfeuer die todgeweihte Schwester eines Asra verschlingen? Soll Wüstensand die Arabierin verschütten? Es wird sich finden lassen.

Und es fand sich. Sowohl der junge unbekannte Seminarist, der angehende Dichter, welcher voll glühender Begeisterung und Phantasie sein Bestes giebt, um dem Halbgott eines gefeierten Komponisten zu genügen, als auch der wirksame Text, welchen Roman mit dem Raffinement und listigen Geschick des Zigeunersohnes einer Marga Daja anzupassen weiß. — Die Requisiten des Zugstückes sind da, auch die Musik erhält ihre Hilfsmittel, mittels welcher sie jedermann, der sie nicht schön finden kann, doch originell nennen muß.

Roman Ermönyi versteht es. Er kannte das Publikum und kannte die allmächtige, zwingende Göttin, welche „Sein oder Nichtsein" auf dem Repertoir bestimmte, — die Theaterkasse.

Eine Aufführung welche volle Häuser erzielt, ist immer gut, mag sie noch so schlecht sein, und ein Komponist, welcher auf den Bühnen zuhause ist, ist stets ein gemachter Mann, mag er im wahren Reich der Kunst auch noch so fremd sein. — Je mehr geschickte „Mache", desto „gemachter."

„Ist das wahr?" hatte Roman Ermönyi durch seine neue Oper gefragt, und der Beifall, welcher Marga Daja und sein Werk überschüttete, war die Antwort darauf.

Er hatte seinen Zweck erreicht. Die junge Sängerin erwies sich als reizendes Mittel dazu, sie wird auch in Zukunft als Lockvögelchen zu gebrauchen sein. So sehr wie der Erfolg auch das Blut des Komponisten in Wallung brachte, so begehrlich wie auch sein Herz der entzückenden Vertreterin der Titelrolle entgegen stürmte, so kühl und berechnend blieben doch die Gedanken hinter der Stirn, und just diesen Gedanken wollte Roman Ermönyi hier in ungestörter Zurückgezogenheit noch eine kurze Audienz geben.

Sein oder Nichtsein? Binden oder nicht binden? Zugreifen oder laufen lassen? — das war der Generalgedanke, um welchen sich seine Reflexionen drehten.

Er hatte Marga Daja mit dem Gedanken, die Seine zu werden, „geködert" — hatte sie zu der Leidenschaftlichkeit der Empfindung entflammt, welche die Seele eines Weibes in den Körper des Kindes hauchte. — Sollte er nun Wort halten und Ernst machen? oder sollte er den Kopf geschickt wieder aus der Schlinge ziehen, jetzt, nachdem ja der Mohr seine Schuldigkeit gethan? Da galt es ein gründliches Überlegen.

Der Erfolg, welchen die Kleine heute abend feiert, ist außerordentlich und läßt sie hoch empor schnellen. Der Intendant ist entzückt und erhebt Marga Daja selber auf die Rangstufe einer ersten Diva. — Ihr Kontrakt an der hiesigen Oper ist abgelaufen, neue Offerten, welche man ihr von hier oder auswärts macht, müssen nach diesem Abend sehr glänzend sein. —

Roman Ermönyi kennt die Gagen, die eine Primadonna bezieht. Sie stechen ihm in die Augen. Es ist kein übel Ding um eine Frau, welche Millionen in der Kehle trägt, und Roman kann und wird nur eine reiche Frau heiraten, welche ihm ein behagliches Leben garantiert, auch dann, wenn er auf die Lorbeeren des Komponisten verzichten wird. Da diese Lorbeeren für ihn stets einen recht bitteren Beigeschmack von Mühen und Arbeit haben, legt er keinen großen Wert darauf, sondern erwartet voll Sehnsucht die Zeit, sich auf den bis jetzt erworbenen gründlich auszuruhen!

Er hatte öfters den Gedanken gehabt, eine reiche Erbin heimzuführen. Diese Spezies ist aber leider nicht allzudicht gesät, und Roman Ermönyi fand stets sehr viel Wenn und Abers, wenn sich endlich eine passende Partie zu bieten schien.

Meistens schreckte ihn der Anhang der Erwählten ab. — Da war es der ehrbare Bürger und Geschäftsmann, welcher als Papa die strenge Hand über die junge Ehe halten würde, oder es war die goldprotzige Schwiegermama, welche regierend auf den Geldsäcken saß.

Roman aber hatte seit jeher einen Widerwillen gegen alle geordneten bürgerlichen Verhältnisse, er, welcher seit Kindes Beinen an ein zügelloses Nomadenleben, an eine Existenz ohne jedwede solide Basis gewöhnt war.

Er haßte alles Spießbürgerliche, er revoltierte gegen Sittenstrenge und Gesetze der Ordnung, wie ein undressierter, wild aufgewachsener Stier ingrimmig das

Joch vom Nacken schleudert und die Stallkette nicht dulden will.

Auch dieser Punkt ist einer Marga Daja gegenüber zu erwägen, — und er fällt schwer in die Wagschale.

Die Sängerin ist frei, unabhängig und ganz das Werkzeug in seiner Hand. Ihr Geld gehört ihr beziehungsweise ihrem Gatten. Keine lästige Verwandtschaft kann sich aufdrängen, schutz- und hilflos ist das „Kind" dem Wollen und Willen des Gatten anheimgegeben. Auch die Sängerinnen haben auf Erden kein bleibend Quartier — und ein solch unstetes, abwechslungsreiches Leben ist es just, was dem ruhelosen Mann zusagt.

Keine geordneten Verhältnisse! Aus dem Koffer, auf der Achse leben —! So war er es gewohnt und so will er es haben.

Nichts langweilt ihn mehr, als das Stillsitzen und Kleben an ein und demselben Punkt.

Kann es aber etwas Amüsanteres geben, als wie ein lustiges Reiseleben, kreuz und quer, ohne alle Anstrengung, — als wie höchstens die eine, das Geld einzukassieren, wenn die Frau vor ausverkauften Häusern singt?

Das ist bequem und schön, — das ist ein menschenwürdiges Dasein. Und Roman Ermönyi hat es sich zugeschworen, sehr vorsichtig zu sein, was seine sorgenfreie Zukunft anbelangt. Aber nicht allein all diese materiellen Punkte fallen bei Marga Daja in erster Linie ins Gewicht, sie ist nebenbei auch ein anmutiges, entzückendes Geschöpf, vollberechtigt, die Sinne eines Mannes zu entflammen.

Und Romans wüste Leidenschaftlichkeit findet Gefallen daran, auch einmal ein sylphenhaftes „Kind“ in die Arme zu schließen.

Sehr amüsant und auf die Dauer fesselnd ist ja die Kleine gerade nicht, aber dafür ist sie ja auch keine hausbackene Bürgerstochter, welche den Hausschlüssel voll eifersüchtiger Anwandlung in die Tasche steckt. Darum sorgt sich ein Mann wie Ermönyi am wenigsten. Er wird niemals die lyrischen Passionen seiner Gattin, welche ja schon der Beruf für alle Welt auf die Bretter stellt, beeinflussen, er wird der Devise huldigen: „Leben und leben lassen!“

Marga scheint in dieser Hinsicht auch recht vernünftig zu sein. Sie quälte ihn noch nie mit der geringsten Anwandlung von Mißtrauen oder Eifersucht und wird in ihrer hilflosen Naivetät leicht zu behandeln sein.

Erfüllte sie die Hoffnungen, welche ihr Mann in sie setzt, so soll sie es sehr gut haben, ein wahres Götterleben, — und setzt sich das Engelchen etwa nach der Hochzeit die Teufelshörnchen der Satanella auf, nun, so ist Ermönyi der Mann dazu, sie mit der nötigen Härte, Schärfe und Rücksichtslosigkeit abzuschleifen.

Alles in Allem betrachtet erscheint Marja Daja eine gute und wünschenswerte Partie für ihn, und soweit wie es möglich ist, wird er sich nicht an sie verkaufen, sondern in der gefeierten Sängerin das Lebensglück erhandeln, nach welchem er strebt.

Soll er nun also Ernst machen und der Kleinen schon heute abend das bindende Ringelein an den Finger streifen,

oder soll er sie noch ein Weilchen zappeln lassen, um sie schon jetzt möglichst von seiner Überlegenheit zu überzeugen? Man darf selbst der Umworbenen nicht allzu viel weißmachen und sie nicht thörichterweise selbst auf einen Thron erheben, welchen sie nach der Hochzeit ja doch dem Herrn und Gebieter räumen muß!

Das blasse, scharfgeschnittene Gesicht des Sinnenden hob sich; er lauschte mit aufglühenden Augen auf einen stürmischen Applaus, welchen Marga Daja bei offener Scene erntete.

Ein Ausdruck — halb Zufriedenheit, halb Unruhe trat in seine Züge. Ja, die Kleine ward gewaltig verwöhnt, und es wäre wohl nicht allzu erstaunlich, wenn dieser starke Lorbeerduft dem naiven Kind zu Kopfe stieg.

Man hat es ja sattsam erlebt, daß aus einer bescheidenen Debütantin, welche mit rotgeweinten Augen und zitternden Gliedern die Bühne betrat, über Nacht eine prätentiöse, übermütige, unnahbare Diva wurde, welche, ihren eigenen Wert erkennend, sich plötzlich selber so hoch im Preise stellte, daß manch siegesgewisser Verehrer des Abends am nächsten Morgen schon ein überwundener Standpunkt war.

Und warum sollte Marga Daja bei diesem plötzlichen Aufflug nicht auch die Macht ihrer Flüglein erproben und die Anwandlung bekommen, noch viel, viel höher zu fliegen wie bis an das Herz eines Roman Ermönyi?

Warum schickten die eleganten Herren ihr Blumen über Blumen hinter die Bühne?

Wäre es ein übler Gedanke, die Gattin eines steinreichen Bankiers zu werden, auf Gummirädern durch das Leben zu rollen und sich alles gewähren zu können, was ein Herz nur wünschen und begehren mag?

Oder sticht solch eine kleine Grafen- oder Freiherrnkrone nicht etwa auch in die Augen? Ist es nicht stets das höchste Ziel der berühmten Sängerinnen gewesen, als Gemahlin eines vornehmen Mannes der Bühnenlaufbahn Valet zu sagen? — Ob eine Aristokratin des Geldes oder des Blutes — eins ist so lockend wie das andere, und Marga Daja ist ein Kind, welches sich von solchen Kostbarkeiten reizen läßt, ein unberechenbares Kind, welches in der einen Minute ein Herz als Spielzeug küßt und kost, um es im nächsten Augenblick zerbrochen in die Ecke zu werfen!

Roman Ermönyi strich mit der Hand über die Stirn und grub die spitzen Zähne in die Lippe. Was sollte er thun?

Abermals ein Applaus. Neben seiner Coulisse erscheint das neugierig lugende Gesicht eines Bühnenarbeiters. Roman sieht, daß derselbe ein wundervolles Bouquet und einen kleinen Brief in der Hand hält.

„Für wen?“ fragte er kurz.

„Für die Daja!“

„Wer schickt es?“

Der Mann grinst und zuckt die Achseln. „Det wird woll in det Liebesbriefchen drinne stehn!“

Ja, es wird wohl manches in dem Briefchen stehen!

Mehr des Schönen vielleicht, als wie ein Roman Ermönyi jemals der verwöhnten kleinen Prinzeß bieten kann.

Das giebt den Ausschlag.

Seine Lippen pressen sich zusammen, sein Kopf zuckt jählings in den Nacken: „Zum Teufel du lustige Freiheit du!" zieht es durch seinen Sinn. — Es ist doch wohl sicherer, bei Zeiten zuzugreifen und festzuhalten, und wenn erst die Verlobung stattgefunden, soll die Hochzeit auch nicht lange auf sich warten lassen.



Der junge Komponist tritt einen Schritt vor und schaut auf die Bühne. Die Oper nähert sich ihrem Ende. Margas Finale setzt ein.

Er sieht sie vor sich stehen, glühend, fiebernd, in höchster Erregung. Kein Schmuck und Glanz mehr, das weiße Totenkleid fließt wie ein lichter Schein um sie her,

wirr, von der Leidenschaft durchwühlt fluten die Haare über Brust und Arme und ihre Augen brennen wie in stummem Hilfeschrei auf dem Publikum. — Bezaubernd!

Und nun singt sie. — Das muß ein Beifallssturm werden, welcher zum Orkan anwächst!

Ja — tausendmal ja! Es ist hohe Zeit, diesen Edelstein sicher, sehr sicher zu fassen.

Ein neuer Gedanke blitzt durch Romans Sinn. Wäre es vielleicht vorteilhafter, eine heimliche Ehe zu schließen? Der Schwarm der Anbeter ist nicht zu verachten, und kostbare Geschenke nimmt man ja ganz gern mit in den Kauf! — Aber . . . es ist doch ein mißlich Ding, und andererseits wäre es gleichzeitig die beste und erfolgreichste Reklame für ihn, wenn Marga in Zukunft seinen Namen führt, ihn mit doppeltem Lorbeer zu kränzen.

Warum soll nicht auch eine Frau ihre Verehrer haben? Es wird schnell genug bekannt werden, daß der beneidete Gatte nicht eifersüchtig ist.

So mag denn der Würfel fallen! Nach Romans Berechnung kann er nur die weiße Seite zeigen.

Wieder brennt sein Blick auf der anmutigen Erscheinung Margas, welche just in rührender, herzbezwingender Klage die Kinderhändchen hebt und mit brechender Stimme schluchzt: „Laß ab von mir — ich bin die Todgeweihte, — laß ab von mir, — das Unheil folgt mir nach —“

Er lächelt. Wie vorzüglich sie das Gemisch von Angst und Schmerz wiedergibt! Es ist geradezu spaßhaft, daß sich Hunderte von Augen mit Thränen füllen, weil eine

kleine Komödiantin, deren Herz vor lauter Lust und Glückseligkeit zerspringen möchte, in eingebildeter Todesangst sich vor ihnen verzehrt!

Ja, sie ist eine gute Sängerin und eine gute Komödiantin, darum will er ihr nicht nachstehen und auch ein guter Komödiant sein.

Er will Marga Daja freien, teils aus Liebe, — wenn das Gefühl lüsterner Begehrlichkeit, welches er empfindet, Liebe ist — teils aus Spekulation, wenn das Geschäft, welches er mit dem Trauring zu machen hofft, in der That ein gutes ist!

Roman streift mit feinem Lächeln die Handschuh straffer an den Fingern empor, räuspert sich und steht mit hämmernden Schläfen bereit, an der Seite seiner Diva den letzten Ansturm von Applaus über sich ergehen zu lassen.

Marga stirbt, der Chor verklingt, und aus den Flammen, welche soeben die Todgeweihte umlodern, wird die lebensfroheste und glückseligste Braut steigen, in deren kleiner Kehle das Gold verborgen liegt, mit welchem sie heute abend das Glück erkauft.

Zum letztenmal rollt der Vorhang nieder.

Die letzten Klänge des Orchesters werden von dem lauten Beifall verschlungen, welcher das Haus durchtost.

Schon steht Roman neben der Vertreterin seiner Titelrolle und reicht ihre beide Hände entgegen.

„Komm Marga — komm! — Meine Marga!“ ringt es sich halb erstickt von seinen Lippen.

Sie springt mit strahlendem Lächeln von dem Holz-



stoß herab; eine der goldenen Locken streift durch die Flamme einer Pechfackel, welche ein Feuerwerker soeben löschen will, und flackert auf.

Roman stürzt sich mit beiden Händen darauf und erstickte die Gefahr im Keim. Er hat in dem Schrecken ihre schlanke Gestalt an sich gerissen und preßt sie an die Brust, sein heißer Atem streift ihre Wange, sein Auge glüht nah in dem ihren.

Auch der Feuerwerker ist voll Entsetzen zugesprungen und preßt die wallenden Haare zwischen den Händen.

„Nehmen Sie sich in acht, Fräulein! Durch diese verdeiwelte Rolle kommen Sie noch zu Schaden!“ warnte er erregt, ohne daran zu denken, daß der Komponist neben ihm steht. „Man soll nicht mit dem Feuer spielen! . . . Wissen Sie nicht, daß man bei uns im Theater sagt: „Unglück zum Anfang bringt Unglück fürs Ende?“ — und heute haben wir eine Premiere!“

Marga lachte. „Daß Sie doch immer unken müssen, Wallert! Habe ich etwa Schaden genommen?“ — sie lächelt schelmisch auf und flüstert: „Das Feuer hat mich in deine Arme getrieben, Roman, könnte das ein Unglück sein?“

„Ja! Wer weiß, ob dich die Feuersbrunst meiner übermächtigen Liebe nicht zu Tode brennt, kleine Göttin!“ murmelte er leidenschaftlich, und gleichzeitig löst er seinen Arm, um ihre Hand zu fassen.

„Vorhang hoch!“ ruft der Regisseur. „Sie müssen heraus, Ermönyi und Daja!“

Marga ruft nach den Vertretern der anderen Hauptpartien, und Roman streckt denselben mit verbindlichsten Dankes- und Lobesworten die andere Hand entgegen. „Wir gehören zusammen, meine Herrschaften! Dieser Applaus ruft uns alle!“ lächelt er in seiner gewohnten ruhigen Weise.

Wieder und wieder mußten sich Komponist und Darsteller dem dankbaren Publikum zeigen, auch der Dichter des Textes wird gerufen. — Margas Namen aber klingt am lautesten und enthusiastischsten von allen Lippen.

Ihr Blick schweift voll strahlender Freude zu Benedikta empor, welche sich über die Logenbrüstung neigt und ihr herzlich zuwinkt, — auch zu der Schauspielerloge blickte sie empor und sucht Eckert. Die Kollegen haben ihr während einer Zwischenpause erzählt, ein ganz drolliger Kauz aus der Provinz weine Thränen der Rührung und klatsche sich die Hände entzwei! Man wisse gar nicht, wie dieser seltsame Gast unter die Künstler geraten sei?

Marga lächelt ohne zu antworten, und jetzt sucht sie ihn, aber sie findet ihn nicht.

Sollte er in seiner Begeisterung schon herabgestürmt sein, sie persönlich zu beglückwünschen?

Poor boy! Welch eine fatale Überraschung wird es für dich sein, wenn Roman Ermönyi dir seine Braut zuführt! Dann klagen die kleinen Tyrannen der Kinderstube zu Floringhof doch vielleicht ein paar Tage lang über Papachens schlechte Laune und üble Stimmung!

Lange kann sich Marga bei diesem Gedanken nicht auf-

halten, nur wie im Fluge zieht er durch ihr Köpfchen, dann beanspruchen die Blumenspenden, die jubelnden Zurufe all ihre Aufmerksamkeit, unter dem blendend hellen Licht, welches die neu aufsteigende Ruhmessonne so plötzlich über die junge Sängerin wirft, verblassen alle Erinnerungen an eine Zeit, in welcher Marga Daja noch nicht ein Stern ersten Ranges gewesen!

Als sich der Ausbruch stürmischer Anerkennung gelegt, als die Bühne sich mehr und mehr leert, und der Intendant mit anerkennendem Händedruck die bedeutungsschweren Worte gesprochen: „Meinen Glückwunsch, Fräulein Daja! Sie haben Großartiges geleistet, wir sprechen morgen noch Näheres darüber!" — bietet Roman Ermönyi der Gefeierten den Arm, um sie in die Garderobe zurückzuführen.

Verschiedene Herren drängen eilig herzu, der entzückenden „Todgeweihten" noch persönlich ein paar Worte glühendsten Lobes zu sagen.

Die Anwesenheit des Komponisten scheint sie etwas zu stören, obwohl Roman voll scharmantester Liebenswürdigkeit sofort den Arm der jungen Dame frei gibt und diskret zurücktritt, bis Marga ihn selber voll nervöser Eile an ihre Seite ruft.

„Tante Lore wartet gewiß voll höchster Ungeduld in der Garderobe auf mich!" entschuldigt sie sich mit kühlem Lächeln und einem unerwiderten Händedruck, „und will nicht allein mir, sondern auch dem Schöpfer des herrlichsten aller Werke gratulieren!"

Sie nimmt Romans Arm aufs neue und eilt weiter.

„Aber Herzchen! Du darfst nicht so rücksichtslos gegen die Herren sein! Ich fürchte, dein abweisendes Benehmen hat sie beleidigt!“ schüttelt Ermönyi etwas besorgt den Kopf.

Sie lachte hell auf: „Diese Coulissenhelden sind wohl noch an ganz andere Abfertigungen gewöhnt! Ich habe mir früher nicht von ihnen huldigen lassen, — wie sollte ich es jetzt, wo nur noch ein Einziger all meine Liebe, all mein Interesse beansprucht!“

Sie blickte innig, glückstrahlend zu ihm auf, und Roman drückte ihren Arm zärtlich an sich und flüstert mit glutvollem Blick: „Du süßes, süßes Kind! — Ach, daß ich erst mit dir allein sein könnte! Warum muß Tante Lore als Cerberus dein Zimmer bewachen! — Ich lechze nach ein paar Minuten ungestörter Aussprache!“

Sie schmiegt sich an ihn: „Vor dieser treuen Seele habe ich ja keine Geheimnisse, Herzlieber!“

„Sie ist eine dritte Person, und alles Dritte ist bei süßem Minnekosen lästig und überflüssig!“

„Ach, Roman, welch eine glückselige Zeit langen, ungetrübten Alleinseins steht uns, so Gott will, bald bevor!“ —

Er nickt aufgeregt und legt den Arm um sie, derweil sie die Treppe emporsteigen! „Bald, bald!! — Die Flammen auf der Bühne haben nicht allein dich, sondern auch mein Herz verschlungen! Es verzehrt sich in der Sehnsucht nach diesem Alleinsein! Ist es dir recht, Geliebte, so schlage ich aus Tante Lores Anwesenheit Profit und bitte sie sogleich um deine Hand!“

Sie bleibt momentan stehen, neigt das Köpfchen wie in atemlosem Lauschen zurück und lächelt verklärt.

„Ach, Roman — welche Freude, endlich unser zärtliches Geheimnis aller Welt verraten zu können!“

Er blickte sie ernst an. „Und du würdest auch bereit sein, bald zu heiraten und meinen Namen mit deinem jetzigen auch auf dem Theaterzettel zu vertauschen?“

„Das ist wohl selbstverständlich, Geliebter“ — nickt sie harmlos. Plötzlich aber tritt ein Ausdruck der Bangigkeit in ihr Antlitz: „Schon so bald heiraten? Wird das denn möglich sein, Roman? Noch verdiene ich nicht viel, und deine Einkünfte müssen sich auch erst steigern, ehe wir einen Hausstand gründen können?“

„Unsere beiderseitigen Einnahmen werden nach dem heutigen Erfolg anschwellen wie ein Waldbach nach dem Gewitter.“

Ein energischer Zug zeigt sich um ihre Lippen: „Es ist immerhin keine sichere und bestimmte Revenue!“ sagt sie kopfschüttelnd. „Ich werde nur in eine baldige Heirat willigen, wenn ich am X'r Hoftheater mit hohem Gehalt engagiert werde, und wenn du, was die Hauptsache ist, daselbst die Dirigentenstelle annimmst.“

Ein seltsames Zucken ging über sein Gesicht, welches meistens anzeigte, daß Roman Ermönyi seine innere Heftigkeit nur gewaltsam beherrschte.

„Sieh, sieh, meine kleine Göttin macht ihre Bedingungen und schwingt das Pantöffelchen schon vor der Hochzeit! Je nun, du weißt ja, Liebchen, daß ich Wachs

in deinen Händen bin! Obwohl mir eine feste Stellung, ein Binden und Fesseln an bestimmten Fleck und in bestimmten Verhältnissen gräulich unsympathisch ist, so gehorche ich doch willig deinem Befehl und füge mich deiner Tyrannei! Bist du zufrieden damit, Kind?"

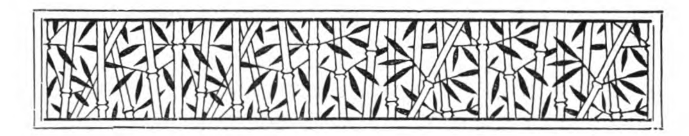
Sie drückte seinen Arm stürmisch an sich. „Du bester, du einzigster Mann! Ist es nicht unser beider Wohl und Glück, welches ich bedenke und sicher gründen will? — Wie schön steht es dem Leu, wenn er sich vor dem weißen Lämmchen duckt" — sie lacht silberhell auf und blinzelt ihn neckisch an: „und wie gut und artig von dem Lämmchen, wenn es sich als Gegenleistung mit Haut und Haar von dem König der Wüste verschlingen läßt! — Also unser Pakt ist geschlossen! Nun schnell, schnell zu Tante Lore, damit sie unseren Herzensbund segnet und eine ellenlange Depesche an Onkel und Tante nach Floringhof vom Stapel läßt!"

Im Sturmschritt geht's weiter. Lachend, glückselig, ganz und gar „Kind", schmiegt sie sich an seinen Arm. „Benedikta wird auch in die Garderobe kommen, und sie muß natürlich auch sofort Zeuge unseres Glückes werden! Nicht war, Roman? Ich kann dich doch gleich als Sieger, als doppelten Sieger „vor und hinter den Coulissen" präsentieren?"

„Das versteht sich, kleiner Engel! Ich werde den Hut hinhalten und meinen Dank von der Baronesse einsammeln, daß ich ihre Jugendgespielin Marga über Nacht znr berühmten Sängerin machte!"

Er sagte es mit einer gewissen Betonung, gibt ihren Arm frei und reißt die Garderobenthür auf, um mit jubelndem Zuruf bei Tante Lore einzutreten.





X.



Die alte Dame sitzt vor dem Tisch und blickt mit lächelndem, stillzufriedenem Gesicht auf den Berg von Blumen und Kränzen nieder, welche man ihrer berühmten Nichte gespendet. — Sie ist die Witwe eines Kanzleibeamten, steht allein und kinderlos in der Welt und hat sich auf die dringenden Bitten von Margas Vormund seinerzeit entschlossen, die junge Waise in ihrer gefährlichen Bühnenstellung zu bemuttern.

Frau Rätin Kirchstück hat es mit schwerem Herzen gethan. Sie ist sehr ungern in die Residenz übergesiedelt, sie, die Kränkliche, immer Leidende, welche an ihrer kleinstädtischen Heimat hängt und oft voll bitteren Heimwehs nach dem schattigen Dörfchen und den Gräbern ihrer Lieben die Hände ringt.

Sie hat selber dem Vormund und den Verwandten

in Floringhof in kläglichen Briefen versichert, daß sie sich absolut nicht zum Schutz ihrer Pflegebefohlenen eigne. Sie ist viel zu elend, um das aufreibende Leben mitmachen zu können, sie liegt viel zu oft im Bett, um Marga überallhin begleiten zu können, wie es ihr Pflicht und Gewissenhaftigkeit vorschreiben.

Sie thut, was in ihren schwachen Kräften steht, und das ist nicht viel.

Wenn sie dem kleinen Haushalt vorsteht, die Einkünfte und Ausgaben der Nichte überwacht, und sie morgens und abends unter Thränen beschwört, allen Versuchungen zu widerstehen und ihren Ruf und ihre Ehre als höchstes Kleinod zu wahren, so hat sie das ihre gethan. — Auf Schritt und Tritt hinter dem ruhelosen Elschen herlaufen, vermag sie bei ihren grauen Haaren nicht.

Blaß und kummervoll blickt ihr hageres Gesicht aus der schwarzen Spitzenhaube heraus, stets geneigt, ein paar Thränen der Sorge und Rührung zu vergießen, immer bereit, den Zuhörer durch eine endlose Leidensgeschichte zu deprimieren.

Sie paßt so gar nicht unter das lebensfrohe Völkchen der Künstler, und das empfindet sie selber und hält sich ihm mit Vorliebe fern.

Der Gedanke, dieses entsetzliche Leben zwischen himmelhohen Steinwänden, Fabrikessen und lärmenden Großstadtstraßen noch jahrelang führen zu müssen, hat sie wie ein Alp bedrückt, und ihre Miene von Monat zu Monat unglücklicher gestaltet.

Da kam ein rettender Hoffnungsstrahl in Gestalt des Komponisten Roman Ermönyi.

Marga, welche nie ein Geheimnis vor der Tante gehabt, machte sie auch zur Mitwisserin all der glückseligen Hoffnungen, welche sich an den heutigen Premierenabend knüpfen, und diese Aussicht, die junge Sängerin bald zu verheiraten und dem thatkräftigen Schutz eines Gatten übergeben zu können, übte einen unbeschreiblich glücklichen Einfluß auf die heimwehkranke, alte Frau aus.

Nun kannte sie kaum noch ein anderes Gebet, wenn sie ihre vertrockneten Hände faltete, als eine inbrünstige Bitte zum Himmel, diese verhängnisvolle Premiere mit Erfolg zu krönen.

Gab ihr dieselbe doch die Freiheit und die Heimat wieder, zwei Begriffe, welche sich zu zehrender Sehnsucht der Leidenden gestaltet hatten.

Die Aufregung und Spannung, mit welcher sie dem heutigen Abend entgegensah, wirkten nicht günstig auf ihre Nerven, und als sie voll zitternder Angst hinter den Coulissen saß und auf den Applaus lauschte, reifte der Gedanke — um jeden nur möglichen Preis der Qual dieser Stellung zu entgehen, in ihrem gemarterten Hirn.

Wie eine Erlösung überkam es sie bei dem Sturm des Beifalls, welchen Ermönyi und ihre Kleine ernteten und die Bühnenarbeiter und Choristen, welche die blasse, kränkliche Frau in dem schwarzen Kleid kannten, blickten voll Rührung auf ihre zusammengesunkene Gestalt, wie

sie mit gefalteten Händen da saß, und Thräne um Thräne haltlos über die runzligen Wangen floß.

Ein Häuflein Unglück inmitten eines himmelhoch jauchzenden Glücks.

Voll übermütiger Seligkeit schlang Marga in den Zwischenpausen die Arme um sie und häufte Blumen und Lorbeeren mit immer vollen Händen um die Tiefergriffene.

„Du bist ja wieder ganz und gar Thränenweide, Tantchen!“ lachte sie neckend, „und regst dich hier ganz unnötig auf! Komm! Pack die schönen Blumen auf und ruhe dich in der Garderobe aus! Dann überlegst du dir, ob du diese schönen, frischen Lorbeerblätter zuerst an eine Fischsauce oder an ein Ragout verwendest, und wenn du an das schöne, delikate Ragout denkst, wird dir wieder wohl und vergnügt zu Sinn!“

Die alte Frau lächelte gutmütig, streichelte ihrem berühmten, kleinen Schelm voll Zärtlichkeit die Wangen, packte die Blumen mit beiden Armen zusammen und zog sich gehorsam in die Garderobe zurück.

Irgend welche Empfindung von Stolz oder Genugthuung angesichts dieser Ovationen war Tante Lore völlig fremd. Sie verstand nicht viel von der Kunst und dem Künstlerruhm und konnte die Tragweite eines Erfolges nicht recht bemessen. Für sie genügte der Gedanke, daß eine günstige Aufnahme der Oper Marga zur Gattin des Komponisten machen solle.

So weit, wie sie in ihrem engbegrenzten Verstandes- und Lebenshorizont die Fühlfäden ausstrecken konnte,

hatte sie es gethan, um sich nach Person und Ruf Roman Ermönyis zu erkundigen.

Was sie hörte, gereichte ihr sehr zur Beruhigung. Er war der Sohn des berühmten Vaters, welchem die Welt offen steht. Sein Talent berechtigte zu den schönsten Hoffnungen und wies bereits schönste Erfolge auf. Nahm er die sichere Stelle eines Dirigenten oder Kapellmeisters an, war wohl sein täglich Brod gesichert. Was seine Persönlichkeit anbelangte, so fand man den jungen Mann allgemein sehr interessant und liebenswürdig, ohne ihm irgend eine üble Charaktereigenschaft oder ein Laster nachsagen zu können. Es waren ja meist nur Mitglieder der Oper, welche Tante Lore befragen konnte, und daß dieselben einen Mann in mancher Beziehung sehr nachsichtig beurteilen, entging der Beobachtung der alten, schlichten Frau.

Was ihr jedoch am maßgebendsten erschien, war die schwärmerische Verehrung Margas, welche in Roman Ermönyi das Ideal ihrer Mädchenträume anbetete. Sie schmückte ihn vor den Augen der Rätin mit dem vollsten Blütenkranz aller männlichen Tugenden, und wenn ja auch manch weltkluge und erfahrene Mutter viele dieser Tugenden recht mißtrauisch unter die Lupe genommen und nach genauerer Besichtigung durchaus nicht als Tugend anerkannt haben würde, so war Tante Lore weit entfernt, die Menschenkenntnis ihrer klugen, bewunderten und angestaunten Nichte auch nur im mindesten anzuzweifeln.

Sie hatte sich daran gewöhnt, Margas Ansichten stets

als maßgebend zu erachten, denn das junge Mädchen stand mit offenen Augen und Ohren in einer Welt, welche ihr, der halb Abgestorbenen, in jeder Hinsicht weit entfernt lag.

So verstand sie auch Roman Ermönyi, den eigenartigen, interessanten Künstler, nicht recht zu würdigen, und verließ sich auch in seiner Beurteilung vollkommen auf das, was ihr die Nichte mit strahlenden Augen versicherte.

Sie hatte einmal etwas schüchtern geäußert, die bleiche Gesichtsfarbe und das fleischlose Antlitz Romans beängstigten sie etwas. Solch ein Aussehen sei doch unnatürlich bei einem jungen, lebensfrischen Hochzeiter, welcher aussehen müßte wie die strotzende Gesundheit. Die Sängerin hat laut aufgelacht und voll schaudernder Abwehr die Händchen an die Ohren gepreßt.

„Aber Tante! Welch ein horribler Gedanke! Wie darf ein Künstler mit roten Äpfelbäckchen und einem Doppelkinn in der Welt herumlaufen! Wo bliebe da die Poesie und Ästhetik! Im Gegenteil, so interessant wie möglich muß er aussehen, ein Gesicht wie aus einem Totenreigen — Augen wie ein Höllenbrand — ein Lächeln, wie ein Vampyr —“

„Um Gottes Himmelswillen, hör auf!“ entsetzte sich die Tante. „Wie gut, daß der Geschmack verschieden ist. Aber das ist ja deine Sache, du heiratest deinen interessanten Künstler, nicht ich; und wenn er mit dem Totenreigengesicht nachher an der Schwindsucht oder sonst einer

schrecklichen Krankheit leidet, mußt du ihn pflegen, Herzchen, nicht ich!"

Marga Daja hatte diesen Ausspruch so über die Maßen schauderhaft und für ihr Ideal beleidigend gefunden, daß sie in Thränen, recht kindische, eigensinnige Thränen ausbrach, und Tante Lore sich tagelang mit bitteren Selbstvorwürfen quälte, dem in allen Dingen tadellosen Ermönyi vielleicht zu nahe getreten zu sein.

Sie bemühte sich, durch besonders schmeichelhafte Äußerungen über den Komponisten die gekränkte Nichte zu versöhnen, und während ihres Lobes redete sie sich selber in den seligen Glauben, daß es der Sohn des berühmten Vaters thatsächlich verdiene.

Sie hatte den stürmischen Applaus gehört, hatte die zahlreichen Ovationen gesehen, welche man der Darstellerin und dem Schöpfer des Werkes zollte, und war hochklopfenden Herzens in das Garderobezimmer geeilt, in der festen Voraussetzung, daß nun die sehnlichst erhoffte Verlobung sie aus allen Ängsten und Nöten befreien werde.

Sie war darum nicht sonderlich überrascht, als Roman Ermönyi ihr voll Glück strahlender Erregung die Nichte zuführte und mit erhobener Stimme versicherte: „Hier Tante Lore, bringe ich Ihnen unsere Marga, welche ich kraft ihrer unwiderstehlichen Rolle heute abend hoch empor an den Himmel der ersten Sterne der Kunst gehoben habe! Können Sie sich wundern, teuerste Frau Rätin, wenn ich für eine solche große That auch einen großen Lohn verlange? — Nichts geringeres als wie dieses

‚blitzende Sternlein‘ selbst, welches mir ja längst mit offenen Armen und heißem Herzen als mein vielholdes Bräutchen zublinkt!“

Er zog die junge Sängerin ungestüm an sich und küßte voll Leidenschaft die Lippen, welche seine Melodien soeben voll sieghafter Schöne in die Welt getragen. Die respektvolle, etwas steife und anbetende Scheu, welche die Frau Rätin ihrerzeit an ihrem werbenden Bräutigam so tief gerührt und geehrt hatte, vermißte sie bei diesem Freier vollkommen. Es lag vielmehr ein versteckter Zug von Herablassung in seinen Worten, als thue er der Sängerin, welche durch seine Musik groß geworden, eine besondere Ehre durch seine Wahl an.

Frau Lore würde das an ihrem Fritz etwas verletzend gefunden haben, auch die Art und Weise der Liebkosungen fand sie nicht allzu taktvoll — da aber Marga weder durch eine einzige Miene, noch durch das leiseste Wort verriet, daß sie diese Ansicht teile, tröstete sich die Rätin abermals in dem Gedanken, daß solch ein ehrfurchtvolles Liebeswerben wohl auch altmodisch und unkünstlerisch sei, und freute sich ohne weitere Reflexionen der Thatsache, die Hand der Nichte mit überströmenden Augen vergeben zu können. Sie wagte einen schüchternen Versuch, auf die pekuniären Zukunftsverhältnisse anzutippen, ward aber sehr kurz von dem Schwiegerneffen in spe abgefertigt, daß diese alberne Prosa schon genugsam erörtert sei; er lebe jetzt so vollkommen in allen Glückshimmeln, daß er nicht an die Misere dieser Thränenwelt erinnert sein wolle!

———

Da verstummte Frau Kirchstück abermals in scheuer Hochachtung, denn Marga rief voll ausgelassener Lustig-



keit: „Unbesorgt, Tantchen! Beleidige einen Ermönyi nicht durch den mindesten Zweifel an seine Existenz! Was

glaubst du von einer zugkräftigen Oper! Sie ist eine unerschöpfliche Goldquelle!"

„Und was glauben Sie von einer Nachtigallenkehle à la Marga?" lachte der Komponist mit aufblitzenden Augen; „ich werde schon Sorge tragen, daß man diesem Sängerlein einen goldenen Käfig baut" und er griff mit beiden Händen in die duftigen Blumensträuße, riß die Blumen heraus und warf sie in duftigem Regen über sein „Feenkind!" Er war plötzlich von einer tollen Lustigkeit, wie oftmals eine Anwandlung wildesten Gefühlsergusses über den „Marmorkühlen" kommen konnte. Marga vermochte kaum ihn zu bestimmen, sie auf dem Korridor zu erwarten, da es die höchste Zeit für sie sei, sich umzukleiden. Just, als Roman voll übermütigen Abschiedes die Thüre öffnen wollte, wich er vor einer hohen, schier majestätischen Frauengestalt zurück, neben welcher seine schmächtige kleine Figur wie ein Schatten vor der Sonne zusammen schrumpfte.

„Benedikta! — Benedikta! —"

Mit lautem Jubel stürmte Marga ihr entgegen und warf sich in ihre Arme, dann riß sie sich wieder los, faßte Romans Hand und zog ihn mit sprechender Geste an sich.

Fräulein von Floringhoven verstand sie. Mit den herzlichsten Glückwünschen bot sie dem jungen Paar beide Hände dar, aber ihr Blick schweifte so jählings und unruhig durch das Zimmer, als suche sie Jemanden.

Roman liebte keine Damen, welche so vornehm imponierend auf ihre Mitwelt herniederblicken wie die Enkelin des Ministers. Obwohl er sich mit der verbindlichsten Miene und höflichsten Geste verneigte, sagte er sehr ungeniert zu Marga: „Bitte, bedeute ihr, daß wir eilig sind und von Freunden erwartet werden!"

Abermals empfand es Benedikta unendlich schmerzlich, wie verlegen und unerquicklich der Verkehr mit einer tauben Persönlichkeit ist; sie vermißte auch in Romans Gesicht jede Spur von zartfühlender Teilnahme, welche sie ermutigt hätte, ihm eine schriftliche Unterhaltung zuzumuten.

Das unangenehme Gefühl, welches sie stets beschlichen, wenn Marga von ihm schrieb und erzählte, drängte sich ihr bei seinem Anblick in noch erhöhtem Maße auf. Die Persönlichkeit Romans wirkte direkt abstoßend auf sie, und ihre wunderbar scharf ausgeprägte Menschenkenntnis durchschaute in ihm den herz- und gefühllosen Egoisten, welcher eine Marga Daja lediglich aus Gewinnsucht an sich fesselte.

Während das Brautpaar in erregtem Ton flüsterte — wie es schien, wollte die Sängerin ihren Bräutigam bestimmen, Baroneß Floringhoven zum Souper einzuladen, was ihm höchst überflüssig und langweilig schien — wandte sich Benedikta an Tante Lore, um auch ihr einen Glückwunsch zu sagen, welcher immer weniger von Herzen kommen wollte. Da sie die Antwort der alten Frau nicht verstand, fuhr sie hastig fort: „War mein Inspektor aus

Floringhof nach der Aufführung schon hier?" Frau Kirchstück schüttelte verständnislos den Kopf, und mit besorgtem Gesicht wandte sich die junge Dame wieder zu Marga, welche ihr mit flehendem Bitten die beschriebene kleine Tafel reichte.

Roman zog sich mit formeller Verbeugung und einem sehr einstudiert gewinnenden Lächeln zurück, während Benedikta sehr freundlich, aber sehr entschieden die Einladung zum gemeinsamen Souper ablehnte.

„Sind Sie zu stolz dazu, liebste Freundin? Roman behauptet es!" kritzelte Marga etwas schmollend nieder, während sie begann, sich voll fliegender Hast umzukleiden.

„Ihr Herr Bräutigam kennt mich nicht, darum kann mich seine Annahme nicht befremden, von Ihnen, liebe Marga, hätte ich ein besseres Verständnis für meine Unfähigkeit, an Gesellschaften teilzunehmen, erwartet."

Benedikta seufzte tief auf und sah so traurig aus, daß Marga voll inniger Teilnahme ihre Hände in die ihren nahm und küßte. Ja, sie wußte es, wie qualvoll der Verkehr mit heiteren Menschen für die Kranke war.

„Haben Sie Eckert nach der Aufführung gesehen, Marga? Nein? — o mein Gott — ich bin so besorgt um den Armen. Fraglos hat er von Ihrer Verlobung gehört, daß er so spurlos verschwunden ist! Und ich hatte mich so sehr bemüht, ihn auf diese Schmerzenskunde vorzubereiten!"

Marga sah jedoch mehr geschmeichelt als bestürzt aus

„Ich war doch sehr nett zu ihm heute, nicht war?“ schrieb sie schnell auf, während Tante Lore und die Kammerjungfer die blonde Perrücke von ihrem Köpfchen löſten.

„Viel zu nett, Sie Turandot! Das hat ihn erst in alle Himmel gehoben, um ihn alsdann desto tiefer stürzen zu lassen. Wenn der nur keinen unüberlegten Streich macht!“

Marga war viel zu ausgelassen, um einen ernsten Gedanken fassen zu können. „Wie sollte er! Da müßte er doch zuvor sein Oberkommando in der Kinderstube um Erlaubnis fragen, ob er ins Wasser gehen darf oder nicht!“

Der ernste Blick Benediktas flammte vorwurfsvoll auf sie nieder. „Marga! Marga! vielleicht klagt Sie sein brechendes Auge schon vor Gottes Richterstuhl an!“

Tante Lore fing vor Schreck an zu weinen, und die junge Sängerin machte plötzlich auch ein ganz betroffenes Gesicht.

„Aber liebste Benedikta — glauben Sie etwa im Ernst?“

„Warum sollte er so spurlos verschwinden, wenn er nicht in höchster Erregung das Theater verlassen hätte?“

Marga schlug mit der kleinen Faust heftig auf den Tisch und stampfte wie ein ungezogenes Kind mit beiden Füßchen auf die Erde. „Zum Kuckuck mit dem albernen Menschen! Was geht er mich denn an? Was habe ich mit ihm zu schaffen?“ rief sie weinerlich, „er stört mir

den ganzen schönen Abend! Warum bildet sich der freche Patron Dinge ein, die sich nicht erfüllen können? Warum wagt er es, seine Augen zu mir zu erheben!"

Fräulein von Floringhoven verstand kein Wort und nahm an, daß ein bitterer Ausbruch von Reue und Angst die arme Marga derart schüttele. Sie legte freundlich tröstend den Arm um sie: „Ich hoffe ja auch zu Gott, daß er vernünftig ist, liebste Marga, daß er vielleicht unten bei Sophie auf mich wartet! — Leben Sie wohl, und kommen Sie bald zu mir, auf daß wir über den heutigen schönen Erfolg noch ausführlich plaudern können, — das heißt, wenn Sie in Ihrem jungen Glück noch Zeit für alte Freunde haben! Wenn Eckert drunten auf mich wartet, sende ich Ihnen sofort Nachricht herauf! Und nochmals Gott befohlen!

Möchte der heutige doppelte Glückstag zum Heil und Segen für Ihr ganzes Leben werden!" Marga neigte ihr Gesichtchen abermals küssend auf die Hand der Sprecherin, diesmal um ihr schamrotes Antlitz zu verstecken — und Benedikta verabschiedete sich von Tante Lore, welche als stumme Jammergestalt noch immer die Augen trocknete. Sie kannte zwar Herrn Eckert nicht und ahnte nicht, um was es sich handelte, aber sie hatte so nahe an das Wasser gebaut, und das leiseste tragische Stichwort genügte, um ihre Thränen haltlos rinnen zu lassen. — Das Weinen war ihr eine liebe Gewohnheit geworden, und gleich wie andere Menschen am Sonntag eine schöne Partie machen, oder als besonderes Vergnügen

Kuchen in den Kaffee stippen, setzte sich Tante Lore behaglich in das Sopha und weinte ein Stückchen zu ihrer Unterhaltung und Erholung.

Als sich die Thüre hinter Fräulein von Floringhoven geschlossen, riß Marga das Spitzentuch vom Tisch und knäulte es ärgerlich in den Händen. „Gott sei Dank ist der Unglücksrabe davon geflattert. Eine bodenlose Rücksichtslosigkeit, mich an dem heutigen Tage derart zu ängstigen und aufzuregen! Mag doch ihr thörichter Onkel Bräsig bleiben, wo der Pfeffer wächst! Hätte viel zu thun, wenn ich hinter allen sentimentalen Jünglingen herlaufen wollte, welche für Marga Daja Feuer fangen! Schnell doch, Tante, mein Kleid her! Wie lange soll Roman warten! Ich glaube wahrhaftig, es hat sich heute alles gegen mich verschworen!" und das Kind bekam wiederum eine Anwandlung jenes kindischen Ungestüms und Eigensinns, welcher Tante Lore stets zu bleichen Wangen ängstigte. Gott sei Lob und Dank, daß sie verlobt war! daß dieses Elend bald aufhören wird! Die Rätin seufzte tief auf und fuhr in ratloser Aufregung mit den Händen in alle Ecken, um das Gesuchte noch lange, lange nicht zu finden. Doris hatte nämlich das Kleid schon längst ihrer jungen Herrin übergeworfen.

„Sag mal, Tante Lore, kommst du eigentlich heute abend mit in das Restaurant? Es gehört sich doch, daß du unsere Verlobung proklamierst und sie in erster Linie mit uns feierst!"

Die Rätin nahm vor Schreck auf dem nächsten Stuhl

Platz. „Ich? . . ich . . soll jetzt noch so furchtbar spät — nach all diesen Aufregungen —“ stotterte sie und lockerte schon wieder das Taschentuch. „O mein Gott, Marga, das hält ja meine schwache Gesundheit nicht aus! Du weißt, ich kann keine Menschen mehr ertragen, und nun gar bis in die Nacht um 2, 3 Uhr dasitzen und Wein trinken! . . Du weißt doch, daß ich überhaupt keinen Wein trinken darf, weil sonst meine Nervenschmerzen unerträglich werden! — Ach, ich bin ja ein so armes, krankes, unglückliches Geschöpf! — —“ Und nun strömten die Thränen haltlos in das weiße Tüchlein nieder. Marga war gereizt und ungeduldig. „Nun, dann bleib doch in drei Teufels Namen zu Hause! Es zwingt dich ja keine Menschenseele! Roman wird mich sicher und wohlbehalten heimbringen; Gott sei Dank hat er ja jetzt ein Recht dazu, mich zu begleiten! Thu mir nur die einzige Liebe und hör mit deinem Geweine auf! Ich bin schon ganz nervös vor Angst, auch nur das mindeste Wort zu sagen, weil du dich ja prinzipiell bei jeder Äußerung in Salzwasser auflöst“ — — — — — — „Ach ja, Gott sei Dank ist ja nun Roman da, um dich zu beschützen! — Als Bräutigam ist es zwar durchaus nicht passend — aber ich denke, es sind noch verschiedene Damen da, und ihr könnt zu Vieren eine Droschke nehmen! . . . . . Ich möchte ja gern meiner Pflicht nachkommen, aber ich kann es nicht mehr, ich arme, wandelnde Leiche! Wenn nur der Onkel in Floringhof und der Vormund ihre Einwilligung zur baldigen Hochzeit geben!“

Marga stand schon im Pelzmantel und Kopfshawl, sie trat jählings zu der Sprecherin heran und legte schmeichelnd den Arm um sie: „Hör, Tantchen, ich habe eine gute, eine sehr gute Idee! Wenn du jetzt so hübsch still und ungestört zu Hause bist, schreibst du an die beiden Gestrengen und meldest meine Verlobung, erzählst recht viel Gutes von Roman und holst die Erlaubnis zur Heirat ein! Sieh mal, es ist ja auch in deinem eigenen Interesse, nicht wahr, du armes Thränenkrüglein? — Aber schreib gleich dabei, nach Floringhof könne ich mit meinem Schatz nicht kommen, dazu sei jetzt absolut keine Zeit! Erst als Ehepaar — im nächsten Sommer machen wir Antrittsvisite! — Also hörst du, Tante, du schreibst!" — und mit einem übermütig zärtlichen Klapps gegen die runzlichen Wangen stürmte Marga Daja durch die Thür, ihrem „Glück" entgegen, welches in Gestalt Roman Ermönyis ihrer harrte und mit einem: „Na, Donnerwetter! das hat heut aber lange gedauert, Liebchen!" entgegen trat.



„Ja, es hat ewig gedauert! Mir kribbelte es auch schon in allen Fingern! Also tröste dich, du Herrlichster von allen, du bist nicht allein nervös!"

Nein, das konnte er schon seit langem merken —

aber er wollte es nicht. Seine Gattin sollte und durfte nicht nervös sein, war sie es, so nahm er keine Notiz davon.

Die ärgerliche Stimmung hielt bei beiden nicht lange vor. Dazu war die freudige Aufregung des Abends viel zu groß, eine Aufregung, welche mehr und mehr wie tolle Leidenschaftlichkeit bei dem Sohne des Halbzigeuners zu Tage trat.

Er hatte stets eine überschwengliche Weise gehabt, seine Liebe zu versichern und zu bekunden, — jetzt, als er endlich ungesehen und ungehört von Fremden seine Erwählte im Arme hielt, dieweil der Wagen im schärfsten Tempo dem Restaurant entgegen sauste, brach sich die Erregung in tausend liebeglühenden Worten Bahn, und berauschte das „Kind" mit dem süßen Gift himmelstürmender Leidenschaft; Marga war geistig viel zu unbedeutend, um solch einen Ausbruch jähen Gefühls richtig zu beurteilen, sie schwelgte in der Überzeugung, über Maß und Ziel geliebt zu sein, und in dem Triumph der Eitelkeit, den unberechenbarsten und launenhaften Künstler so völlig besiegt und lammfromm zu ihren Füßen niedergezwungen zu haben!

Hell wie das Morgenlicht — lächelt die Ferne! Glückliche Sterne, täuschet mich nicht! — wieder klang es in leisem Jubel von ihren Lippen, und hätte sich nicht trotz aller Leichtfertigkeit doch eine Stimme in ihrem Innern geregt: „Wo blieb Eckert?" — hätte sich Marga Daja in der That ein wolkenloses Glück erkauft. — Für wie lange?

Darnach fragte sie nicht.

Der Wagen hielt vor dem glänzend erleuchteten Restaurant, und Roman faßte die junge Braut voll übermütiger Seligkeit, um sie wie ein Kind aus der Equipage zu heben und noch ein paar Schritte über das Trottoir zu tragen.

„Siehst du, Feinsliebchen! so werde ich dich durch dein ganzes Leben hindurch auf Händen tragen!" flüsterte er ihr wie ein Berauschter in das Ohr. —

Die Gasflammen und das elektrische Licht brannten so blendend hell, und dennoch fand Adalbert Eckert nicht Weg und Steg.

Er suchte auch nicht darnach, er schritt gedankenlos wie ein Träumender geradeaus, dahin, wo ihn der Strom des großstädtischen Nachtlebens hintrieb. Wo sollte er hingehen? Er wußte es selber nicht. Er empfand lediglich den Wunsch, möglichst ruhig und von Menschen unbehelligt allein zu sein.

Und hier, unter Hunderten von fremden Leuten, welche an ihm vorüberhasteten, war er allein, ganz allein mit seinen Gedanken.

Die Hitze, die Musik, die Lichter und Leute in dem Opernhaus hatten ihn verwirrt und sein Blut in Wallung gebracht. Da sauste und brauste es durch seinen Kopf, und die bezaubernde Sirene auf der Bühne drunten glich einer Heineschen Spukgestalt, welche des Nachts kommt, den armen, liebestrunkenen Gesellen um Hirn, Herz und Verstand zu bringen.

Jetzt als die Nachtluft frisch und kühl um seine Stirn strich, atmete Eckert auf, als erwache er aus einem wüsten Traum.

Ja, er hatte geträumt. Nicht etwa das Furchtbare, Unerträgliche, daß ein anderer gekommen sei, ihm sein Glück, seine Liebe, seine Marga zu rauben, nein, ein ganz anderer, wunderlicher Traum hatte ihn Wochen und Monde lang gefangen gehalten. Ihm war es gewesen, als liebe er ein Mädchen, ein süßes, anmutiges Kind, welches er zum erstenmal im Floringhofer Inspektorhaus gesehen, wo sie gleich einem lichten Engel in die Stube zu seinen Kindern getreten war, die Kleinen voll herzlicher Neigung zu kosen. Da war es ihm heiß, glühend heiß um das Herz geworden, da hatte er dieses heiße, treuinnige Herz zu eigen gegeben. — Sie war ein verwöhntes, elegantes Prinzeßchen. Schreckte ihn das zurück? Nein. Seine erste Frau, die Tochter des reichen Fabrikanten war wohl noch verwöhnter gewesen, und doch hatte sie sich in den jungen Gutsvolontär des Vaters verliebt und hatte ihn geheiratet, all ihr Glück, all ihr vieles Geld mit ihm teilend, bis der Bankrott der Fabriken sie arm gemacht. — Marga war eine Sängerin. Schreckte ihn das zurück? Wohl niemals aus demütiger Bescheidenheit, denn Adalbert Eckert entstammte einer soliden, hochgeachteten Beamtenfamilie, welche noch der altmodischen Ansicht lebte, daß eine Ehe mit einer Komödiantin stets eine Mesalliance sei. — Er hätte nichts darnach gefragt, denn er liebte Marga mit seiner vollen, großen Ehrlichkeit, weil sie es

ihm mit ihrem süßen Lachen und den blauen Kinderaugen angethan hatte. — Die Kinder waren ja zeitlebens seine Liebe gewesen. — Daß das junge Mädchen ihn unliebenswürdig behandelte, ihn schroff und rücksichtslos kränkte, als sie seine Gefühle erkannte, hatte ihn auch nicht unangenehm berührt, im Gegenteil, er respektierte ihr Wesen als eine achtbare Sprödigkeit, welche sich einem Manne nicht sonder Kampf und Sieg, als allzu schnell erobert, an den Hals werfen will. Er war viel zu harmlos und edel denkend, um die Zurückhaltung Margas als Hochmut zu deuten. Warum sollte sie ihn verschmähen? Seine Vergangenheit war tadellos. Seine Armut kein Verbrechen. Er arbeitete redlich und fleißig um sein täglich Brot, und das reichte aus, um eine Familie anständig zu ernähren.

Daß er ihr keinen Luxus bieten konnte, erachtete er bei seiner großen Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit als kein Hindernis. Die Liebe verlangt ja so wenig, um glücklich zu sein. Gehen Frieden und Eintracht Hand in Hand mit ihr, so ist sie reicher, wie die Könige dieser Welt.

Wenn man so liebe, unschuldige Augen hat, wie Marga, kann man auch nicht an Flitter und Tand hängen, davon war er überzeugt, und seine Seele lebte sich hinein in einen wonnigen Zukunftstraum, dessen Verwirklichung ihm nur noch eine Frage der Zeit deuchte.

Und heute erwachte er, rauh und unbarmherzig aufgerüttelt von der Hand des Schicksals. Er sah Marga

Daja, die Sängerin, und die rosigen Schleier sanken von seinen Augen, daß er klar und deutlich sehen konnte. Was er erblickte — war falsch. — Was er hörte — war falsch. Wie ein Zerrbild innerer und äußerer Schönheit stand sie vor ihm, zusammengesetzt aus Lug und Trug, welche im Lampenlicht wohl die Augen blendet, die grelle Tagessonne der Wahrheit aber nicht vertragen kann.



Das harmonische Ganze, von welchem er geträumt, war eitel Stückwerk, und das Herz, um welches er in treuer Liebe werben wollte, feilschte mit Gold und Lorbeer um ein anderes Glück, welches nicht der Himmel, sondern die betrügerische Welt verkauft.

Ein schwerer Traum und ein bitteres Erwachen machen Leib und Seele zerschlagen und müder noch, wie zuvor. Auch bei Eckert?

Wie im Halbschlaf schreitet er dahin, im Kampfe gegen sich selber ringend, die Fessel dieser Müdigkeit abzustreifen. Und wie er emporblickt, wo die Sterne so freundlich leuchten, da deucht's ihm, als blickten die Augen seiner Kinder auf

ihn nieder. Wie Spuk und böser Zauber verfliegt der letzte Rest eines krankhaften Wehs. Tief aufatmend bleibt er stehen und lächelt: „Gott im Himmel sei gelobt, daß er meine Kleinen vor einer solchen Stiefmutter bewahrte!" murmelte er. Ein Gefühl froher Erleichterung überkommt ihn.

Mit hellen Augen blickt er sich um.

Wohin ist er in der großen, fremden Stadt geraten? Vor ihm, in der weniger belebten Straße schreiten zwei Herren.

„Ich habe Dürst, Verehrtester!" lacht der eine, „und da wir so nahe an der Quelle sind, lassen Sie uns Einkehr halten und den alten Adam regelrecht in einem Glase Kulmbacher oder Niersteiner ersäufen; je nachdem Ihr Herz für Bayern oder das Rheinland schlägt!"

„Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht, sondern geh voran!" antwortet der andere lustig. „Sie wissen, daß ich kein Spielverderber bin, amico!"

Ein frischer Trunk!

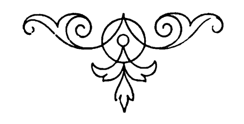
Eckert empfindet es plötzlich, daß ihm der Hals wie ausgetrocknet ist. Das flüchtige, kaum angerührte Nachtmahl bei der Baroneß ist das einzige gewesen, was er tagsüber, während der Reise, genossen. Nun verlangt die Natur ihr Recht.

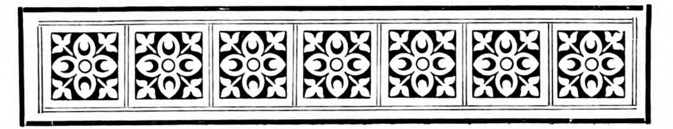
Es ist dem Inspektor so leicht und froh um das Herz gewesen, daß er das Haupt in den Nacken schüttelt wie ein Löwe, welcher die Bande und Ketten zerissen und sich seiner Freiheit freut. Nun will er auf das Wohl jenes

klugen, wackeren Mädchens trinken, welches ihm die Augen geöffnet.

Die Herren vor ihm biegen in einen strahlend erleuchteten, palmengeschmückten Hausflur ein. Befrackte Kellner treten ihnen entgegen und Bratenduft durchzieht die Luft.

Eckert folgt mechanisch und tritt ein.





XI.

Wieder umfing den Eintretenden elektrisches Licht, durch farbiges Glas gedämpft und von aufkräuselndem Tabaksrauch zart verschleiert. Eine seltsame Luft weht ihm entgegen, das undefinierbare Gemisch, welches durch elegante Restaurationsräume der Großstadt weht.

Starke Parfüms verschiedenster Art, von Damen und Halbdamen hereingetragen, untermischt durch feine Cigarettendüfte und die Wölkchen schwerer Havannas, durch die Blume guter Weine und das appetitliche Aroma alles dessen, was die erlesene Speisekarte aufweist, und schließlich gekrönt durch den berauschend süßen Hauch, welcher den Veilchen und Maiglöckchen entströmt, welche unermüdlich von blassen Kindern oder übernächtigten Mädchen feilgeboten werden. Der Gasgeruch ist durch das Glühlicht verdrängt, er gehörte ehemals unlöslich zu diesem Gemisch, und der feine Beobachter des Nachtlebens konnte sich oft an Physiognomien eintretender Dandys und anspruchsvoller Damen ergötzen, deren erhobenes Gesicht mit den „witternd" aufgeblähten Nüstern stets die dumme Frage verkörperten: „Riecht es hier nicht nach Gas?" — Tempi passati. — Die spiegelblanken Cylinder schwanken jetzt beim Eintreten nicht mehr rückwärts, — sie steuern unbehelligt im strahlenden, duftlosen Glanz des „Elektrischen" den weißen Marmortischchen entgegen, welchen ein einziger Wink mit der Speisefolge, binnen Sekunden ein zauberhaftes „Deck dich!" befiehlt.

Momentan stand Eckert und blickte sich in dem säulengetragenen, blumengeschmückten Saal um, welcher um diese Zeit, nach Schluß der Theater, den höchsten Stand der anschwellenden Menschenflut erreicht hatte.

Ein paar Gesichter wandten sich ihm gleichgültig zu, zwei — an einem Tischchen allein sitzende, etwas auffallende Damen blitzten ihn mit dunklen Augen ermutigend

an, — — die Einfalt vom Lande schritt harmlos an ihnen vorüber, einem Nebenzimmer zu, welches weniger besucht erschien.

Ein langer, bedeutend schmälerer Raum, welcher nischenartige Seitenkabinetts aufweist.

Hier wird wohl ein stilles, menschenleeres Plätzchen zu finden sein.

Als er langsam vorwärts schreitet, ertönt aus einer der Nischen, in welcher eine elegant gedeckte Tafel steht, jubelndes Hoch und Gläserklingen: „Marga Daja! Roman Ermönyi!" klingt es grell in die Ohren des Inspektors, und wie vom Blitz getroffen steht er still und starrt auf die also Lärmenden.

Ein jäher Schreck lähmt ihm die Füße.

Vor ihm, von dem Arm des jungen Komponisten umschlungen, steht Marga, mit glühenden Wangen und strahlenden Augen reihum anzustoßen! Die Gläser bieten sich ihr entgegen. Lachende Lippen, weinselige Augen grüßen die reizende Braut.

„Hoch das Brautpaar! Hoch der unsterbliche Lorbeer!" klingt es abermals von den Lippen des korpulenten Herrn, welchen Eckert schon in der Schauspielerloge genugsam kennen gelernt, und indem Marga ihm lachend Bescheid thut, wendet sie das Köpfchen.

Ihr Blick schweift weiter — und plötzlich brennt er in den weit aufgerissenen Augen des Inspektors. Momentan starrt sie ihn sprachlos an, dann ringt sich ein heller Jubellaut von ihren Lippen, und sich jählings aus dem Arm

des Verlobten befreiend, stößt sie den Stuhl zurück und stürmt dem Gast aus Floringhof entgegen.

„Eckert! Eckert!“ lachte sie. „Gott sei Dank, daß Sie Ausreißer wieder da sind! Wo haben Sie böser Mensch gesteckt? Etwa als ‚Mullah auf verbotenen Wegen‘ wandelnd? Schämen Sie sich, Sie solider Mann! Wir dachten ja wirklich schon, eine unglückliche Liebe habe Sie kopfüber in den Kanal getrieben!“

Aller Augen blickten höchlichst überrascht auf den riesenhaften Mann, vor welchem Marga Daja wie ein bunter Schmetterling gaukelt, ihn an beiden Händen zu dem Tisch heranziehend.

„Hier, meine Herrschaften!“ ruft sie übermütig, „ein Mann, welcher Durst nach Wein und Appetit auf junge Mädchenherzen verspürt! Laßt ihn nicht verschmachten!“

„Fräulein Marga —“ stottert Eckert mit ernstem Gesicht, „ich bedauere lebhaft, nicht Platz nehmen zu können — —“

„Papperlapap! Warum nicht? Hat Baroneß Sie nur hierher geschickt, mich durch Ihren Anblick aus den tausend Sorgen um Ihr junges Leben zu erlösen?

„Baroneß?“

„Nun ja, kommen Sie nicht von ihr?“

„Nein, Fräulein Marga — —“

„Um so besser!“ sie lacht silberhell auf, „so folgten Sie aus eigenem Antriebe errötend meinen Spuren! Und wollen nicht Platz nehmen? — Thorheit! Sie werden

doch nicht so ungalant sein, es zu verweigern, auf mein Wohl zu trinken?"

„Gewiß nicht! — — Aber . . . es ist schon sehr spät —"

„Warum kamen Sie denn hierher?!"

Nun wird er blutrot. „Ich wollte in aller Eile noch ein Glas Bier trinken! Ich ahnte wirklich nicht, daß ich Sie hier treffen würde, Fräulein Marga!"

„Dann fällt Ihnen dieses Glück also ganz unverdienterweise in den Schoß? lächelt Roman, mit höflicher Verbeugung näher tretend, „und doppelt unverantwortlich wäre es, wollten Sie es nicht beim Schopfe fassen! — Darf ich bitten, liebe Marga, mich deinem überraschenden Besuch bekannt zu machen?"

Marga legte ungeniert ihre Hand auf den Arm des Inspektors und führte ihn vor den Stuhl, welchen ein Kellner diensteifrig an die Tafel geschoben, dann zeigte sie mit großer Geste auf den Fremden und rief voll Pathos: „Meine Herrschaften, heißen Sie einen Mann willkommen, welchem ich mein Leben verdanke —"

„Donnerwetter — Ihr Vater?" grunzte der Baß voll Humor, ein homerisches Gelächter veranlassend, welches sich erst allmählich wieder legte.

„Abscheulich!" schmollte Marga, „daß Sie doch auch niemals Stimmung halten können, Kranzlow!"

„Bin ich eine Baßgeige?"

„Mit dem Unterschiede, daß nicht Sie, sondern meist Ihre Umgebung durch Sie verstimmt ist!"

„Erlauben Sie mal —“

„Still! — Weiter im Text! Wenn also nicht Papa, dann doch Lebensretter!“

„Hört, hört!“

„Jawohl, ganz richtig, mein Lebensretter! — Stellen Sie sich vor, meine Herrschaften, — versetzen Sie sich in einen bitter-bitter-grimmig kalten Schneesturm.“

„Brr . . ich zittre vor Kälte! — Kellner! Einen heißen Grog!“

„Nicht unterbrechen, Kranzlow! Lieber die Zunge erfrieren, als wie einer Dame das Wort abschneiden.“

„Also ein grimmig kalter Schneesturm — —“

„Ich sage Ihnen, meine Herrschaften, ein Wetter, wie Sie es sich hier in der Friedrich- oder Leipzigerstraße überhaupt gar nicht vorstellen können — —“

„Kellner! Malen Sie uns zur besseren Veranschaulichung einen Schneesturm an die Wand!“

„Schreien Sie nicht so! Sie singen ja soeben nicht den Sarastro!“

„Kellner! Treten Sie mal den Herrn hier tot! Er unterbricht uns immer!“

„Ruhe! — Es haben nur immer zwölf auf einmal das Wort!“

„Also, ein schrecklicher Schneesturm — —“

„Baroneß Floringhoven und ich hatten einen Parforcereiter gerettet, — — o, wenn Sie ahnten, wen, meine Herrschaften — Sie wären starr vor Hochachtung —“

„Ganz recht, ich war's!“

„Sie ritten Parforce? Au! — Gingen Schusters Rappen mit Ihnen durch?“

Kranzlow hob den Stiefel und schaute auf die Sohle. „Ganz recht, sie gehen sogar schon wieder durch!“

„Au! Au! Haut ihn!“

„Still doch! Es wird ja so interessant! Also Marga rettete eine sehr respektable Persönlichkeit!“

„Gewiß Herrn Abbs! Der ist so ‚par force‘ —“

„Ja wir retteten! Und ließen den Verunglückten in unserem Schlitten transportieren.“

„Wo ist die Medaille? Ich will erst die Medaille sehen, ehe ich es glaube!“

„Hier ist sie!“ — Marga versetzte dem Ruhestörer einen Nasenstüber und fuhr eifrig fort: „Allein — mutterseelenallein standen wir im tiefverschneiten Winterwald —“

„Haben Sie schon mal einen tiefverschneiten Sommerwald gesehen?“

„Zitternd vor Kälte, Sturm und Grausen! — Mit brechenden Knien rangen wir uns dem fernen Schloß entgegen —“

„Warum war denn den Knien so übel geworden?“

Marga stampfte wie ein ungeduldiges Kind mit dem Füßchen und wandte sich anklagend zu Ermönyi.

„Er ist unerträglich, Roman!“

„Das habe ich Ihnen ja gleich gesagt, daß ‚er, Ihr Roman‘, unerträglich ist! Sie wollen sich aber trotzdem mit ihm verloben!“

„Laß nur, Marga, wir laden nachher die großen Kanonen am Kastanienwäldchen und schießen den Sünder zollweise tot!“

„Aber dann bitte mit dem neuen Pulver! Ich bin Nichtraucher!“

Kolossale Freude. „Ignorieren Sie ihn doch, Marga, Sie wissen, daß dieser verlorene Sohn unverbesserlich ist!“

„Wer zahlt Finderlohn, wenn ich ihn wiederfinde?“

„Ich! — hier . . . einen Handschuhknopp zum ersten!!“

„Weiter doch, weiter!! — Also Sie starben beinahe im Schnee! — Waren Wölfe oder Bären in der Nähe?“ forschte die Naive mit rädergroßen Angstaugen.

„Wie sollen denn Bären dahin kommen! Ermönyi bindet die seinen ja nur hier in der Residenz an!“

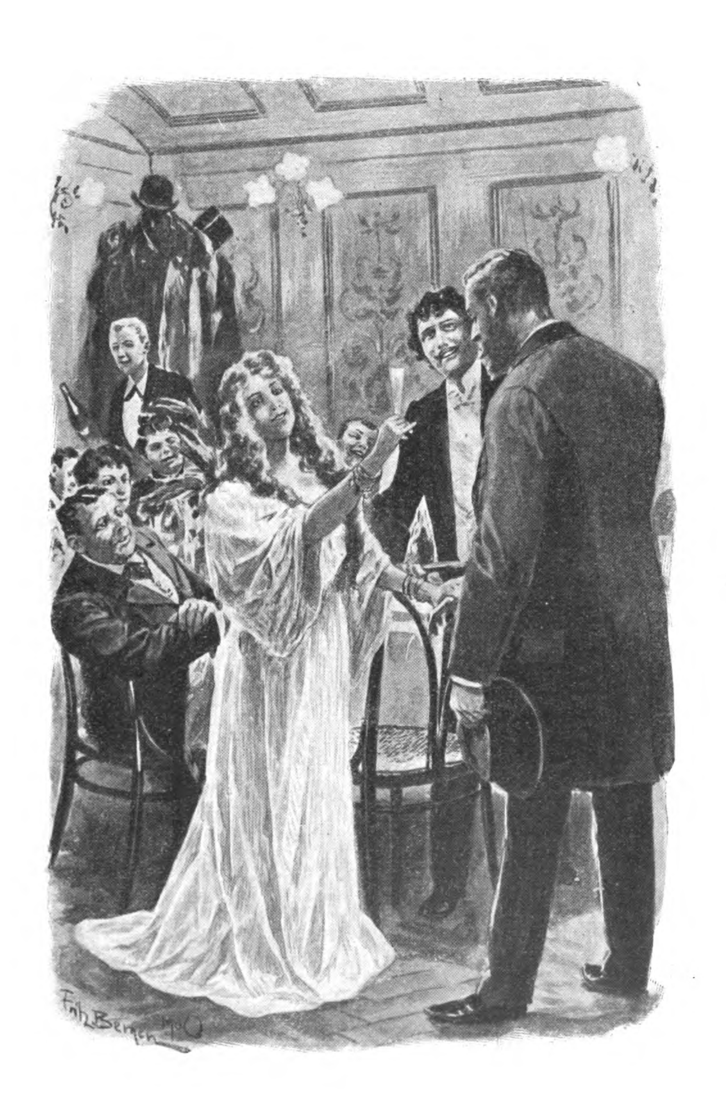
„Da die Wälder so endlos bei Floringhof sind, konnte ich es immerhin nicht wissen! Außerdem hatten sich vor etlichen Jahren Räuber darin aufgehalten!“

„Sehr wahr, zur Zeit des Faustrechts durchstreiften Buschklepperbanden die ganze Gegend. Etwas früher noch, als Thüringen noch ein Stück Ostsee war und die Meeresfluten den Inselberg umspülten — daher der Name — sollen sogar Piraten per Schiff über die Schloßtürme von Floringhof hinweggefahren sein!“

Kranzlow sah sehr ernst aus, als er dieses sagte, und trank sein Glas bis auf den letzten Tropfen aus.

„Wie lange mußten sie denn in dem Wald aushalten?“

„O — es waren wohl ein paar Stunden! Da — in der höchsten Not, als ich schon in den Schnee nieder-



sank und eben die Augen zum Todesschlaf schließen wollte —"

„Wozu solche Umstände? Ich hätte sie ruhig offen gelassen."

„Als ich noch einmal so recht wehmütig hierher dachte — an Euch Alle, liebe Kinder —"

„Wenn Sie meiner man blos im Testament gedacht hätten, holde Daja — das würde mich am meisten gerührt haben — —" schluchzte Kranzlow in seine Serviette.

„Da nahte plötzlich hoch zu Roß der Retter in der Not!"

„Um mir meine Erbschaft wieder abzujagen!! —"

„Hier, dieser brave, vortreffliche Mann, Herr Inspektor Eckert!" — Marga hob mit zauberischem Lächeln ihr Glas zu dem Genannten — „welcher mich empor in seinen Sattel nahm, wie der Riese das Königskind, welcher mich und mein Leben aufs neue der Welt wiederschenkte —"

„Grundgütiger! jetzt genießt der gute Kerl schon wieder Mutterfreuden!"

„Und welchen ich darum als getreuen Freund und Gast in diesem frohen Kreis willkommen heiße!"

Jubelndes Halloh. „Hoch klingt das Lied vom braven Mann — wie Orgelton und Glockenklang! Hoch! Hoch! — hoch!!"

Ermönyi drückte dem Gefeierten stürmisch die Hand und dankte ihm nicht nur für Margas gerettetes Leben, sondern auch für ihre wohlerhaltene Kehle, ohne welche ja eine Sängerin keinen Wert habe!

Das klang im Munde eines Bräutigams und zärtlichen Liebhabers etwas seltsam und Eckert starrte den Sprecher auch höchlichst betroffen an: im Wein soll ja Wahrheit liegen, — wäre es in diesem Augenblick der Fall, würde es eine greuliche Wahrheit sein.

Das Vorspiel der Vorstellung hatte etwas lange gedauert und charakterisierte die Gesellschaft, in welche der Inspektor eingeführt wurde.

In einen Schwarm übermutstoller Geister, welche den ernsten, so wenig zur Heiterkeit aufgelegten Mann umtollten, war er wider Willen hineingedrängt, und jetzt, als die Namen der Festteilnehmer wirr vor seinem Ohr klangen, als ihm voll gemütlicher Ungeniertheit die Hände entgegengestreckt wurden und man seinen Stuhl ganz wie selbstverständlich der Tafelrunde einreihte, da war es wohl unmöglich, einen passenden Vorwand zu finden, diesem Kreise den Rücken zu kehren.

Wunderlich! Soeben hatte er den festen, freudigen Entschluß gefaßt, dem Trugbild, welches seines Herzens Ruhe gestört, für ewige Zeit zu entsagen und sich auf Nimmerwiedersehen von ihm zu wenden, und eine halbe Stunde später spült ihn eine unbegreifliche und unberechenbare Lebenswoge just in ihre Nähe zurück.

Nun saß er Marga Daja abermals gegenüber, und als er sie ansah, als er ihre ausgelassene Stimme hörte und merkte, daß sie sich besonders bemühte, ihn durch Liebenswürdigkeit und Anmut aufs neue zu umstricken, da kam ihm plötzlich das Verständnis, warum er noch

einmal ihren Weg kreuzen sollte. — Um sich und seine männliche Standhaftigkeit zu prüfen, um sich zu überzeugen, daß seine Augen wirklich und wahrhaftig sehend geworden waren.

Die Marga, welche sich ihm soeben wieder in kecker Weinlaune und angeheiterter Gesellschaft zeigte, verlor den letzten, schwachen Schimmer jenes Glorienscheins, welchen seine anbetende Liebe ihr ehemals um das Köpfchen gezaubert.

So wie er sie jetzt kennen lernte, entsprach sie in nichts mehr dem Ideal, welches er sich von ihr geschaffen. Adalbert Eckert, der stille, streng denkende Mann, welcher in den solidesten Grundsätzen erzogen, die höchsten Anforderungen an eine edle Weiblichkeit stellte, fühlte sich durch den leichtlebigen Ton, die freien Scherze und seltsame Vertraulichkeit des Verkehrs, geradezu abgestoßen.

Wie Entsetzen überkam es ihn bei dem Gedanken, diese lustigen Freunde Margas womöglich in der trauten, feierlich stillen Stube seines Inspektorhauses zu empfangen, sie als unlösliches Gefolge seiner Frau mit in den Kauf nehmen zu müssen. Nein, diese ausgelassene Marga, welcher der Wein das Köpfchen rötet und die Zunge löst, welche immer ungenierter scherzt und lacht, und in überschwenglicher Weise ihren Erfolg, in geräuschvollster Art ihr junges Brautglück feiert, die gefällt ihm ganz und gar nicht mehr, und er staunt sich selber an, wie nüchtern und unempfindlich er ihr gegenüber sitzt, selbst unter ihren

leuchtendsten Blicken und Gunstbezeugungen mit keiner Wimper zu zucken.

Marga hat den neugierig forschenden Damen ohne alle Diskretion laut lachend erzählt, daß Herr Eckert ein junger, sehr annehmbarer Witwer in gesichertster Lebensstellung sei, daß sie selber „beinahe“ Feuer für diesen blonden Herkules gefangen hätte, wenn nicht Roman, der süße Bösewicht, kurz zuvor ihr Herzlein gestohlen hätte“ — und was dergleichen Dinge mehr waren.

Nun hatte sich die Naive mit den krausen Tituslöckchen und der niedlichen Stumpfnase sehr kindlich vertraut neben ihn gesetzt, ihn mit allem Raffinement und aller Kunst zu bezaubern.

Sie schenkte ihm, ohne im mindesten aufgefordert zu sein, von den Blumen, welche sie an der Brust trug, schenkte ihm, stets dringlicher nötigend, das Glas voll und stieß mit ihm auf Glück und Liebe, auf seliges Finden und Binden an. Ja, sie erzählte ihm sogar voll herziger Unschuld, daß sie heute nacht schon von ihm geträumt habe, von einem großen, blondbärtigen Herrn, Zug für Zug das Angesicht des Inspektors, welcher wie mit Sturmesflügeln hinter ihr hergeeilt sei. Sie habe sich anfänglich schrecklich gefürchtet, bis sie schließlich wie ein gehetztes Wild vor ihm auf die Knie gesunken sei. Da habe er sie mit innigem Blick empor an seine Brust gezogen, habe sie geküßt und ihr einen Ring angesteckt. —“

So leise, wie sie auch geflüstert hatte, die Nachbarin zur Rechten Eckerts hatte sie dennoch verstanden.

Sie hob das spitze Gesicht mit sehr ironischem Lächeln. „Träume sind Schäume, liebe Marietta", spottete sie, und Träume, welche man erzählt, werden überhaupt niemals wahr!"

Mariettas jugendliches Gesichtchen sah einen Augenblick recht alt aus, dann lachte sie scharf auf: „Darum eben erzähle ich ja, Teuerste! — Wäre es nicht schrecklich, wenn Herr Eckert mich halb tot hetzen wollte? Sie wissen, ich liebe nicht sonderlich eine Promenade zu Fuß, fahre lieber in der Droschke — und nun gar einen Dauerlauf!"

„Gewiß, gewiß, das Vorspiel hat ja in der Regel mit dem Inhalt der Oper nur so viel zu schaffen, daß es Stimmung machen soll! — Herr Eckert nehmen Sie sich vor der kleinen Hexe in Acht! Sie ist den Männern sehr gefährlich und hat schon manchen durch liebliche Träume über die fatale Wirklichkeit hinweggetäuscht!"

Eckert ist es unmöglich, in einen derartigen Ton einzustimmen. Derselbe ist für die Begriffe der leichtdenkenden und leichtlebenden großstädtischen Künstler ein äußerst solider und anständiger. Dem Inspektor aber, welcher einen wirklich frivolen Verkehr noch nicht kennen gelernt, deucht die übermütige, unverblümte Weise der Gesellschaft entsetzlich.

Die Stimmung wird immer gehobener, der Wein treibt das Blut stets hitziger durch die Adern, und der, welcher ihm am unersättlichsten zuspricht, ist Roman Ermönyi.

Die Zügellosigkeit seines Temperaments, die rücksichts-

lose Willkür seines nie gehegten und gepflegten Wesens, sie brechen durch die Glasur, welche es in Form blasierter Gelassenheit und interessanter Nonchalance für gewöhnlich überzieht.

Die Freude über den Erfolg — sowohl vor wie hinter den Coulissen, welche er zuvor zurückgedämmt hatte, um sich nichts durch dieselbe zu vergeben, schäumt jetzt desto maßloßer über und wird unter dem Einfluß des Champagners zu einem Rausch, welcher ihn nicht mehr denken und überlegen läßt.

Sein Benehmen gegen Marga entbehrt jeder Würde und jeden Respekts, und es gehört die ganze Harmlosigkeit und verblendete Eingenommenheit dieses „Kindes" dazu, um das Ungehörige in dem Benehmen dieses Mannes nicht zu durchschauen.

Wer aber vermöchte das überhaupt in einem Kreise, dessen Glieder fast sämtlich durch verglaste Augen blicken, deren Sinne sich immer rosiger umnebeln, je weiter der Zeiger auf der Uhr vorrückt, je öfter die leeren Flaschen gegen volle umgetauscht werden.

Eckert ist wohl der einzige, welcher als steinerner Gast, unberührt und unverändert auf seinem Platz sitzt, wie ein grauer Felsen, um welchen schäumende Flut ihre Wellen wirft, um welchen die Nixen ungestört und ungewürdigt ihr Spiel treiben, vergeblich ihre bethörenden Lieder singen und unerhört die weißen Arme heben.

Sein steifes, abweisendes Benehmen reizt die Damen ganz besonders — um der Seltenheit willen — und die

Eitelkeit, diesen Schneemann mit feurigen Blicken und Worten zu schmelzen, treibt die Damen in einen kecken Wettstreit, bei welchem sich selbst Marga Daja, die junge Braut, voll übermütiger Laune beteiligt.

Roman ist ja nicht eifersüchtig.

Er selber versichert es und verlangt von seiner Zukünftigen dieselbe Vernunft als Gegenleistung.

Adalberts starrer Blick trifft ihn.

„Sie werden es erlauben, Herr Ermönyi, daß Ihre junge Frau noch als Sängerin auftritt?“

Hätte er türkisch gesprochen, würde seine Frage dem Komponisten kaum unverständlicher sein.

„Na versteht sich, erst recht! Warum etwa nicht?“ fragt er mit zusammengekniffenen Augen, „glauben Sie, man läßt heutzutage einen Schatz in der Kehle ruhen, ohne ihn zu heben.“

„Sie werden es gleichgültig ansehen, wie Ihre Gattin als bezauberndes, sinnbethörendes Wesen, wie sie es heute abend war, auf den Brettern steht und alle Männerherzen in Flammen setzt?“

„Ah! bravo! bravo! Daja, bedanken Sie sich für dieses unfreiwillige Kompliment!“

Ermönyis Lippen verziehen sich ironisch: „Gleichgültig? o, nein, so gleichgültig wird es mir gerade nicht sein, im Gegenteil, ich würde sehr böse werden, wenn meine Gattin nur einhundert Männerherzen erobern wollte, wenn achthundert in dem Theater anwesend sind!“

„Sie würden aber jeden Einzelnen würgen, Herr

Eckert, der es wagte, Ihre Frau auf der Bühne anzusehen?“ jubelt die Naive mit zärtlichem Blick.

„Natürlich! Wer weiß, ob der Dynamitattentäter des Liceotheaters nicht auch nur der eifersüchtige Gemahl einer Diva war!“

„Faktisch, Inspektorchen, würden Sie eifersüchtig sein?“ Eckerts Blick schweift ruhig über die Tumultuanten.

„Fraglos würde ich es sein, ich würde nie eine Frau heiraten, um sie mit der halben Welt zu teilen!“

„Nein, du wirst nicht — nein, du wirst nicht, süßer Junge!“ flötet die Naive als Zerline aus dem Don Juan, und sie schmiegt sich so nah an den Sprecher, daß ihr Lockenköpfchen beinahe auf seiner Schulter ruht.

Ermönyi lacht schallend auf. „Gottlob, daß der Geschmack verschieden ist. Was sollte aus den Opernhäusern werden, wenn ein Othello jede Thür bewachte! Sie haben gut gethan, Herr Eckert, sich auf das Krautpflanzen und Kartoffelernten gelegt zu haben, anstatt zu komponieren, dichten und singen — es ist die Rettung für Darsteller und Publikum! Sehen Sie, ich denke ganz anders darüber! Ich werde selber die Toiletten meiner Frau kontrollieren, dieselben so verführerisch und prickelnd wie möglich zu gestalten, ich selber werde ihr die Anbeter zuführen, damit die Schar ihrer Vasallen anwachse wie die Sterne am Himmel, wie der Sand am Meer!“

Hochaufgerichtet saß Adalbert und schaute mit bleichem Antlitz in das hochgerötete Gesicht des Sprechers, aus dessen Augen in diesem Moment eine — ihm deuchte es

— tierische Gemeinheit funkelte. Marga hatte lachend die Arme um ihn geschlungen und schien gar nicht zu ahnen, was der Mann ihrer Wahl ihr mit seinen Worten anthat.

„So, so —“ nickte Eckert mechanisch, und dann fragte er plötzlich mit rauher, lauter Stimme: „Lieben Sie denn Ihre Braut und künftige Gemahlin, Herr Ermönyi — lieben Sie Marga Daja?“ —

Jubelndes, — nicht endenwollendes Gelächter.

Auch Roman lacht, daß sich das Weiße seiner Augen rot färbt. Er reißt seiner Braut das Glas aus der Hand, welches sie soeben zum Mund geführt hat, schwingt es hoch und singt mit heiserer Kehle:

„Die Engel nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel nennen es Höllenleid,
Die Menschen nennen es Liebe!“ —

„Liebe, Liebe!“ wiederholte der Chor johlend, dieweil Ermönyi die zarte Gestalt „des Kindes“ an sich preßt, gleich wie ein Sturmwind, welcher die weißen Rosen mit rauher Hand packt und entblättert. Er stürzte den Wein hinab, füllt das Glas noch ein=, zweimal und leert seinen Inhalt mit unersättlicher Gier. Dann atmet er tief auf und schiebt Marga zurück, um sich mit beiden Armen auf den Tisch zu legen.

Sein ganzes Benehmen trägt den Stempel großer Unmanier und verrät bedeutenden Mangel an Bildung.

„Ob ich meine Braut liebe, Herr Eckert?“ fragte er sichtlich belustigt: „Ja! ich liebe sie. Denken Sie an — ich liebe sie! — Aber auf meine Art — nicht auf die

Ihre! Bei Ihnen und allen anderen Alltagsmenschen, welche nicht unter dem Sternbild der Lyra und nicht im Zeichen eines Apoll geboren sind, bedeutet die Liebe nichts



anderes als wie Tyrannei, als wie eine Kette, welche Sklaven fesselt und ihnen die Gelenke wundreibt! — Liebe! Was bedeutet dem braven Bürger, dem ehrenhaften Soldaten und Beamten, dem nüchternen, beschränkten Arbeiter wohl das Wörtlein Liebe? — Es ist das Namensschild

für den Käfig, in welchen sich die ‚verliebten‘, pflicht-getreuen Ehegatten gegenseitig einsperren, und an dessen Gitter sie dennoch zeitlebens ingrimmig rütteln, wie ein König der Freiheit, welcher in unwürdigen und unnatürlichen Banden schmachtet. — Ja, sehen Sie mich nur an, Sie Anbeter dieses Käfigs! Klingt Ihnen die Predigt eines Freiheitsapostels so fremd in den Ohren? Dann hören sie nur weiter! Hören und lernen Sie! Ich bin ein Mann, welcher die unbeschränkte Selbständigkeit über alles schätzt, welcher sie für sich selber unbedingt verlangt, und welcher sie auch anderen in demselben Maße gönnt! Leben und leben lassen. — Es gibt kein Glück, welches in irgend einer Hinsicht, und sei es selbst in der geringsten, eine Zwangsjacke trägt, — es gibt kein Glück, welches permanent Rücksichten nehmen soll, sich fügen und bequemen, so wie es ein fremder Wille oder irgend eine Mode bedingt. Alles, was vorgeschrieben wird, ist ein Zwang, und jeder Zwang ist unerträglich. Ich liebe die Freiheit, nicht nur in der Liebe, sondern in allen Dingen. Ich hasse jede Stellung, welche den Mann bindet und knechtet, ich hasse jede Vorschrift, welche ‚höherer‘ Wille diktiert, sei es der des Königs, derjenige der Polizei oder eines Agitators, welcher unter der schönsten Devise ‚für die Freiheit‘ lediglich ein neues Regiment in anderer Façon heraufrevolutionieren will. — Wer befiehlt, ist ja gleichgültig, ob nur einer — oder der wüste Haufen des Volkes, — ich mag mir von keinem befehlen lassen, nicht von Männer-, nicht von Weiberhänden, — selbst

von diesen allerkleinsten nicht. Ich erkenne nur einen Willen an, und das ist der meine. Ich stelle es meiner Frau aber auch frei, ganz genau ebenso zu denken und zu thun — —"

„Himmel! wenn niemand sich fügen und nachgeben will, was für einen permanenten Spektakel soll das im Hause geben?" lachte die Naive hell auf.

„Spektakel?" Roman zückte die Achseln. „Narrheit. Es geht eben jedes den Weg, welcher ihm zusagt."

„Bravo! — Sehr vernünftig! Ermönyi soll leben!" jubelten die Stimmen der Zuhörer, welche sich absolut nicht in der Laune befanden, lange Reden mit anzuhören; Kranzlow hob sein Glas und stieß lebhaft mit Marga an: „Na dann rate ich Ihnen, schöne Daja, nehmen Sie gleich am Hochzeitstage ein Rundreisebillet um die Erde, damit Sie sich noch einmal im Leben mit Ihrem Gatten begegnen!"

„Und Sie sind mit den Ansichten Ihres Bräutigams einverstanden?" fragte die schlanke Nachbarin zur Rechten Adalberts, nicht ohne boshaftes Blinzeln gegen die Kollegin, über die Tafel herüber.

Marga blickte wie verklärt zu Roman empor: „Gewiß, ich bin es! Sein eiserner Wille imponiert mir! Ich liebe das Rauhe und Energische an dem Mann." Das hatte sie Eckert schon damals versichert, als sie während des Ritts im Schnee seine „schwächliche" Vaterliebe verspottete.

Schweigend starrte er nieder in sein Glas, und während Kranzlow ein übermütiges, nicht allzu zartes Couplet an-

stimmte, welches die Freiheit der Liebe pries, während die Stimmung an der Tafel schon in jenes wundersame Gemisch von gewaltsamer Berauschtheit und Übermüdung einlenkte, zog er die Uhr und blickte darauf nieder. Es war die zweite Stunde.

Die Naive riß ihm die Kette aus der Hand, und die schlanke Blondine zwang ihn mit kräftigen Armen auf den Stuhl zurück: „Was da!! kein Spielverderber sein! Wie dürfen Sie aufbrechen, ehe die würdige Mama da drüben befiehlt —“

„An diesem Tisch huldigt man dem eigenen Willen!“ gab Eckert scharf zurück.

„Bravo! Famos gegeben!“

„Dem eigenen Willen? Nur in Liebesdingen, Inspektorchen!“

„Ganz recht! — fesselt ihn, Kinder!“

„Er gehorcht ja der Liebe nicht!“

„Kusch dich, Löwe! kusch!“

„Ha — da hab' ich's liebe Händchen“ — trällerte Zerline abermals.

„Kinder, ich weiß eine schöne Geschichte —“

„Hört, hört!“

„Kranzlow hat das Wort!“

„Wer kann schneller rennen — ein blindes oder ein sehendes Huhn?“

Stürmisches Durcheinander. „Wer's rät, darf dem Kellner einen Kuß geben!“

„Auflösung, Kranzlow!“

Der Gesangskomiker zog eine verschmitzte Grimasse.

„Ihr wißt's nicht, Kinder?“ Schämt Euch! 's liegt ja so auf der Hand. Das blinde Huhn kann besser laufen, das steht doch außer allem Zweifel!“

„So? und warum denn?'

Kranzlow rückte vorsichtshalber an die Wand.

„Nun . . . weil es keine Hühneraugen hat!!“

Riesiger Lärm.

Selbst der schlaftrunkene Kellner, welcher wie ein blasses Bild des Jammers um den Tisch gleitet, verzieht das Gesicht zu einem traumhaften Lächeln.

Und weiter wird getrunken, immer weiter, bis sich Roman Ermönyi mit stierem Blick nach vorne neigt, und Marga abgespannt aufsteht.

„Nehmt es mir nicht übel, Kinder — ich muß nach Hause!“

„Nach Hause gehn wir nicht, nach Hause gehn wir lange nicht!“ lallt Roman und tastet nach dem Glas.

„Noch ein Hoch auf den Erfolg und auf das Brautpaar!“

„Hoch! Hoch! Hoch!“

Der Komponist erhebt sich wankend, steht einen Augenblick und sinkt schwer auf den Stuhl zurück.

„Kinder! Kinder!! Leutchen — er hat einen Schwipps!“ lachte Marga harmlos.

„Einen kolossalen Schwipps! — Holt den Totenwagen, ich werde den Unsterblichen nach Hause bringen!“ grunzt Kranzlow, selber nicht mehr ganz sicher auf den Füßen.

„Aber, mon Dieu! wer soll mich denn begleiten?“ entsetzt sich Marga plötzlich ganz weinerlich.

„Unsinn, — — Täubchen — ich bringe dich!“ lacht Roman mit einem neuen Versuch, sich zu erheben, „aber eine Droschke muß ich haben . . . zu Fuße is nicht.“

Eckert steht neben der jungen Sängerin und zieht sie mit undefinierbarem Blick auf den Berauschten von Ermönyis Seite hinweg.

„Das ist unmöglich —“ sagt er rauh. „Nehmen Sie, bitte, Ihren Mantel um, Fräulein Dallberg! Ich dürfte jetzt wohl ein zuverlässigerer Schutz sein wie ihr Herr Bräutigam.“

„Auch gut . . . meinetwegen . . . hast — der Kerl hat recht — — und . . . eifersüchtig bin ich ja nicht, Kinder —“

Mit einem beinahe verächtlichen Ausdruck in den ernsten Zügen wandte Eckert dem Wankenden den Rücken, um Marga behilflich zu sein, den Mantel anzuziehen. Die Kleine schlang den weißen Spitzenshawl um das Köpfchen und lächelt vertraulich zu ihm auf. „Sie sind entzückend liebenswürdig, amico mio! So recht in Wahrheit ein getreuer Ekkehard, welcher stets zur Stelle ist, mir Hilfe zu bringen. Wundern Sie sich nicht über Roman! An einem solchen Freudentag wie dem heutigen darf man es einem Künstler nicht übel nehmen, wenn er des Guten zu viel thut! Er trank ja auf mein Wohl, und Sie wissen doch, lieber Eckert: Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!“

Ein wunderliches Lächeln huschte um seine Lippen.

„Ich glaube, selbst der Rausch Ihres Bräutigams .... imponiert Ihnen, Fräulein Dallberg?“ fragte er.

Sie lachte silberhell auf. „Wenn ich ehrlich sein soll — ja! Es liegt so etwas Männliches darin, etwas, was ich ihm nicht nachthun könnte und möchte. Ein Mann kann auch im Laster groß sein! Und solche Männer, welche wie gute, friedliche Lämmer nur immer den Weg tugendhafter Pflicht trollen, die sind unbeschreiblich langweilig!“

„Daja, Sie sind ein Juwel!“ lachte Kranzlow mit ausgebreiteten Armen. „Wenn Sie 60 Pfund schwerer wiegen wollten, gäbe es keine bessere Frau für mich, als wie Sie!“

Marga ward momentan von Adalberts Seite gedrängt, was denselben einer Antwort enthob. Er stand und blickte kalt, beinahe feindselig auf das Häuflein lustiger Menschen, welche so sündhaft und gewissenlos mit den heiligsten Gefühlen spielten. — Vor einer kurzen Weile noch hatte er das „Kind“ aus tiefstem Grund seines Herzens bedauert. Da war es ihm zu Mute gewesen, als müsse er blutige Thränen um ihr Lebensglück weinen — jetzt hatte er weder Klagen noch Thränen mehr für sie. Ihre kindische Narrheit verdiente kein Mitleid, und es geschah ihr recht, wenn sie im Leben so lag, wie sie sich jetzt voll thörichter Laune bettete.

„Alles, alles geht vorbei,
Ach was bleibt von Glück und Mai?
Dürre Blätter! Dürre Blätter!“

intonierte die sentimentale Liebhaberin, und Kranzlow legte den Arm um Marga Daja und tanzte mit ihr, ehe sie sich's versah, einen flotten Walzer darnach!





XII.



Die schwüle Luft benahm dem Inspektor den Atem. Er sah, wie Roman Ermönyi auf unsicheren Füßen zu dem Zahlkellner trat und seine Börse zog.

Mit schnellem Schritt stand er an seiner Seite.

„Ich wünsche zu bezahlen, Kellner.“

Der Komponist umarmte ihn. „Geh nach Hause, mein Jungchen . . . . leg dich friedlich ins Bett . . . . heute berappe ich für uns alle! Den ganzen Schwindel für mich angekreidet, Kellner — die ganze Bagage da waren meine Gäste!“

Adalbert schob den Berauschten sehr energisch von sich und benutzte den Moment — während Marga hochatmend

herzueilte und zärtlichen Abschied von ihrem „ganzen Mann“ nahm, — um mit dem Kellner für seine Person abzurechnen. Dann wandte er sich mit einer kühlen Verneigung zu der jungen Sängerin: „Darf ich bitten, Fräulein Dallberg! Es wird wohl Zeit, zu gehen!“

Ermönyi war wieder auf einen Stuhl gesunken und ließ den Kopf tief auf die Brust hängen: „Müde . . müde! . . . eine Droschke, Kinder! . . . mir ist es so verdammt schläfrig! — Kranzlow, kleiner Satan du! such keine Händel mit mir . . . reize nicht den Löwen . . . du weißt — ich kann schauderhaft grob sein . . .“

Der Komiker klappte ihm statt aller Antwort mit dem weichen Filzhut auf den Kopf, schob den Arm kräftig unter den des Gefeierten und eskortierte ihn ohne große Umstände durch die Thür.

Marga wollte sich ausschütten vor Lachen: „Nein — es ist gar zu komisch! — Roman mit einem Schwipps . . . o, wie werde ich ihn damit necken!“ — und dann nahm sie ungeniert Eckerts Arm und schloß sich dem kleinen Trupp ihrer Gäste an.

Nur wenig Flammen brannten noch in den leeren Sälen des Lokals, die schwere Luft machte sich unangenehm bemerklich.

„Gott sei Dank, ein frischer Hauch!“ atmete Marga hoch auf, als sie in den blumengeschmückten Hausflur traten, „wie wohl das thut!“

Auf der Straße ein bewegter, lärmender Abschied. Nach allen Seiten zerstreute sich das übermütige Völkchen

und die Droschke, welche Roman und Kranzlow aufgenommen, rumpelte schläfrig die Straße hinab.

„Ich kenne Ihren Heimweg nicht, Fräulein Dallberg!“ sagte Eckert im Weiterschreiten zögernd, „wäre es nicht besser, auch einen Wagen zu benutzen?“

Sie schüttelte hastig das Köpfchen. „Luft! Luft, Clavigo! — Ich freue mich ja, noch einmal tüchtig ‚durchatmen‘ zu können. Das Wetter ist auch so schön —“

„Es droht mit Regen.“

„Nur eine kurze Querstraße noch, und wir sind am Ziel — Regen fürchte ich nicht, nur den Wind, den schrecklichen Wind! — Vor dem zittere ich!“

„Bringt er Ihnen Erkältungen mit?“

„Nein, das würde meine geringste Sorge sein.“

„Und was scheuen Sie sonst an ihm?“

Da schmiegte sie sich ganz fest an ihn und flüsterte mit angstvoll großen Augen: „Ich bin furchtsam! Ich graule mich wie ein Baby vor Dingen, welche ich nicht begreifen kann. Und den Wind, dieses unsichtbare, unheimliche Wesen, begreife ich nicht! Ist es nicht ein grausiger Gedanke, plötzlich von jemand gefaßt, gezaust und geschüttelt zu werden, den man gar nicht sieht? Etwas heulen und pfeifen zu hören, was man nicht festhalten und mit Augen schauen kann? — Welch ein geheimnisvolles Wesen fliegt um mich her? Was für Geisterhände berühren mich? — Puh — es ist so spukhaft! — Ich male mir jedesmal schreckliche Gespenster aus, welche da in der Luft herumtollen, und ich laufe

fort vor ihnen. Ich verstecke mich im fernsten Winkelchen, wenn die Sturmgeister durch die Straßen toben!"

Er schüttelte mit ernster Miene den Kopf. „Wie können Sie sich vor einer unserer harmlosesten Naturerscheinungen entsetzen, welche Ihnen jeder Gelehrte, ja wohl mancher Laie auf die einfachste Art erklären kann? Sie sind in der That ein Kind, Fräulein Dallberg, ein großes Kind. Vor dem Sausen und Wehen in der Luft fürchten Sie sich, und dem Sturm, dem wüsten Sturm der Leidenschaften in der Menschenbrust rufen Sie mit lachenden Lippen Beifall! Haben Sie nie daran gedacht, daß es viel gebotener sei, sich vor den unsichtbaren Gewaltigen zu hüten, welche nicht Mantel und Hut zausen, sondern den inneren Menschen voll roher Gewalt schütteln?"

„Nein, an so etwas denke ich nicht!" lachte sie naiv. „Warum auch? Was gehen mich fremde Leidenschaften an. Und was meinen Sie überhaupt mit dem ‚inneren' Menschen?"

„Ich meine die Laster, welche derart über einen Menschen hinbrausen können, daß sie ihn zu einem Tier erniedrigen und derart in den Staub herab drücken, daß sie alles in den Abgrund reißen, was Hand in Hand mit ihm geht!"

„Was kümmern mich die Verbrecher? Der Sturm, welcher sie packt, braust weit ab von mir."

„So? Wahrlich? Es giebt Verbrecher, welchen niemals ein Zuchthaus droht, Verbrecher, welche nicht mit Dolch und Gift Menschen töten, sondern welche heimlich und hinterlistig Tugend, Ehre, Sitte, Glück und Liebe

morden, Verbrecher, welche einen modernen Sklavenhandel treiben und ihren Opfern den Ring aufzwängen, welchen nur Selbstsucht und niedere Geldgier geschmiedet!"



„Mein Gott, wie wunderlich Sie sprechen! Ich verstehe Sie wirklich nicht!"

„Wirklich nicht?"

Sie blieb unter einer Gaslaterne stehen und sah einen Augenblick forschend in sein ernstes Gesicht. Dann lachte sie plötzlich hell auf und schlug übermütig die Hände zusammen.

„Eckert! Menschenkind! Zielen Sie etwa auf meinen armen Roman? Wollen Sie das liebe Unschuldslamm

gar zum Verbrecher stempeln, weil er heute abend ein Gläschen über den Durst getrunken? Mein Himmel, was für Pendanten seid ihr doch, ihr braven, weltfremden Leute aus der Provinz! — Als Sie ehemals Ihr landwirtschaftliches Examen glücklich bestanden und dieses frohe Ereignis feierten, haben Sie da nicht auch einen Rausch gehabt?"

„Nein! Ich gestehe es ehrlich ein, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen auch dadurch absolut nicht zu imponieren!"

„Das thun Sie allerdings nicht. Seien Sie mir nicht böse, aber ein Mann, der nicht trinken — und nicht bei guter Gelegenheit auch einmal zu viel trinken kann, der ist ein schlafmütziger Gesell, ein Schwächling, der niemals große Thaten vollbringen wird!"

„Ich darf Ihren Vorwurf ohne Erröten anhören. Ich bin zwar eine Schlafmütze und Schwächling in Ihrem Sinn, denn ich habe mir nie eine Unregelmäßigkeit im Trinken zu schulden kommen lassen, aber meine Pflicht habe ich trotzdem gethan. Ich zog als Unteroffizier anno siebzig mit in das Feld — und bin als Leutnant der Reserve, als Ritter des eisernen Kreuzes heimgekehrt. — War Herr Ermönyi auch Soldat?"

Marga biß sich auf die Lippe: „Nein, Gott sei Dank hat er sich nie unter das rohe Kriegsvolk gemischt!" trotzte sie eigensinnig; „denn er ist gleich mir der Ansicht, daß nicht allein auf dem Schlachtfeld große Thaten gethan werden! Haben Sie heute abend nicht das Feld der Ehre gesehen, auf welchem er seine Lorbeeren pflückte?"

„Sie pflückten noch mehr desselben an seiner Seite, und ein Lorbeer, welchen auch Frauenhände ernten können, deucht mir doch nicht derjenige stolzen Mutes und stolzer Mannhaftigkeit! — Den Künstlerlorbeer kann meiner Ansicht nach jeder Schwächling ernten, jede Schlafmütze, welche als Soldat unbrauchbar sein würde!"

„Sie sprechen nur von körperlichen Eigenschaften, ein Schwächling des Geistes wird auch niemals den Künstlerlorbeer erwerben! Und ich lasse es jedem Geschmack frei, der äußeren oder inneren Kraft den Vorzug zu geben!"

„Es bliebe abzuwarten, welcher Ehrenkranz sich dauerhafter erweist! Aus dem meinen hat nie eine Kritik ein einziges Blättlein gezupft!"

„Kritik!" höhnte Marga. „Spielen Sie auf Zeitungskritik an? Treten Sie doch einmal mit Ihren Heldenthaten vor ein tausendköpfiges und tausendzüngiges Publikum, und lassen Sie uns dann abwarten, wie viele Blättlein Ihnen die Mißgunst und Opposition an Ihrem Kranze läßt." — Sie legte jählings den Arm wieder in den seinen, lachte und hob mit reizendem Ausdruck ihr Gesichtchen. „Aber warum streiten wir uns um Kaisers Bart, amico mio? Wir waren soeben auf dem besten Wege, recht scharf ins Zeug zu gehen, Thorheit! Halte Jeder den Kranz, den er im Schweiße seines Angesichts erworben! Wüßte ich nicht, Sie Ritter ohne Furcht und Tadel, daß es lediglich die Eifersucht ist, welche aus Ihnen spricht und den Nebenbuhler verdächtigen möchte —" sie lachte

schelmisch auf — „so würde ich Ihnen Ihre Worte bitter übel nehmen, aber so — in diesem Falle —"

„Eifersucht?" er fragte es sehr kühl und sein Gesicht blickte in dem fahlen Lichtschein so steinern zu ihr herab, daß die junge Dame neben ihm ganz betroffen verstummte. Dann siegte abermals die übermütige Weinlaune, welche sie noch völlig beherrschte.

„Aber Inspektorchen — wollen Sie etwa leugnen?"

„Was soll ich leugnen?"

„Daß Sie immer ein großer Verehrer von mir gewesen?"

„Nein, das leugne ich nicht."

„Sehen Sie, o Sie Duckmäuser!"

„Ich verehre viel auf dieser Welt; aber nur das, was mir wirklich der Verehrung wert deucht!"

„Sehr schmeichelhaft. Also Sonne, Mond und Sterne!"

„Ganz recht, auch diese."

„Wissen Sie nicht, daß man die Sterne nicht begehren soll?"

„Gewiß weiß ich das, dies gebietet die einfachste Vernunft!"

„Und dennoch — dennoch eifersüchtig, Eckert?" Sie stützte sich fester auf seinen Arm und blickte mit zauberischem Lächeln zu ihm auf. Seine auffallend gleichgültige und gelassene Art überraschte sie, und weckte alle Teufelchen der Eitelkeit, eine Flamme zu schüren, welche sie lediglich zu ihrer Belustigung brennen sehen wollte.

Er wandte erstaunt den Kopf, mit aller Selbstbeherrschung sah er sie groß an. „Eifersucht? Sie gebrauchen dieses Wort zum zweitenmal, Fräulein Dallberg, und ich verstand es weder vorhin, noch jetzt!“

„Stolz lieb' ich den Spanier! — aber nicht meinen guten, alten Floringhofer Freund Eckert! Warum wollen wir uns nicht ehrlich aussprechen? Sie sind erbittert, das merke ich Ihnen aus jedem Wort und jeder Miene an, und doch möchte ich so gern im guten, alten Frieden von Ihnen scheiden!“

Seine Brauen zogen sich zusammen. „Sie dichten mir Gesinnungen an, welche mir durchaus fern liegen! Wären unsere gegenseitigen Beziehungen im mindesten getrübt, würde ich in diesem Augenblick nicht an Ihrer Seite schreiten! Wie kommen Sie auf die seltsame Idee, daß ich erbittert oder eifersüchtig sein soll?“

Sie ward unruhig, dieser ungewohnte Ton verdroß sie.

„Wie ich darauf komme?“ schmollte sie mit der Miene eines eigensinnigen Kindes. „Als ob ich auf diese Idee gekommen wäre!“

„Nicht Sie? Wer sonst?“

„Benedikta! wie können Sie noch fragen! Sie war es, welche in größter Aufregung zu mir kam, nach dem plötzlich verschwundenen Inspektor zu suchen! Da schuldigte sie mich direkt an, daß unglückliche Liebe Sie gar in den Tod getrieben habe!“

Ein lautes, sehr herzliches Lachen. „Baroneß hat sich

wohl einen Scherz erlaubt! — Welch eine Liebe sollte so groß sein, daß sie diejenige zu meinen Kindern entwurzeln könnte! Nein, Fräulein Dallberg, so sentimental, oder besser gesagt, so ehrlos bin ich nicht beanlagt, jemals um der Liebe willen die Pflicht zu vergessen! Wie kam Fräulein von Floringhoven auf diese unglückliche Idee, zu welcher nicht die mindeste Veranlassung vorlag?"

„Keine Veranlassung?" fuhr Marga pikiert empor, „sie glaubte wohl, der heutige Abend sei Veranlassung genug!"

„Inwiefern? Verzeihen Sie, Fräulein Dallberg, ich Schlafmütze bin schwer von Begriffen!"

Ihre Lippen zuckten ironisch. „Sie wären wohl nicht der einzige Mann, welcher heute abend Feuer für die ‚Todgeweihte' gefangen!"

Abermals lachte er leise vor sich hin. „Und wenn ich es dennoch wäre?"

Sie brauste ärgerlich empor. „Dann wäre es eine Lüge, welche ich nicht glaube!"

„Ei, ei, wie eingenommen solch ein junge Dame doch ist!" spottete er, immer kühler und kaltblütiger werdend, je mehr sich seine Begleiterin erhitzte, und ein Gespräch heraufbeschwor, welches der solide Pedant an ihrer Seite ebenso unpassend wie abstoßend fand. „Und warum sind Sie so überzeugt von meinem eroberten Herzen?"

Sie warf das Köpfchen zurück. „Weil das Herz in den Augen liegt und sich hie und da verrät!"

„Sollte aber die Eitelkeit auch in dieser Beziehung nicht

mehr sehen, als vorhanden ist, — gerade nur das, was sie gern sehen möchte?"

„Möchte?"

„Fraglos möchte. Wäre es Ihnen gleichgültig, ob ich an Ihrem Triumphwagen mitziehe oder nicht, würden Sie mir jetzt nicht gewaltsam Gefühle aufnötigen, welche mir durchaus fern liegen!"

„Sie liegen Ihnen fern, seit meine Verlobung veröffentlicht ward!" stieß sie brüsk hervor. Die verwöhnte kleine Dame hatte niemals einen Widerspruch ertragen und nie in einem Streit vor dem Gegner die Waffen gestreckt; auch jetzt führte sie voll unüberlegten Trotzes den Disput fort, gleichviel ob sie eine klägliche Rolle dabei spielte oder nicht.

„Ich wußte noch nichts davon, als ich das Theater verließ!"

Sie stutzte. „Und warum entflohen sie aus dem Theater? Aus Vernunft, um dem Einfluß eines Sternes, welchen man nicht begehren darf, zu entgehen?" Sie lehnte sich fester auf seinen Arm und blickte schmeichelnd zu ihm empor. „Seien Sie doch nicht so halsstarrig. Ist es denn so schlimm, einem Weibe gegenüber der Besiegte zu sein? Ist es denn eine Schande zu lieben, war es eine Sünde von mir, den Mann zu wählen, welchen mein Herz erkor? — Warum wollen wir nicht aufrichtig zu einander sein? — Sie sollen und müssen als Freund von mir gehen!"

„Das thue ich, Fräulein Dallberg, und versichere Sie

abermals, daß ich Ihnen nichts, absolut nichts übel genommen habe! Wenn ich das Theater vorzeitig verließ, so geschah es aus Abneigung gegen eine Schaustellung, welche mir nicht sympathisch war. Die Marga Daja auf der Bühne drunten gefiel mir nicht so gut wie diejenige in Floringhof.

„Wie? — wie?!“ rief die junge Sängerin mit einem Ausdruck des Entsetzens in dem reizenden Gesicht, welcher den Sprecher überraschte. „Ich habe Ihnen nicht gefallen? Sie sind unzufrieden mit mir?!“

Er sah ihr ernst in die Augen. „Nein, Fräulein Dallberg, Sie haben mir nicht gefallen!“ sagte er fest. „Ihr Herr Bräutigam ist nicht zugegen und kann meine Ansicht nicht als Opposition gegen die seine auffassen. Ich achte in Ihnen die holde anmutige Weiblichkeit, welche es verstand, durch unbewußten Zauber zu entzücken. Heute abend entzückten Sie das Publikum nicht unbewußt, sie entzückten es durch eine Menge von Kunstmitteln, welche Ihnen Ihr Beruf wohl gebietet, welche Sie aber in meinen Augen entwürdigten. Ich habe keinen Sinn für das Theater, ich bin zu engherzig, um es zu billigen, daß eine Dame, die ich hochachte, als Zielscheibe aller Wünsche und Begierden, aller Lästersucht und frivoler Beurteilung auf die Bretter gestellt wird. Ich nenne mich nur Ihren Freund, Fräulein Marga, und bin — in diesem Falle haben Sie vielleicht recht — zu eifersüchtig auf Ihre Würde, um Sie mit einem hundertköpfigen Publikum lachen und kokettieren zu sehen, — wäre ich

Ihr Verlobter oder Ihr Gatte, würde ich Sie zu lieb haben, um Sie auf der Bühne erblicken zu können. Sie hören, ich bin ehrlich. Was vielleicht Hunderte von leichtdenkenden Männern entzückt, hat mich ernüchtert. Mein Geschmack, die Frauen betreffend, ist ein anderer, und Margarete Dallberg in Floringhof war mir ohne Lorbeer, ohne Schimmer und Glanz, ohne Ruhm und Ehren tausendmal lieber als Marga Daja, welche heute abend den größten der Erfolge gefeiert!"

Wie vom Donner gerührt, stand sie an seiner Seite. Minutenlang rang sie nach Atem. Dann hob sie mit aufblitzenden Augen den Kopf. „Sie sagen mit anderen Worten, Roman Ermönyi liebe mich nicht, weil er meinen Triumphzug über die deutschen Bühnen nicht aus prüdem Egoismus verhindern will?" Ihre Stimme klang scharf, sie löste jählings die Hand aus seinem Arm und zog die Nachtglocke der Hausthür, vor welcher sie standen.

„Er liebt Sie — aber . . . wie er sagt — auf seine Art!" Hochaufgerichtet stand er neben ihrer Elfengestalt.

„Und seine Art dürfte mir wohl die wahre und richtige dünken! Ich danke Ihnen für Ihr Geleit, Herr Eckert, ich bin zu Hause!

Er blickte sie ernsthaft an. „Leben Sie wohl, Fräulein Marga, und wenn ich Ihnen noch einen Freundesrat mitgeben darf für Ihr zukünftiges Leben, so folgen Sie dem kindlichen Instinkt, welcher Sie mahnen will, fürchten Sie den Wind und Sturm —! Nicht jenen, der unter

Gottes freiem Himmel weht, sondern jenen, welcher in den Menschenherzen alles Glück über den Haufen bläst!"

Er bot ihr die Hand zum Abschied entgegen, mit kurzem, spöttischem Auflachen wandte ihm das „Kind" jedoch den Rücken und flog wie ein Schatten durch die breite Hausthür, welche der Portier, auf ihr Klingeln erscheinend, vor ihr öffnete.

Ohne Gruß, ohne Abschiedswort schied sie, und die schweren Thürflügel schlugen laut krachend hinter ihr zu.

Einen Augenblick noch stand Adalbert Eckert und wartete, bis der flackernde Lichtschein hinter den Flurfenstern verschwand, dann hob er das Haupt in den Nacken, stolz und hochaufatmend wie ein Kämpfer, welcher einen schönen Sieg errungen.

Und er hatte gesiegt, hatte die schlimmen Gaukelbilder seines Herzens in die Flucht geschlagen, jene trügerischen Phantome, welche ihm Frieden und Glück rauben wollten! Als er die Reise nach der Residenz antrat, hatte er nur den einen selig scheuen Wunsch gehabt, seinen Lieblingen daheim eine neue Mutter mitbringen zu können, da lebte Margas Bild noch im fleckenlosen Glorienschein seiner anbetenden Liebe, und jetzt, als er heimkehrt, dankt er Gott auf den Knien, daß er seine Kinder vor einer Stiefmutter bewahrte, welche ihnen wohl manches, nur nicht das, was sie je beglücken würde, zugetragen hätte.

„Ich hatte einst ein blondes Mädchen lieb, — es war ein Traum!"

Wie oft hatte er unter dem Fenster gelauscht, wenn Benedikta dieses Lied gesungen, wie oft hatte er lächelnd



das Haupt geschüttelt und diesen eigenartigen Text nicht recht begriffen. Es war ein Traum! Kann ein großer, vernünftig denkender Mann mit offenen Augen träumen? —

Ja, er kann es, er kann wundersüß träumen, ahnungslos, daß er an einem Abgrund ruht, aber er kann, gottlob, auch erwachen! Die Morgenluft streicht frisch daher, am Himmel flammt der erste gelbrote Gruß des jungen Tages empor, und Adalbert Eckert schreitet ihm erlösten Herzens entgegen.

Benediktas Stimme klingt ihm vor den Ohren: „Ich hatte einst ein blondes Mädchen lieb, ... es war ein Traum.“ Aber die Worte klingen nicht mehr todtraurig wie in dem Turmzimmer von Floringhof, sondern auch durch sie hallt ein heimlicher Frühlingstrost gesegneten Erwachens aus einem Winterschlaf und Wintertraum.

— — — — Marga Daja drückte das brennende Antlitz in die Kissen.

Sie war so müde gewesen, so todmüde.

Nun lag sie mit weit offenen Augen und konnte doch nicht schlafen!

War es die Erregung, der haltlose Jubel eines jungen bräutlichen Glückes, welche ihr die pochende Glut in die Schläfen trieben und rosige Zukunftsbilder vor ihr entrollten? — Bilder voll Liebe und friedlichen Glücks, Bilder voll Paradieseswonne und Seligkeit?

O nein, Marga Daja dachte kaum an den Ring an ihrem Finger.

Sie hatte ja schon lange genug Zeit gehabt, sich seiner im voraus zu freuen und ihre Eitelkeit in seinem Glanze zu sonnen. Was bedeutete dieser goldene Reif für Marga Daja? Den Triumph, die Frau eines berühmten Mannes

zu werden, um welchen sich die meisten Kolleginnen so sehr bemüht hatten, und welcher unter allen ihr den Vorzug gegeben! Die angenehme Aussicht, in baldiger Ehe frei und selbständig zu werden.

Marga Daja war eines jener unzähligen Mädchen, welche zu eingebildet sind, um lange auf einen Mann warten zu wollen, welche darauf losheiraten, ohne zu überlegen, „ob sich das Herz zum Herzen findet", welche um jeden Preis — je eher, je besser — unter die Haube zu kommen streben. Voll kindischer Illusionen, leichtlebig, anspruchsvoll und ahnungslos dessen, was die Hausfrauenwürde und Hausfrauenbürde von ihnen verlangt, rennen sie blindlings in Fesseln hinein, welche sie nicht sehen wollen und welche sie nun doch für ein ganzes Leben ertragen sollen!

Was Wunder, wenn der goldene Ring am Finger zu dem ersten Glied einer unerträglichen Kette, wenn der Treueschwur des Verlöbnisses zur Kriegserklärung für die unglückliche Ehe wird!

Marga Daja hatte niemals weit vorausgedacht. Der Reif, welchen Roman ihr unter Lachen und Scherzen angesteckt, hatte seinen Zauber verloren, seit sie ihn besaß, gleichwie ein Kind gelangweilt ein Spielzeug beiseite wirft, wenn es den Reiz der Neuheit verloren. Roman Ermönyi hatte sie anfänglich durch seine Gleichgültigkeit gar zu unbeschreiblich geärgert und ihre eigensinnige Eitelkeit entflammt, gerade ihn, den Opponisten beherrschen zu wollen.

Sie hatte es niemals ertragen, übersehen oder vernachlässigt zu werden, und hatte es auch dem jungen Komponisten gegenüber sich in den Kopf gesetzt, ihn wie alle anderen zu ihren Füßen zu sehen; Trauben, welche hoch hängen, sind für den Ehrgeiz nicht immer sauer, sondern doppelt heiß begehrt. Es liegt in der menschlichen Natur, etwas dringend Erwünschtes mit allen denkbaren Vorzügen und Vollkommenheiten auszuschmücken, und auch Margas Phantasie arbeitete sich gewaltsam in Illusionen hinein, welche Roman Ermönyi mit den Tugenden eines Halbgottes umgaben.

Da sie nur das Beste an ihm sehen wollte, so sah sie es auch; denn teils war sie nicht scharfblickend und Menschenkennerin genug, um die Schwächen und Fehler zu entdecken, andererseits schloß sie gewaltsam die Augen, voll kindischer Eigenwilligkeit bei der Überzeugung verharrend: „Was ein Ermönyi thut, ist ein für allemal wohlgethan.“

Und nun lag sie mit fiebernden Pulsen in den Kissen, starrte auf die Fenstergardinen, welche immer heller und rosiger von dem erwachenden Tag durchleuchtet wurden, und krampfte in ohnmächtiger Erregung die kleinen Hände zusammen.

Sie dachte mit keinem Gedanken an den Bräutigam, der war besiegt und mit Rosenketten gebunden als überwundener Standpunkt vor ihre Füße niedergelegt, — sie dachte lediglich an ihn! Den Unerhörten, Empörenden, welcher es gewagt hatte, einer Marga Daja Dinge in

das Gesicht zu sagen, wie es noch kein Sterblicher vor ihm sich erdreistet!

War es auszudenken! — Er, der Inspektor Eckert, der Mann ohne Sang und Klang! Der Bauer — — der Habenichts! Der Unteroffizier in Civil — er, er hatte vor Schluß das Theater verlassen, weil ihm Marga Daja in ihrer herzbestrickenden Glanzrolle — nicht gefiel.

Ist solch eine Vermessenheit auszudenken?

Früher in Floringhof hat sie ihm besser gefallen? Undenkbar! Ist sie während weniger Wochen etwa alt und häßlich geworden?

Nein, tausendmal nein! Sie hat ja genugsam Beweise, wie viel Eroberungen sie just gestern abend gemacht, und er — dieser will ihr opponieren.

Sollte es nicht Haß und Rache gegen die „Braut des Anderen“ gewesen sein?

Nein, er ahnte ihre Verlobung noch nicht, als er das Theater verließ, er entfernte sich mit gleichgültigem Vorsatz, Marga Daja nicht wiederzusehen; sein Erscheinen in dem Lokal war thatsächlich der Zufall, das sah sie seinem entsetzten Gesicht an, mit welchem er sie anstierte. Hatte sie ihn nicht beinahe gewaltsam in ihren Kreis fesseln müssen? Hat er nicht stets von neuem versucht, sich zu verabschieden?

Wieviele Hunderte hätten wohl alles darum gegeben, an diesem Abend einer Marga Daja gegenüber sitzen zu können, und er, die Einfalt vom Lande, wendete ihr ungerührt den Rücken.

—

Wie ist das möglich?

Er war ihr glühender Verehrer, warum ist er es plötzlich nicht mehr? Sie Thörin hatte sich eingebildet, sein stummes unbeholfenes Wesen in der Garderobe sei hochgradiges Entzücken gewesen.

Unsinn! — Es war wohl schon ein mißbilligendes Mustern ihrer Persönlichkeit.

Wehrte er es anfangs nicht auch ostensibel ab, daß sie ihm noch ein Billet verschaffte? Führte er sein Erscheinen im Theater nicht lediglich auf einen Befehl Benediktas zurück?

Was war geschehen?

Brennende Glut steigt plötzlich in Margas Wangen. Vielleicht war es unbedacht von ihr, sich diesem soliden Naturmenschen in ihrem Theaterputz so ganz in nächster Nähe zu zeigen! Seine scharfen Augen sahen die künstlichen Hilfsmittel, welche ihre Schönheit bildeten. Und das hatte den strengdenkenden Moralisten ernüchtert.

Sagte er nicht: Sie entzückten das Publikum nicht unbewußt, sondern durch eine Menge von Kunstmitteln? — Fraglos! Ihr Kostüm, ihre Perrücke, ihre Schminke hat ihn entrüstet! — Hahaha! dieser prüde Josef! — Marga möchte auflachen, aber sie kann es nicht, ihre Kehle ist wie zugeschnürt. Sie gräbt die spitzen Zähnchen in die Lippe.

Und waren es diese Kunstmittel allein, welche er verdammte? — Nein, er richtete ja auch ihr Lächeln und Kokettieren in das beifallspendende Publikum. Er hat es

genau beobachtet, wie sie mit Blick und Miene bemüht war, das Feuer noch zu schüren.

Einfaltspinsel der! Was verstand er von den Sitten und Gebräuchen einer Coulissenwelt.

Ein Schneeball zündet nicht! Und ein gleichgültiges und kaltes Publikum applaudiert nicht. Wo sollte Erfolg und Renommee herkommen, wenn die Divas kein Lächeln, keinen feurigen Blick für die Menge übrig hätten?

Nur ein Pedant, ein derart beschränkter Mann vom Lande kann solch verbauerte Ansichten aussprechen. Was liegt Marga Daja daran?

Mag er doch zwanzigmal nach Hause gehen! Es bleiben noch unzählige, maßgebende Augen, Ohren und Hände in dem Opernhaus, welche voll distinguierteren Geschmacks eine erste Sängerin auf den Schild heben!

Und doch, — und doch! —

Hier, tief innen, ganz heimlich und unbezwinglich regt sich etwas in Margas eitlem Herzen, was einem tief verletzten Stolze gleicht!

Der Funken brennt, welcher eine Feuersbrunst entzünden kann.

Es wurmt sie! Es nagt ihr an der Seele.

Noch nie hat ihr Selbstbewußtsein eine solch empfindliche Niederlage erlitten.

Ein Mann, welcher sie geliebt hat, wendet sich gleichgültig von ihr, in einem Augenblick, wo Marga Daja die höchste Sprosse des Ruhmes erklommen. Wie ist das möglich? — Ehemals ärgerte es sie, daß dieser Inspektor

ohne Namen und Mittel, dieser simple Mann aus dem Volke es wagte, die Augen zu ihr, der verwöhnten, anspruchsvollen, kleinen Theaterprinzessin zu erheben, und jetzt verletzt und ergrimmt es sie noch tausendmal mehr, daß dieser selbe Mann es wagt, sie kaltlächelnd aufzugeben!

Was je an Selbstüberhebung und Gefallsucht in ihr geschlummert hat, bäumt sich wild auf gegen diese Niederlage.

Sie will nicht von ihm übersehen und beiseite geschoben sein! Er soll an ihre Macht glauben, er soll vor ihren Füßen im Staub liegen wie jeder andere, welcher Margas Weg kreuzt! Will er etwas Besseres sein, als Roman Ermönyi?

Beim Himmel, er bildet es sich ein!

Wie stolz, wie verächtlich blickte er auf den Berauschten nieder, welcher nicht mehr im stande war, seiner Braut ein Schutz und sicheres Geleit zu sein, als Roman den Arm um ihn legte mit der Versicherung, die ganze Zeche bezahlen zu wollen!

Das duldete der Bettelstolz eines Gutsinspektors nicht. Marga ballt die Hände und preßt sie gegen die Stirn.

Es ist empörend! Es ist eine Schande!

Warum passierte Roman auch gerade an diesem Abend das Pech, sich zu betrinken? — Jeder wird es an solch glänzendem Doppelfest begreiflich und verzeihlich finden, nur er — der Sittenrichter aus Floringhof nicht!

Und ihm gegenüber ärgert es Marga doppelt. Wie

selbstbewußt und prahlerisch sagte er: „Ich war nie in meinem Leben unmäßig!“

Er! natürlich er, der keinen Groschen zum Vertrinken hat! Früher ist er allerdings reich gewesen, aber — pah! Er war wohl schon damals derselbe schlafmützige Patron wie heutzutage, welcher seine Kinder wiegt, ihnen die Windeln unterlegt und um die Wette mit ihnen frische Kuhmilch kneipt! Könnte sie doch nur lachen! — unbändig und hohnvoll lachen! aber sie kann es nicht!

Unmäßig! Welch ein Vorwurf für Roman! Es fehlt nur noch, daß er ihn einen Trunkenbold und Wüstling nennt! Im Herzen thut er es fraglos, sein verächtlicher Blick brennt ihr noch in der Seele. Und so — so wagte er einen Ermönyi anzusehen! Was gäbe sie darum, hätte Roman an diesem Abend weniger gezecht!

Sie erträgt die Geringschätzung dieses Bauerntölpels nicht!

Und welch ein Selbstbewußtsein! Welch ein Hochmut, mit welchem er es wagt, auf den berühmten Komponisten herabzublicken! Sein Lorbeerkranz deucht ihm womöglich verdienstvoller, als jener des unsterblichen Künstlers!

Er ist Soldat gewesen! — Lächerlich! jeder Bauernjunge mit geraden Knochen wird Soldat, — das Hirn spricht in dieser Stellung nicht mit!

Aber . . . er ist als Offizier, er ist als Ritter des eisernen Kreuzes heimgekehrt, und daß zu solch einer Auszeichnung und Dekoration nicht allein heldenhaftester Mut, sondern auch ein großer Teil Verstand, Geistesgegenwart

und die erforderliche Bildung notwendig sind, das weiß selbst eine Marga Daja!

Sie wühlt das Gesicht in die Kissen, Thränen leidenschaftlicher Erbitterung treten ihr in die Augen. Warum ist Roman nicht auch Soldat gewesen? Warum ward er nicht Reserveoffizier? Warum holte er sich keine Dekoration aus dem Feldzuge heim? Marga könnte ihn in diesem Augenblick darum hassen!

Weil er nicht genug auf der Schule gelernt hat, weil er ein zu schwächlicher, kraftloser Mensch war, um dreijährig dienen zu können, um sich überhaupt zum Kriegsdienst zu eignen.

Schwächling! so hatte sie Eckert genannt, ihn, der wie ein Herkules, wie ein Riese Roland, gesundheitstrotzend, markig und heldenhaft neben dem kleinen, bleichen, hageren Roman stand!

Jetzt sieht es Marga beinahe ein, daß sie sich mit dieser Anschuldigung lächerlich gemacht!

Aber sie will es nicht einsehen, sie will es nicht. Liegt die Kraft allein in den Fäusten?

Auch den kleinen, schwächlichen Künstler schmückt der Lorbeer.

Er schmückte ihn wohl nicht, wenn nicht die Heldenkraft und der stolze Siegesmut unserer wackeren Vaterlandsstreiter den Feind aus den Gauen des lieben deutschen Reichs ferngehalten!

Wie kommt ihr dieser ketzerische Gedanke? Will sie etwa dem Prahlhans Eckert recht geben?

Sie beißt, außer sich vor Zorn und Leidenschaft, die Zähne zusammen.

Sie will die beiden Männer nicht vergleichen, sie zittert in dem Gedanken, daß Romans lorbeergekrönte Zwerggestalt vollkommen Luft und Dunst neben dem blondbärtigen Riesen wird.

Sie will überhaupt nicht mehr an ihn denken! Wer sich untersteht, eine Marga Daja so tödlich zu beleidigen, wie er, muß in Zukunft aus dem Register alles Existierenden gestrichen sein!

Und doch möchte sie so gern ihm gegenüber die Scharte auswetzen! Sie empfindet es mit quälender Pein, daß sie sich sehr viel ihm gegenüber vergeben hat, daß sie sich unsterblich blamierte mit ihren Bemühungen, ihn um jeden Preis zu ihrem unglücklich liebenden Verehrer zu stempeln! Es überkommt sie wie eine sinnlose Wut, ihn um jeden Preis, aus Rache, dazu zu machen!

Nur ihr Freund! — Auch der nicht mehr. —

Er war als Freund selbst zu eifersüchtig, sie auf der Bühne zu sehen, und die Anschuldigung, die er Roman dadurch entgegenschleudert, — — o, Marga versteht sie, und sie möchte wild aufschreien vor Empörung. Liebt Roman sie etwa auch nicht?

„O ja —“ hatte er ironisch gelächelt: Er liebt Sie, — aber auf seine Art!“ — —

Welch eine Art ist es? — Eine Liebe, welche keine Eifersucht kennt, eine Liebe, welche sich ohne Mißgunst der glänzenden Erfolge der Gattin freut!

Ist das keine echte Liebe? — Lächerlich! welch eine wäre passender und erwünschter für eine Daja als just solche?

Würde es ihr angenehm sein, ihr junges Leben hinter Floringhofs Mauern einsam zu vertrauern? Welch ein gräßlicher Gedanke! Das hieße sie morden! — Und doch ... Marga Daja hat überspannte Ideale! Sie sagte noch jüngsthin: „Wie beneide ich die Desdemona! Es muß doch schön sein, so über alles, so voll wilder Glut geliebt zu werden! Besser unter den Händen eines solchen Liebhabers sterben, als an der Seite eines gleichgültigen Mannes zollweise erfrieren!“ —

Daran dachte sie jetzt. Tief erschöpft sank sie in die Kissen zurück.

Plötzlich war es ihr, als stehe Adalbert Eckert vor ihr, riesenhaft groß, stark und gewaltig wie Othello, mit Augen, welche wie ein Gemisch von wahnsinniger Liebe und voll tödlichen Zornes glühen, — und er faßt sie mit den starken Armen und preßt sie an sich, daß sie ersticken muß wie Desdemona.

Sie will aufschreien — sie kann es nicht. Seine Leidenschaft zermalmt sie. — Ein Schauer rieselt durch ihre Glieder, halb Wonne, halb Todesweh.

Sie stirbt — sie vergeht in Liebe — !

Wild zuckt sie empor und starrt mit weit offenen Augen um sich.

Sie ist allein.

Adalbert Eckert weilt fern von ihr und denkt nicht

mehr an sie — und Roman? Roman ist ja nicht eifersüchtig.

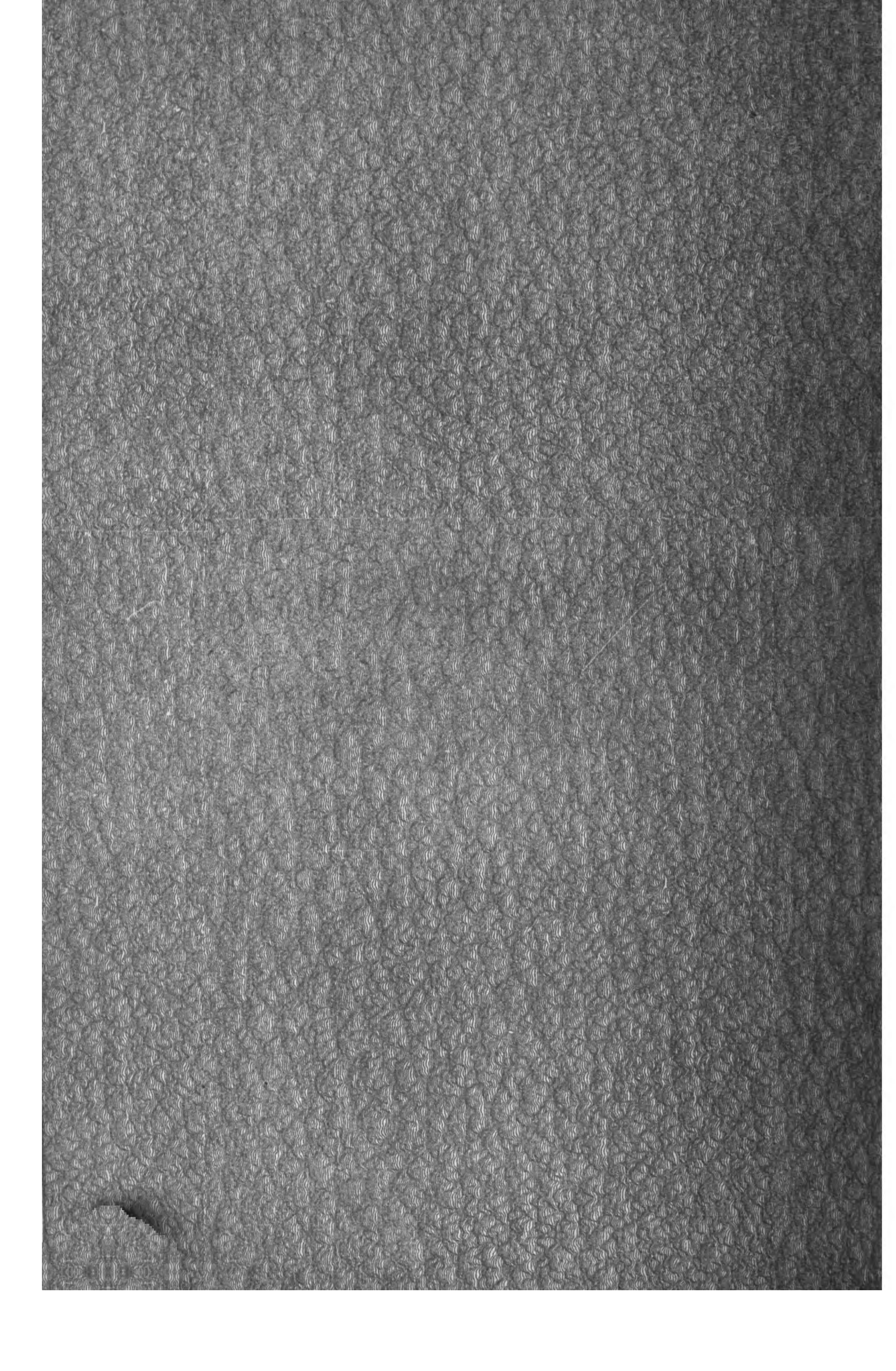
Aufseufzend schließt sie die Augen, sie vergeht nicht in den Untiefen allgewaltiger Liebe ....

— — — es war ein Traum.

Langsam hebt sich die Frühlingssonne über den Horizont.



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06450 2209

